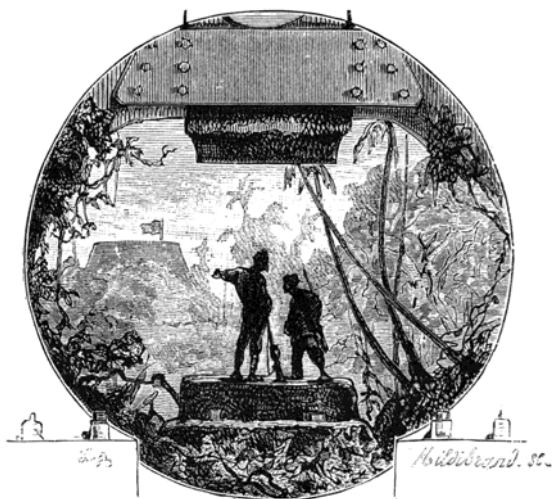


Jules Verne

Die 500 Millionen der Begum

Mit 43 Illustrationen von Léon Benett



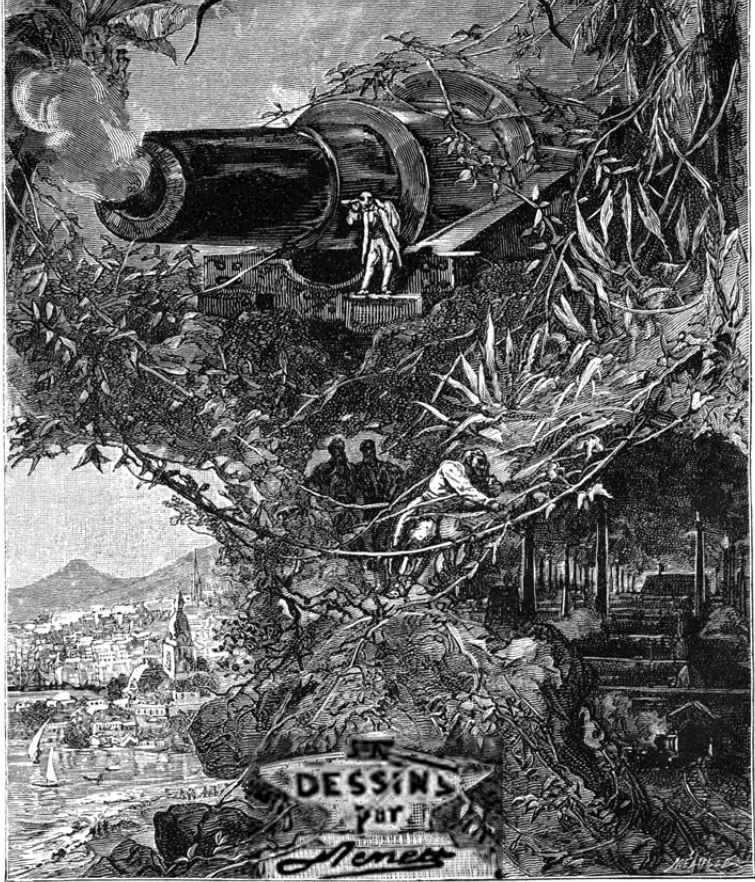
Titel der Originalausgabe:

Les Cinq Cents Millions de la Bégum (Paris 1879)

Nach zeitgenössischen Übersetzungen
überarbeitet von Günter Jürgensmeier

LES 500 MILLIONS DE LA BEGUM

SOUS VERNE





1. KAPITEL

In dem Mr. Sharp sich beim Leser einführt

»Diese englischen Zeitungen leisten doch wirklich alles mögliche!« sprach der wackere Doktor so für sich hin, während er sich's in dem großen, lederbezogenen Lehnstuhl bequem machte.

Doktor Sarrasin liebte den Monolog von jeher als eine Art Zerstreuung.

Er war ein Mann von 50 Jahren, mit feinen Zügen, lebhaften, durch die Stahlbrille hervorblitzenden Augen und ernster, doch liebenswürdiger Physiognomie, kurz, er gehörte zu den Leuten, bei deren erstem Anblick man sich sagt: Das ist ein braver Mann. Auch in der heutigen frühen Morgenstunde zeigte sich der Doktor, ohne daß seine Erscheinung etwas Gesuchtes verriet, schon frisch rasiert und mit blendendweißer Krawatte.

In seinem Hotelzimmer zu Brighton lagen da und dort die ›Times‹, der ›Daily Telegraph‹ und die ›Daily News‹ ausgebreitet. Es schlug eben 10 Uhr, doch hatte der Doktor schon Zeit gefunden, einen Weg in die Stadt zu machen, ein Krankenhaus zu besuchen und, nach seinem Hotel zurückgekehrt, in den wichtigsten Tagesblättern Londons den ausführlichen Bericht über eine Denkschrift zu lesen, die er erst vorgestern dem großen internationalen hygienischen Kongreß vorgelegt hatte und die einen von ihm erfundenen »Blutkügelchen-Zähler« betraf.

Auf einem mit sauberer Serviette überdeckten Teebrett standen vor ihm ein schwach gebratenes Kotelett, eine Tasse dampfenden Tees und mehrere delikate Röstschnittchen, welche die englischen Köchinnen so vorzüglich zubereiten, weil ihnen die Bäcker dazu eine besondere Sorte kleiner Brote liefern.



»Ja, ja«, wiederholte er, »die Zeitungen des Vereinigten Königreichs leisten wirklich alles mögliche, das ist nicht zu leugnen! Die Speech des Vizepräsidenten, die Antwort von Doktor Cigogna aus Neapel, die Darlegung aus meiner Denkschrift – alles ist im Flug, auf frischer Tat erfaßt, fotografiert möcht' ich's nennen.«

»Doktor Sarrasin aus Douai hat das Wort. Das ehrenwerte Mitglied des Kongresses spricht französisch. ›Die verehrten Zuhörer werden entschuldigen‹, beginnt er, ›daß ich mir diese Freiheit nehme; Sie verstehen aber jedenfalls alle meine Muttersprache besser, als ich mich in der ihrigen auszudrücken vermöchte‹.«

»Fünf Spalten kleiner Schrift! Ich weiß nicht, ob der Bericht der ›Times‹ den Vorzug verdient oder der im ›Telegraph‹ ... zuverlässiger und eingehender kann man eben nicht referieren!«

Hier stand Doktor Sarrasin eben in seinem Gedanken-gang, als der Zeremonienmeister in höchsteigener Person – einen geringeren Titel würde man der untadelhaft schwarzgekleideten Persönlichkeit kaum beizulegen wagen – an die Tür klopfte und anfragte, ob »Monsiou« zu sprechen sei.

»Monsiou« ist eine beliebte Allgemeinbezeichnung bei den Engländern, die sie instinktiv allen Franzosen gegenüber gebrauchen, so wie sie gegen alle Regeln des Anstands zu verstoßen fürchten würden, wenn sie einen Italiener nicht mit »Signor« und einen Deutschen nicht mit »Herr« anredeten. Gewiß hat diese durchgängig eingebürgerte Ge-

wohnheit wenigstens den Vorteil, die Nationalität der Leute gleich von vornherein kenntlich zu machen.

Doktor Sarrasin hatte die ihm überreichte Karte in der Hand. Staunte er überhaupt schon darüber, in einem Land, wo er keinen Menschen kannte, Besuch zu erhalten, so war das noch mehr der Fall, als er auf dem kleinen, länglich-viereckigen Kärtchen las:

Mr. Sharp, *Solicitor*,
93 *Southampton row*,
LONDON.

Er wußte, daß ein »Solicitor« der einheimische englische Anwalt war, oder vielmehr ein Bastard-Rechtsbeflissener, ein Zwischending zwischen Kanzleianwalt und Advokat, etwa der frühere Prokurator.

»Was, zum Teufel, kann ich mit diesem Mr. Sharp zu schaffen haben«, fragte er sich selbst. »Sollte ich mich unbewußterweise vergangen haben? Sind Sie sicher, daß diese Karte mir gilt?«

»O yes, Monsiou.«

»Gut, lassen Sie den Herrn eintreten.«

Der Zeremonienmeister öffnete die Tür einem noch jungen Mann, den der Doktor auf den ersten Blick als Angehörigen der großen Familie der »Totenköpfe« erkannte. Seine dünnen oder vielmehr vertrockneten Lippen, die langen weißen Zähne, die unter der pergamentartig durchschimmernden Haut fast offen liegenden Schläfengruben, der mumienhafte Teint und die kleinen Augen mit ihrem

wahrhaft stechenden Blick versetzten ihn unzweifelhaft in die Klasse jener, uns immer etwas abstoßenden Erscheinungen. Sein Skelett verbarg sich von den Fersen bis zum Hinterhaupt unter einem großkarierten Überrock, und in der Hand trug er eine Reisetasche aus lackiertem Leder.

Diese Person trat ins Zimmer, grüßte flüchtig, legte Reisetasche und Hut ab, setzte sich, ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, und sagte:

»William Henry Sharp junior, Associé des Hauses Billows, Green, Sharp & Co. Ich habe doch die Ehre, Herrn Doktor Sarrasin ...«

»Gewiß, mein Herr.«

»François Sarrasin?«

»Das ist mein Name.«

»Aus Douai?«

»Mein gewöhnlicher Aufenthaltsort.«

»Ihr Vater hieß Isidore Sarrasin?«

»Ganz richtig.«

»Wir gehen also davon aus, daß er Isidore Sarrasin hieß.«

Mr. Sharp zog ein Notizbuch aus der Tasche und fuhr fort:

»Isidore Sarrasin, gestorben zu Paris im Jahr 1857, 6. Arrondissement, Rue Taranne Nr. 54, Hotel des Ecoles, jetzt abgebrochen.«

»Alles in Ordnung«, bestätigte der Doktor mit wachsendem Staunen. »Würden Sie mir nun erklären ...«

»Seine Mutter hieß Julie Langévol«, fuhr Mr. Sharp unbeirrt fort. »Sie stammte aus Bar-le-Duc, war eine Tochter

von Benedict Langévol, wohnhaft in der Sackgasse Lorient, gestorben 1812, wie aus den amtlichen Registern genannter Stadt hervorgeht – diese Register sind eine höchst schätzbare Einrichtung, mein Herr, eine ungemein unschätzbare – Hm! Hm! ... und Schwester von Jean Jacques Langévol, Tambourmajor des 36. leichten ...«

»Ich gestehe Ihnen«, fiel hier der über diese umfassende Kenntnis seiner Genealogie verwunderte Doktor ein, »daß Sie über verschiedene Punkte besser unterrichtet scheinen, als ich es selbst bin. Wirklich lautete der Familienname meiner Großmutter Langévol, das ist aber auch alles, was ich von ihr weiß.«

»Sie verließ Bar-le-Duc im Jahr 1807 mit Ihrem Großvater Jean Sarrasin, den sie schon 1799 geheiratet hatte. Beide wandten sich zur Etablierung eines Klempnergeschäfts nach Melun und verblieben dort bis 1811, in welchem Jahr Julie Langévol, verehelichte Sarrasin, verstarb. Ihrer Ehe entstammte nur ein einziges Kind, Isidore Sarrasin, Ihr Vater, mein Herr. Von hier ab weiß man nun nichts Weiteres, bis auf den Todestag des letzteren, der in Paris wieder auftauchte ...«

»Den verlorenen Faden bin ich aber imstande, wieder anzuknüpfen«, sagte der Doktor, den diese wirklich mathematische Genauigkeit wider Willen mehr und mehr fesselte. »Mein Großvater etablierte sich später in Paris, um sich die Erziehung seines Sohnes, der medizinischen Studien oblag, zu erleichtern. Er starb im Jahr 1832 in Palaiseau bei Versailles, wo mein Vater praktizierte und ich selbst 1822 geboren wurde.«

»Sie sind mein Mann«, erklärte Mr. Sharp. »Keine Brüder oder Schwestern?«

»Nein. Ich war und blieb der einzige Sohn, und meine Mutter starb schon, als ich erst 2 Jahre zählte. Doch werden Sie mir endlich mitteilen, mein Herr, wozu das ...«

Mr. Sharp erhob sich.

»Sir Bryah Jowahir Mothooranath«, sagte er, diese Worte mit all dem Respekt aussprechend, den jeder Engländer gegenüber vornehmen Titeln beobachtet, »ich schätze mich glücklich, Sie gefunden zu haben und Ihnen als der erste meine Huldigung darzubringen.«

»Der Mann ist von Sinnen«, dachte der Doktor, »kommt ja bei ›Totenköpfen‹ häufiger vor.«

Der Solicitor erriet seinen Gedanken.

»Halten Sie mich um alles in der Welt nicht etwa für geisteskrank«, sagte er sehr ruhig. »Zur Stunde sind Sie der einzige bekannte Erbe des Baronettitels, der auf Vorschlag des General-Gouverneurs einst Jean Jacques Langévol verliehen wurde, der 1819 in den englischen Untertanenverband eintrat und später Witwer und Nutznießer der Besitzungen der Begum (Ehrentitel der indischen Fürstinnen) Gokool war, die 1841 starb und nur einen Sohn hinterließ, der als Idiot ohne Nachkommen und ohne Testament im Jahr 1869 verschied. Die Nachlassenschaft betrug vor 30 Jahren schon an die 5 Millionen Pfund Sterling. Sie wurde unter vormundschaftliches Sequester gestellt und während der Lebenszeit des schwachsinnigen Sohnes Jean Jacques Langévols fast durch die vollen Zinserträge vermehrt. Im Jahr 1870 berechnete sich jene Verlassenschaft auf rund 21 Mil-

lionen Pfund Sterling oder 525 Millionen Franc. In Ausführung einer Entscheidung des Gerichts in Agra, welche die höhere Instanz in Delhi und zuletzt auch der Geheime Rat des Reichs bestätigte, wurden die beweglichen und unbeweglichen Güter des Erblassers veräußert, der Ertrag des Verkaufs eingezogen und das ganze bei der Bank von England deponiert. Jetzt liegen dort 527 Millionen Franc, die Sie durch eine einfache Anweisung erheben können, sobald Sie dem Kanzleramt die Beweise Ihrer Abstammung beigebracht haben und auf welche Summe ich mich schon hiermit erbiete, Ihnen bei der Bankfirma Trollop, Smith & Co. einen Vorschuß in jeder beliebigen Höhe.«

Doktor Sarrasin war versteinert. Eine kurze Zeit lang vermochte er keine Worte zu finden. Dann erwachte doch der Geist des Zweifels wieder in seinem Innern, und da er diese Verwirklichung eines Traumbilds aus »Tausendundeiner Nacht« nicht so ohne weiteres anerkennen wollte, sagte er:

»Ja, mein Herr, welche Beweise können Sie mir beibringen für die Wahrheit dieser ganzen Geschichte, und wie sind Sie auf meine Spur gekommen?«

»Die Beweisstücke befinden sich hier«, erwiderte Mr. Sharp, auf die Lackledertasche klopfend. »Daß ich Sie jetzt auffand, ging sehr einfach zu. Eigentlich suche ich Sie schon seit 5 Jahren. Die Auskundschaftung der Berechtigten, der ›next of kin‹, wie das englische Recht sich ausdrückt, für die vielen unbeanspruchten Nachlassenschaften, welche die Gerichte in den britischen Besitzungen in Verwaltung nehmen, ist eine Spezialität unseres Hauses. Gerade die Erb-

schaft der Begum Gokool hält uns nun schon seit einem ganzen Lustrum in Atem. Wir streckten unsere Fühlhörner nach allen Seiten hin aus und stellten Nachforschungen über mehr als hundert Familien Sarrasin an, ohne darunter eine zu finden, die von jenem Isidore herstammte. Ich beruhigte mich schon mit der Überzeugung, daß es einen Sarrasin in Frankreich nicht mehr gäbe, als ich gestern Morgen bei der Durchlesung der ›Daily News‹ den Bericht von dem hiesigen hygienischen Kongreß und darin den Namen eines Arztes fand, den ich noch nicht kannte. Sofort nahm ich meine eigenen Notizen vor, verglich sie mit den Tausenden von Schriftstücken, die wir bezüglich dieser Angelegenheit aufgesammelt haben, und erkannte daraus zur größten Verwunderung, daß die Stadt Douai unserer Aufmerksamkeit entgangen war. In dem beinahe sicheren Bewußtsein, hiermit die richtige Spur entdeckt zu haben, benützte ich den ersten Zug nach Brighton, sah Sie selbst beim Verlassen des Kongresses und – meine Ahnung war erfüllt. Sie sind das lebendige Ebenbild Ihres Großvaters Langévol, wie ihn eine in unserem Besitz befindliche, nach einem Ölbild des indischen Malers Saranoni angefertigte Fotografie darstellt.«

Mr. Sharp nahm eine Fotografie aus einem Notizbuch und übergab sie Doktor Sarrasin. Das Bild zeigte einen hochgewachsenen Mann mit prächtigem Bart, einem Turban mit flimmernder Aigrette und einem grün verbrämten Brokatrock in der beliebten Haltung der historischen Porträts eines kommandierenden Generals, der den Befehl zu einem Angriff ausfertigt, während sein Auge auf das des Be-

schauers gerichtet ist. Den Hintergrund bildete die Andeutung des Gewühls einer Schlacht und einer Reiterattacke.

»Diese Schriftstücke werden Ihnen mehr sagen als ich«, nahm Mr. Sharp wieder das Wort. »Ich lasse sie jetzt in Ihren Händen und komme mit Ihrer Erlaubnis nach 2 Stunden wieder, Ihre Aufträge entgegenzunehmen.«

Mit diesen Worten entnahm Mr. Sharp seiner Reisetasche sechs bis sieben teils gedruckte, teils geschriebene Aktenpakete, legte sie auf den Tisch und näherte sich rückwärts schreitend langsam der Tür.

»Sir Bryah Jowahir Mothooranath, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

Halb vertrauend und halb zweifelnd ergriff der Doktor die Aktenhefte und begann, sie durchzublättern.

Schon eine flüchtige Prüfung genügte, ihn zu überzeugen, daß die Sache in Ordnung und jeder Zweifel unbegründet sei, gegenüber so vollwichtigen Dokumenten wie dem folgenden:

»Bericht an die hochachtungswürdigen Lords des Geheimen Rates der Königin, deponiert am 5. Januar 1870, betreffend die unbeanspruchte Nachlassenschaft der Begum Gokool von Ragginahra, Provinz Bengalen.

Tatbestand. – Es handelt sich um das Eigentumsrecht mehrerer Mehals und 43.000 Bengales Ackerlandes, verschiedener Gebäude, Paläste, Wirtschaftshöfe, Mobilien, Kapitalien, Waffen usw. usw., die aus der Nachlassenschaft der Begum Gokool von Ragginahra stammen. Aus mehrfachen, dem Zivilgericht in Agra und dem Appelationsgericht

in Delhi unterbreiteten Darlegungen geht hervor, daß die Begum Gokool, Witwe des Radschas Luckmissur und Erbin höchst umfangreicher Besitzungen, im Jahr 1819 einen Ausländer, einen Franzosen von Geburt, namens Jean Jacques Langévol ehelichte. Dieser Ausländer diente mit dem Grad eines Unteroffiziers (Tambourmajors) bis 1815 im 36. Infanterieregiment der französischen Armee und schiffte sich, als die sogenannte Loire-Armee damals aufgelöst wurde, in Nantes als Faktor eines Kauffahrers ein. Er langte in Kalkutta an, begab sich in das Innere des Landes und erhielt bald die Stelle eines Instruktionshauptmanns der kleinen Armee von Eingeborenen, die der Radscha Luckmissur zu halten berechtigt war. In kurzer Zeit avancierte er zu ihrem Oberbefehlshaber und erhielt, bald nach dem Tod des Radschas, auch die Hand von dessen Witwe. Aus Rücksichten der Kolonialpolitik und in Anbetracht der wichtigen Dienste, die Jean Jacques Langévol den Europäern in Agra unter mißlichen Verhältnissen erwiesen hatte, sah sich der General-Gouverneur der Präsidentschaft Bengalen veranlaßt, für den Gemahl der Begum den Baronettitel zu erbitten, der ihm auch zugestanden wurde. Das Gebiet von Bryah Jowahir Mothooranath wurde infolgedessen zum Lehen erhoben. Die Begum verstarb im Jahr 1839 und hinterließ die Nutznießung all ihrer Besitzungen an Langévol, der ihr 2 Jahre später ins Grab nachfolgte. Ihrer Ehe entsproß nur ein einziger, von Kindheit auf schwachsinniger Sohn, der sofort unter obrigkeitliche Vormundschaft gestellt werden mußte. Bis zu seinem im Jahr 1869 erfolgten Tod wurden dessen Güter usw. getreulich administriert. Jetzt exis-

tieren für die ungeheure Nachlassenschaft keine bekannten Erben. Da das Gericht von Agra und der Appellationshof in Delhi auf Ansuchen der Lokalbehörden im Namen des Staates die Lizitation dieses Nachlasses verfügt haben, geben wir uns die Ehre, die Lords des Geheimen Rates um ihre Bestätigung der beabsichtigten Maßnahmen zu ersuchen usw. usw.«

Folgen die Unterschriften.

Die beglaubigten Kopien der Gerichtsbescheide aus Agra und Delhi, die Verkaufsakten, Duplikate der Depositscheine der Bank von England, ein Bericht über die in Frankreich unternommenen Schritte zur Auffindung der Erben Langévols, nebst einer großen Menge darauf bezüglicher Dokumente verscheuchten auch Doktor Sarrasins letzte Zweifel. Er war nach Gesetz und Recht der »next of kin« und Erbe der Begum. Zwischen ihm und den in den Kellern der Bank von England deponierten 527 Millionen lag nur noch die Erfüllung gewisser Formalitäten, die einfache Herbeischaffung der beglaubigten Geburts- und Totenscheine.

Ein so unerhörter Glücksfall bringt ja wohl auch das ruhigste Gemüt etwas in Aufregung, und auch der gute Doktor konnte sich ihr, gegenüber dieser unerwarteten Gewißheit, nicht völlig erwehren. Jedenfalls hielt seine Erregung jedoch nicht lange an und machte sich nur in einer kurzen Promenade durch das Zimmer Luft. Dann gewann er wieder die vollkommene Herrschaft über sich, tadelte jenes vorübergehende Fieber als eine seiner unwürdige Schwäche,

warf sich in einen Lehnstuhl und versank eine Zeitlang in tiefes Nachsinnen.

Hierauf schritt er nochmals im Zimmer auf und ab. Jetzt leuchteten seine Augen, aber in reinerem Feuer, man sah, daß sich aus seinem Innern ein großer edelmütiger Gedanke emporrang. Er erkannte ihn, überlegte, pflegte ihn mit Liebe und adoptierte ihn zuletzt.

Eben klopfte es an der Tür. Mr. Sharp kehrte zurück.

»Ich bitte Sie um Verzeihung wegen meines Zweifels«, redete ihn der Doktor vertraulich an. »Jetzt bin ich überzeugt und danke Ihnen vorläufig tausendmal für Ihre geübte Mühe.«

»Bitte, bitte, ein einfaches Geschäft, mein Metier«, antwortete Mr. Sharp. »Darf ich hoffen, daß mir Sir Bryah sein wertvolles Vertrauen zuwenden wird?«

»Das versteht sich von selbst. Ich lege die ganze Sache in Ihre Hände. Nur darum bitte ich: Verschonen Sie mich mit jenem lächerlichen Titel.«

»Lächerlich! Ein Titel im Wert von 21 Millionen Pfund Sterling!« sagten etwa die Gesichtszüge von Mr. Sharp, der aber viel zu sehr Hofmann war, um nicht sofort nachzugeben.

»Wie es Ihnen beliebt, Sie haben zu befehlen«, antwortete er mit einer Verbeugung. »Ich werde also wieder nach London zurückfahren und erwarte Ihre weitere Entschließung.«

»Darf ich diese Aktenstücke behalten?« fragte der Doktor.

»Gewiß, wir besitzen davon Duplikate.«



Als Doktor Sarrasin allein war, begab er sich zum Schreibtisch, nahm ein Stück Briefpapier und schrieb wie folgt:

»Brighton, am 28. Oktober 1871

Mein lieber Sohn! Es ist uns plötzlich ein enormes, ungeheures, übergroßes Vermögen zugefallen! Halt mich nicht für geistig gestört, sondern lies zunächst die gedruckten Aktenstücke, die ich diesem Brief beilege. Du wirst daraus ersehen, daß ich Erbe des Titels eines englischen oder vielmehr indischen Baronets und eines jetzt bei der Bank von England deponierten Kapitals von mehr als einer halben Milliarde Franc bin. Ich weiß schon im voraus, mein lieber Octave, mit welchen Empfindungen Du diese unerwartete Nachricht aufnimmst. Du wirst wie ich einsehen, daß solche Schätze uns ganz andere Pflichten auferlegen, und die Gefahren begreifen, die sie uns wegen ihrer Verwendung bereiten können. Kaum 1 Stunde mit dem Sachverhalt bekannt, erstickt mir doch die Sorge um eine derartige Verantwortung schon halb die Freude, die er mir zuerst um Deinetwillen bereitet hatte. Vielleicht wirkt dieser Glückswechsel gar ungünstig auf unser späteres Schicksal ein! – Als bescheidene Pioniere der Wissenschaft fühlten wir uns in der Verborgenheit glücklich. Wird das so bleiben? Nein, vielleicht; doch ich will jetzt einen in mir aufgestiegenen Gedanken noch unterdrücken – wenn jenes uns zugefallene Vermögen zu einem neuen mächtigen, wissenschaftlichen Hilfsmittel, zu einem fruchtbringenden Werkzeug der Zivilisation würde. Doch davon sprechen wir später. Schreib mir und sag mir schnell, welchen Eindruck diese hochwichtige

Neuigkeit auf Dich gemacht hat, und sorg dafür, daß auch Deine Mutter davon erfährt. Ich hoffe, daß sie als verständige Frau diese Nachricht mit Ruhe und Gelassenheit aufnimmt. Deine Schwester ist noch zu jung, als daß ihr irgend etwas Derartiges das Köpfchen verwirren könnte. Freilich ist sie schon recht verständig; doch auch wenn sie sich alle möglichen Folgen der Dir übermittelten Nachricht zu vergegenwärtigen vermöchte, bin ich doch der Überzeugung, daß sie durch diesen plötzlichen Wechsel unserer Verhältnisse am wenigsten berührt würde. Einen Händedruck unserem lieben Marcel. Er ist bei keinem meiner Zukunftspläne vergessen.

Dein wohlgewogener Vater.

Dr. Fr. Sarrasin«

Nachdem er diesen Brief mit den wichtigsten Dokumenten in ein Kuvert gesteckt und dieses mit der Aufschrift »Herrn Octave Sarrasin, Studierender an der Zentralschule für Künste und Gewerke, 32, Rue du Roi-de-Sicile, Paris« versehen hatte, nahm der Doktor seinen Hut, legte den Überrock an und begab sich zum Kongreß. Eine Viertelstunde später dachte der brave Mann nicht im geringsten mehr an seine Millionen.

2. KAPITEL
Zwei Stubenburschen

Octave Sarrasin, der Sohn des Doktors, gehörte nicht geradezu unter die Faulenzer. Er war weder dumm noch geistlos, weder schön noch häßlich, weder blond noch braun und überhaupt ein Muster von Mittelmäßigkeit nach allen Seiten. Im Kolleg errang er sich gewöhnlich einen zweiten Preis und zwei oder drei Accessits. Beim Baccalaureats-Examen lautete seine Zensur »leidlich«. Einmal bei der Ecôle centrale abgewiesen, wurde er bei einer zweiten Prüfung mit Nummer 127 aufgenommen. Er war einer jener unentschiedenen Charaktere, einer der Geister, die sich schon mit einer unvollständigen Sicherheit zufriedengeben, die mit dem »Ungefähr« auf vertrautem Fuß stehen und durchs Leben wandeln wie ein Mondstrahl. In der Hand des Schicksals gleichen diese Leute dem Korkpfropfen auf dem Wellenkamm. Je nachdem der Wind von Norden oder Süden weht, werden sie nach dem Pol oder dem Äquator hineingetrieben. Ihre Laufbahn entscheidet nur der Zufall. Hätte sich Doktor Sarrasin nicht selbst einigen Täuschungen über den Charakter seines Sohnes hingegeben, dann würde er wahrscheinlich gezögert haben, ihm jenen Brief zu schreiben; ein wenig väterliche Verblendung ist jedoch auch den besten Köpfen nachgelassen.

Zum Glück verfiel Octave gleich im Anfang seiner höheren Ausbildung der Herrschaft einer energischen Natur, deren etwas tyrannischer, aber wohltätiger Einfluß sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängte.

Auf dem Lyzeum Charlemagne, wohin ihn sein Vater zur Beendigung der Studien geschickt hatte, schloß Octave einen innigen Freundschaftsbund mit einem seiner Kameraden, einem Elsässer, Marcel Bruckmann, der zwar 1 Jahr jünger war als er, physisch, geistig und moralisch aber das entschiedenste Übergewicht über ihn behauptete. Der schon in seinem 12. Jahr verwaiste Marcel Bruckmann besaß als Erbteil eine kleine Rente, die gerade reichte, seine Kollegien zu bezahlen. Ohne Octave, der ihn während der Ferien zu seinen Eltern mitzunehmen pflegte, hätte er wohl niemals den Fuß aus den Mauern des Lyzeums gesetzt.

Erklärlicherwise wurde Doktor Sarrasins Familie bald auch die des jungen Elsässers. Trotz scheinbarer Kälte, doch von tiefempfindsamer Natur, sagte ihm eine innere Stimme, daß er jenen braven Leuten, die ihm Vater- und Mutterstelle vertraten, sein ganzes Leben zu widmen habe. Es ging also ganz natürlich zu, daß er Doktor Sarrasin, dessen Gattin und deren hübsches und schon recht verständiges Töchterchen aufrichtig verehren lernte, doch gab er allen seine Erkenntlichkeit nicht durch Worte, sondern mehr durch die Tat kund. Er stellte sich nämlich die angenehme Aufgabe, aus Jeanne, die viel Wißbegierde zeigte, ein junges Mädchen mit klarem Verstand, mit festem, urteilsfähigem Geist heranzubilden, und Octave gleichzeitig zu einem, seinem Vater würdigen Sohn zu erziehen. Die Erreichung dieser Ziele machte ihm der junge Mann allerdings weniger leicht als das junge Mädchen, das für sein Alter dem Bruder offenbar überlegen war. Marcel hatte sich aber einmal in den Kopf gesetzt, seine Aufgabe nach beiden Seiten hin zu erfüllen.

Marcel Bruckmann gehörte zu den mannhaften und klugen Köpfen, die Elsaß-Lothringen alljährlich zu ihrer Erprobung in den Strudel des Pariser Lebens zu entsenden pflegte. Schon als Kind zeichnete er sich ebenso durch die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Muskeln, wie durch seine hervorragenden geistigen Anlagen aus. Er war innerlich ebenso ganz willens- und tatkräftig, wie äußerlich ein Hüne von Gestalt. Von der Schule her beherrschte ihn stets das Bedürfnis, sich in allem auszuzeichnen, in der Arbeit wie beim Spiel, im Turnsaal wie im chemischen Laboratorium. Entging ihm ein Preis seiner jährlichen Ernte, so hielt er das Jahr für verloren. Mit 20 Jahren war er ein Riese an Körper, voller Leben und Tätigkeit, eine hochangespannte organische Maschine von größter Leistungsfähigkeit. Sein intelligenter Kopf erregte die Aufmerksamkeit feinerer Beobachter. Als zweiter in die Zentralschule eingetreten, hatte er beschlossen, sie nur als erster zu verlassen.

Nur seiner unbeugsamen und für zwei Menschen völlig ausreichenden Energie verdankte Octave überhaupt seine Zulassung. Im Laufe eines Jahres hatte ihn Marcel »gedrillt«, an strenge Arbeit, auch an das schöne Bewußtsein des Erfolgs gewöhnt. Ihn beseelte für diese schwächliche, schwankende Natur ein Gefühl freundschaftlichen Mitleids, ähnlich demjenigen, das ein Löwe etwa für einen jungen Hund haben kann. Es machte ihm Vergnügen, diese anämische Pflanze durch den Überschuß seines Lebenssaftes zu kräftigen und sie auch neben sich Früchte zeitigen zu lassen.

Der Krieg von 1870 überraschte die beiden Freunde, als sie eben mit der Absolvierung ihres Examens beschäftigt

waren. Sofort, nachdem der Unterricht unterbrochen worden war, trat Marcel voll patriotischen Schmerzes über die Gefahren, die Straßburg und Elsaß bedrohten, in das 31. Bataillon der Jäger zu Fuß ein. Octave folgte seinem Beispiel.

Schulter an Schulter standen beide Vorposten während der schrecklichen Belagerung von Paris. Bei Champigny erhielt Marcel eine Kugel in den rechten Arm, bei Buzeval eine Epaulette auf die linke Schulter. Octave besaß weder eine Auszeichnung noch eine Wunde. Gewiß lag dieser Mangel nicht an ihm, denn er wich auch im Feuer nie von der Seite seines Freundes; kaum 6 Meter blieb er hinter jenem zurück; 6 Meter taten eben alles.

Nach dem Friedensschluß und der Wiederaufnahme der gewohnten Arbeiten bewohnten die Studierenden zwei benachbarte Zimmer in einem einfachen Haus in der Nähe des Kollegs. Das Unglück Frankreichs, der Verlust Elsaß' und Lothringens hatten Marcells Charakter die ganze Reife des Mannes aufgeprägt.

»Es ist die Aufgabe der französischen Jugend«, sagte er, »die Fehler ihrer Väter wiedergutzumachen, ein Ziel, das sie nur durch ernstliche Arbeit zu erreichen vermag.«

Um 5 Uhr stand er gewöhnlich auf und nötigte Octave ebenfalls dazu. Er geleitete ihn zum Unterricht und beim Spaziergehen und wich nie einen Fuß breit von seiner Seite. Nach Hause zurückgekehrt, ging es an die Arbeit, die wohl zuweilen durch eine Pfeife Tabak und eine Tasse Kaffee gewürzt wurde. Um 10 Uhr ging man zu Bett mit befriedigtem, wenn auch nicht zufriedennem Herzen und von geistiger Nahrung gesättigt. Von Zeit zu Zeit eine Partie Bil-

lard, ein gutes Schauspiel, in längeren Zwischenräumen ein Konzert des Konservatoriums, ein Ritt bis in den Wald von Verrières, ein Spaziergang unter den Bäumen, zweimal wöchentlich ein Wettkampf im Boxen und Fechten – das waren so die Zerstreuungen der beiden Freunde. Octave versuchte zwar manchmal, sich gegen diese Ordnung aufzulehnen, und ließ seine Neigung zu weniger empfehlenswerten Vergnügungen durchschimmern. Er sprach davon, Aristide Leroux zu sehen, der in der Brauerei von St. Michel seinen Mann stellte. Marcel spottete aber so bitter über derartige Abweichungen, daß jener seine Lust meist unterdrückte.

Am 29. Oktober 1871 saßen die beiden Stubenburschen gegen 7 Uhr abends wie gewöhnlich am selben Tisch unter dem Schirm einer gemeinschaftlichen Lampe. Marcel war mit Leib und Seele in ein Problem der deskriptiven Geometrie vertieft. Octave beschäftigte sich höchst aufmerksam mit der für ihn leider weit wichtigeren Herstellung einer Kanne Kaffee. Hierin zeichnete er sich mit Vorliebe aus, weil er damit täglich Gelegenheit fand, für einige Minuten der schrecklichen Notwendigkeit, verwirrte Gleichungen aufzulösen, eine der Aufgaben, die Marcel seiner Meinung nach gar zu häufig wiederholte, überhoben zu sein. Tropfen für Tropfen ließ er also das siedende Wasser durch eine dicke Schicht gemahlenen Mokkas sickern, ein stilles Vergnügen, das ihm volle Befriedigung gewährte. Wenn Marcells Fleiß ihm Gewissensbisse machte, so fühlte er stets das unwiderstehliche Bedürfnis, ihn wenigstens durch sein Geplauder einmal zu stören.

»Wir werden uns wohl einen ordentlichen Durchseiherr

anschaffen müssen«, sagte er plötzlich. »Dieser antike Filter steht wahrlich nicht auf der Höhe der Zivilisation.«

»So kauf einen Durchseier! Das wird mindestens dazu dienen, dich nicht jeden Abend 1 Stunde bei dieser Kochei verspielen zu lassen!« antwortete Marcel.

Er wandte sich wieder seinem Problem zu.

»Ein Gewölbe hat als Intrados ein Ellipsoid mit drei ungleichen Winkeln. A, B, D, E sei die Grundellipse, welche die größte Achse $o A = a$ enthält, die mittlere Achse aber $o B = b$, während die kleinste Achse (o, o', o^1) vertikal und gleich c ist, wonach das Gewölbe ein gedrücktes darstellt –«

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür.

»Ein Brief, Herr Octave Sarrasin!« rief der Hausbursche herein.

Man kann sich denken, wie lieb dem jungen Studenten diese Abwechslung war.

»Der ist von meinem Vater«, bemerkte Octave. »Ich erkenne die Handschrift. Das nennt man doch wenigstens ein Sendschreiben!« fügte er, das Papierpaket in der Hand wiegend, hinzu.

Marcel wußte so wie er, daß der Doktor in England weilte. Als er vor 8 Tagen durch Paris kam, wurde seine Anwesenheit durch ein den beiden Kameraden gegebenes Mittagmahl im Restaurant des Hotel-Royal gefeiert, das früher berühmt, jetzt aus der Mode gekommen ist, von Doktor Sarrasin aber noch immer als das Nonplusultra des Pariser Raffinements betrachtet wurde.

»Teil mir mit, was der Vater von dem hygienischen Kongreß schreibt«, sagte Marcel. »Es war von ihm ein guter Ge-



danke, dorthin zu gehen. Die französischen Gelehrten verfallen zu leicht in den Fehler, sich zu isolieren.«

Marcel machte sich wieder an das Studium seines Problems.

»... Die Extradados bestehen aus einem dem ersten ähnlichen Ellipsoid, das sein Zentrum unter o^1 der Vertikale o haben möge. Nach Bezeichnung der Brennpunkte der drei Hauptellipsen F_1 , F_2 , F ziehen wir die Hilfsellipse und Hyperbel, deren gemeinschaftliche Achse ...«

Da veranlaßte ihn ein Schrei Octaves den Kopf zu erheben.

»Was gibt es denn?« fragte er, etwas beunruhigt über das erbleichte Gesicht seines Freundes.

»Lies selbst!« erwiderte dieser, der über die eben empfangene Nachricht ganz von Sinnen zu sein schien.

Marcel nahm den Brief, las ihn zu Ende, las ihn noch einmal, warf einen Blick auf die ihn begleitenden Dokumente und sagte:

»Das ist merkwürdig!«

Dann stopfte er seine Pfeife und setzte sie in aller Muße in Brand. Octave hing an seinen Lippen.

»Glaubst du, daß das alles wahr ist?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Wahr? Natürlich. Der Vater hat einen viel zu klaren Verstand und wissenschaftlichen Geist, als daß er sich durch eine derartige Täuschung fangen ließe. Übrigens liegen ja die Beweise bei und die Sache ist im Grunde sehr einfach.«

Nachdem die Pfeife richtig in Ordnung gebracht war, ging Marcel aufs neue an seine Arbeit. Octave stand mit

schlotternden Armen dabei, unfähig, auch nur den Kaffee zustande zu bringen, viel weniger vermögend, einen logischen Gedanken zu erfassen. Er fühlte sich aber gedrängt zu sprechen, nur um sich zu überzeugen, daß er nicht träumte.

»Aber ... wenn das wahr ist, dann stellt das alles auf den Kopf! Weißt du wohl, daß eine halbe Milliarde ein wahrhaft enormes Vermögen darstellt?«

Marcel erhob wie zur Bestätigung den Kopf.

»Enorm ist das richtige Wort. Es gibt vielleicht kein ähnliches in ganz Frankreich; man kennt nur wenige solche Vermögen in den Vereinigten Staaten und fünf oder sechs in England, fünfzehn oder zwanzig in der ganzen Welt.«

»Und ein Titel noch obendrein!« rief Octave, »ein Baronettitel! Ich habe gewiß niemals danach gestrebt, einen solchen zu besitzen, da sich dieser aber von selbst bietet, so muß man doch wohl zugestehen, daß er einen eleganteren Klang hat als der bloße Name Sarrasin.«

Marcel blies eine dicke Rauchwolke vor sich her, sagte aber kein Wort. Diese Wolken sagten ja deutlich genug: »Pah! Pah!«

»Ich hätte es«, fuhr Octave fort, »gewiß nie so gemacht wie viele Menschen, die ihren ehrlichen Namen ein Partikelchen anhängen oder sich ein papierenes Marquisat erkaufen! Doch einen echten authentischen Titel zu besitzen, der völlig regelrecht in die ›Peerage‹ Großbritanniens und Irlands eingetragen ist, ohne daß darüber ein Zweifel oder Einspruch aufkommen kann, wie das sonst so häufig geschieht.«

Die Pfeife Marcells wiederholte immer ihr »Pah! Pah!«.

»Du magst nun dagegen sagen, was du willst, mein Lieber«, fuhr Octave mit Wärme fort, »aber ›Blut ist doch ein besondrer Saft‹, wie die Engländer sagen.«

Er hielt vor dem spöttischen Blick Marcells ein wenig inne und kam wieder auf seine Millionen zurück.

»Erinnerst du dich«, plauderte er weiter, »daß Binôme, unser Mathematik-Professor, in seiner ersten Stunde jedes Unterrichtsjahres regelmäßig wiederkäute, daß eine halbe Milliarde eine größere Zahl ist, als daß der menschliche Geist sich von ihr eine richtige Vorstellung zu machen imstande wäre, wenn man nicht die graphische Darstellung zu Hilfe nähme? Du weißt wohl noch, daß ein Mann, selbst wenn er jede Minute 1 Franc ausgab, mehr als 1.000 Jahre bräuchte, um mit jener Summe fertig zu werden. Oh, wahrhaftig, es ist doch ein eigentümliches Gefühl, sich zu sagen, daß man der Erbe einer halben Milliarde Franc ist!«

»Eine halbe Milliarde Franc«, wiederholte Marcel mehr erregt durch das Wort als die Sache selbst. »Weißt du auch, was ihr am besten damit anfangen könntet? Ihr solltet sie Frankreich schenken zur Bezahlung seiner Kriegsschulden! Das Vaterland brauchte nur zehnmal so viel!«

»Laß um Himmels willen meinem Vater gegenüber von einem solchen Gedanken nichts verlauten!« rief Octave erschreckt. »Er wäre imstande, darauf einzugehen. Ich sehe schon kommen, daß er selbst über ein ähnliches Projekt nachdenken wird. Es mag noch hingehen, dem Staat das Kapital zu verschreiben, aber die Rente davon müßten wir mindestens für uns behalten!«



»Sieh da, du bist ja, ohne davon eine Ahnung zu haben, ein geborener Kapitalist!« erwiderte Marcel. »Dennoch sagt mir ein gewisses Etwas, mein armer Octave, daß es für dich besser gewesen wäre – wenn nicht auch für deinen Vater, der doch klaren Kopf und Sinn hat –, daß diese ungeheure Erbschaft sich auf bescheidenere Dimensionen beschränkte. Ich sähe es weit lieber, du hättest mit deiner braven kleinen Schwester eine Rente von 25.000 Pfund zu verzehren, als diesen Berg von Gold!«

Er ging wieder an seine Arbeit.

Auch Octave war es unmöglich, ganz müßig zu bleiben, und er wanderte deshalb so hastig im Zimmer auf und ab, daß sein Freund endlich ungeduldig wurde.

»Du würdest besser tun, an die Luft zu gehen«, sagte er, »heute abend bist du doch für alles andere untauglich.«

»Du hast recht!« antwortete Octave, der mit Freuden diese halbe Erlaubnis ergriff, jeder Art von Arbeit zu entschlüpfen.

Schnell griff er nach dem Hut, eilte die Treppen hinab und befand sich auf der Straße. Nach kaum 10 Schritten machte er schon wieder unter einem Gaskandelaber halt, um den Brief seines Vaters noch einmal zu durchlesen. Er fühlte das Bedürfnis, sich zu überzeugen, daß er wirklich wach war.

»Eine halbe Milliarde! Eine halbe Milliarde ...«, wiederholte er sich immer wieder. »Das gibt mindestens 25 Millionen Rente. Wenn mir mein Vater jährlich nur eine zum Unterhalt gewährt, nur eine halbe, nur eine viertel davon, so wäre ich ja glücklich. Mit Geld läßt sich gar viel anfan-

gen! Gewiß würde ich es weise anwenden. Ich bin doch kein Dummkopf, nicht wahr? Man ist schließlich in die *École centrale* aufgenommen worden! Dazu besitze ich auch einen Titel! Ich werde ihm keine Schande machen!«

Im Vorbeigehen sah er sich in den Spiegelscheiben eines Ladens.

»Ich werde ein Hotel haben und Pferde! Marcel natürlich genau wie ich. Von dem Augenblick an, wo ich reich bin, ist es genau dasselbe, als ob er es wäre. Das versteht sich von selbst! Eine halbe Milliarde! ... Baronet! ... Es ist drollig; jetzt, da es gekommen ist, scheint es mir, als hätte ich schon darauf gewartet. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich nicht dazu auserlesen sei, ewig über Büchern zu brüten und Gleichungen zu enträtseln! Doch wie dem auch sei, es ist doch ein schöner Traum!«

Octave wanderte mit derlei Gedanken im Kopf längs der Arkaden der Rivoli-Straße hin. Er kam nach den Elysäischen Feldern, bog um die Ecke der Rue Royale und gelangte nach dem Boulevard. Früher fiel sein Blick teilnahmslos auf die Schaufenster mit ihren glänzenden Ausstattungen, die er als unnütze Sachen betrachtete, die ihn nichts angingen. Heute blieb er davor stehen und empfand mit freudiger Erregung, daß all diese Schätze ihm gehörten, wenn er nur wollte.

»Für mich«, sagte er, »drehen die Spinnerinnen Hollands ihre Spindeln, für mich erzeugt Elboeuf seine geschmeidigen Gewebe, konstruieren die Uhrmacher die feinsten Chronometer, strahlt der Kronleuchter der Großen Oper sein Meer von Licht, klingen die Geigen und schreien sich die Sängerrinnen heiser! Für mich züchtet man Vollblut in den Mane-

gen und erstrahlt das Café Anglais in vollem Glanz! Paris ist mein! Alles gehört mir! Sollte ich nicht auf Reisen gehen? Nicht meine Baronie in Indien besuchen? Da könnte ich einmal eine Pagode kaufen, sowie die bronzenen und elfenbeinernen Idole über den Marktpreis bezahlen! Dann schaffte ich mir Elefanten an ... ginge auf die Tigerjagd! Und die herrlichen Gewehre! Das prächtige Boot! Ein Boot? Ei nein, aber eine schöne tüchtige Dampfyacht, die mich bringt, wohin ich will, und anhält und abfährt nach meinem Belieben. Halt, da ich eben beim Dampf bin, meiner Mutter werd' ich doch Nachricht zugehen lassen müssen. Wenn ich nun nach Douai führe? Aber jetzt ist Unterrichtszeit. Oh, das Kolleg, man kann ja wohl einmal fehlen. Aber Marcel muß davon wissen. Ich werde ihm eine Depesche senden, er muß doch begreifen, daß es mich drängt, unter solchen Umständen meine Mutter und meine Schwester zu sehen.«

Octave trat in ein Telegrafienbüro, meldete seinem Freund, daß er abreise und in 2 Tagen zurückkehren werde. Dann sprang er in einen Fiaker und ließ sich nach dem Nordbahnhof fahren.

Sobald er im Waggon saß, setzte er seine Träumereien fort.

Um 2 Uhr morgens läutete Octave geräuschvoll an der Tür seines Vaterhauses – an der Nachtklingel – und setzte das friedliche Stadtviertel des Aubette in Aufregung.

»Wer mag denn so krank sein?« fragten sich die Gevattern von einem Fenster zum anderen.

»Der Doktor ist nicht in der Stadt!« rief die alte Magd aus ihrer Luke in der obersten Etage herab.

»Ich bin's, Octave! Machen Sie schnell auf, Francine!«

Nach längerem Warten gelang es Octave, in das Haus einzudringen. Seine Mutter und die Schwester Jeanne liefen eiligst in Nachtkleidern herbei, um die Ursache seines plötzlichen Besuchs zu erfahren. Der mit lauter Stimme vorgelesene Brief des Doktors lieferte schnell den Schlüssel zu diesem Rätsel.

Madame Sarrasin war einen Augenblick ganz außer sich. Mit Freudentränen im Auge umarmte sie ihren Sohn und ihre Tochter. Es schien ihr, als gehöre ihnen nun die ganze Welt und als könnte das Unglück unmöglich jemals die jungen Leute treffen, die jetzt einige hundert Millionen besaßen. Die Frauen sind indes weit mehr als die Männer dazu geschaffen, große Schicksalswandlungen zu ertragen. Madame Sarrasin las den Brief ihres Gatten noch einmal, sagte sich, daß es seine Sache wäre, über ihr Geschick und das der Kinder zu bestimmen, und die Ruhe zog damit wieder in ihr Herz ein. Jeanne schien über die Freude ihrer Mutter und ihres Bruders beglückt zu sein; ihr 13jähriges Köpfchen selbst aber träumte von keinem größeren Glück, als sie in diesem kleinen Haus schon genoß, wo sich ihr Leben zwischen dem Unterricht der Lehrer und den Liebkosungen der Eltern in Frieden und Freuden abspielte. Sie hatte keine besondere Vorstellung davon, warum einige Stöße Banknoten mehr eine besondere Veränderung ihrer Lebensweise hervorbringen sollten, und machte sich deshalb über die Zukunft keine besonderen Sorgen.

Madame Sarrasin, sehr jung schon die Gattin eines gänzlich mit seinen stillen Studien beschäftigten Fachgelehrten,

respektierte die Liebhaberei ihres Mannes, den sie zärtlich liebte, wenn sie ihn auch nicht immer verstand. Da sie das Glück, das Doktor Sarrasin in seiner Arbeit fand, nicht zu teilen vermochte, fühlte sie sich wohl manchmal etwas vereinsamt an der Seite dieses fleißigen Forschers und wandte ihre Liebe, ihre Hoffnungen nur desto mehr ihren Kindern zu. Für sie träumte sie immer eine glänzende Zukunft, die ihnen unzweifelhaft bevorstehen müsse. Octave – daran zweifelte sie keinen Augenblick – war gewiß noch zu höheren Dingen berufen. Seit seinem Eintritt in die Zentralschule hatte sich die bescheidene und nützliche Akademie für junge Ingenieure in ihrer Vorstellung zu einer Pflanzschule berühmter Männer erhoben. Ihre einzige Beunruhigung hatte den Grund darin, daß sie ihr geringes Vermögen für ein Hindernis, für eine Schwierigkeit ansah, das die glorreiche Laufbahn ihres Sohnes hemmen und auch der einstigen Lebensstellung ihrer Tochter schaden könne. Was sie jetzt freilich aus dem Schreiben ihres Mannes ersah, sagte ihr, daß sie solche Befürchtungen fallenlassen könne. Jetzt war ihre Befriedigung vollständig.

Mutter und Sohn verbrachten einen großen Teil der Nacht plaudernd und Pläne entwerfend, während die mit der Gegenwart zufriedene und um die Zukunft unbesorgte Jeanne in einem Lehnstuhl friedlich eingeschlummert war.

Endlich wollten sich auch die beiden anderen einige Ruhe gönnen.

»Du hast mir noch gar nichts von Marcel mitgeteilt«, sagte Madame Sarrasin zu ihrem Sohn. »Setztest du ihn von

dem Brief des Vaters etwa gar nicht in Kenntnis? Was meint er dazu?»

»Oh«, erwiderte Octave, »du kennst ja Marcel! Er ist mehr als ein Gelehrter, er ist ein Stoiker vom Kopf bis zu den Zehen! Ich glaube, er erschrak über die Größe dieser Erbschaft, das heißt in bezug auf uns; den Vater nahm er davon aus, dessen gesunder Sinn, wie er sagte, und tiefe wissenschaftliche Bildung ihn beruhigte. Zum Teufel, aber was dich betrifft, Mutter, und Jeanne auch und besonders mich, so verhehlte er nicht, daß er eine geringere Erbschaft, so etwa 25.000 Pfund Rente, weit lieber gesehen hätte.«

»Marcel hat vielleicht so unrecht nicht«, antwortete Madame Sarrasin mit einem Blick auf ihren Sohn. »Ein plötzlicher Glücksfall birgt für gewisse Naturen nicht selten seine Gefahren!«

Jeanne war eben wieder erwacht und hatte nur die letzten Worte ihrer Mutter gehört.

»Du weißt, Mama«, sagte sie, sich die Augen reibend und nach ihrem Kämmerchen wankend, »du weißt, was du mir eines Tages gesagt hast, daß Marcel immer recht hat! Ich, ich glaube, was unser Freund Marcel für wahr hält!«

Jeanne umarmte noch ihre Mutter und verschwand.



3. KAPITEL
Unter »Vermischtes«

Als sich Doktor Sarrasin zur vierten Sitzung des hygienischen Kongresses einstellte, drängte sich ihm die Beobachtung auf, daß ihn alle Kollegen mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen. Bis jetzt hatte der ehrenwerte Lord Glandover, Ritter des Hosenbandordens, der den nominellen Vorsitz der Versammlung führte, es kaum für der Mühe wert erachtet, von der persönlichen Anwesenheit des französischen Arztes Notiz zu nehmen.

Dieser Lord war ein hochgestellter Mann, dessen Aufgabe darin bestand, die Sitzungen zu eröffnen oder zu schließen und ganz mechanisch denjenigen Rednern das Wort zu erteilen, die auf einer ihm vorliegenden Liste verzeichnet standen. Er steckte stets die Hand in eine Öffnung seines im übrigen zugeknöpften Überrocks – nicht etwa, weil er vom Pferd gestürzt war – sondern einzig deshalb, weil einige englische Bildhauer diese unbequeme Stellung für die Statuen mehrerer Staatsmänner gewählt hatten.

Ein bleiches glattes Gesicht mit einzelnen roten Flecken, eine Perücke aus Queckengras, hoch über einer wahrscheinlich etwas hohl klingenden Stirn aufgetürmt, bildeten eine höchst komische und gleichzeitig ungeheuer steife Erscheinung. Lord Glandover bewegte sich nur im ganzen, als wäre er aus Holz oder Papiermaché hergestellt. Selbst seine Augen zuckten unter dem Knochenbogen ihrer Höhlen nur stoßweise, wie die einer Puppe oder eines Gliedermanns.

Bei der ersten Vorstellung hatte der Präsident des hygie-

nischen Kongresses Doktor Sarrasin mit gnädiger Herablassung begrüßt, die, in Worte übersetzt, etwa lautete:

»Guten Tag, Sie kleiner Mann! Sie sind also derjenige, der, um sein bißchen Leben zu gewinnen, solche kleinen Arbeiten mit den kleinsten Maschinnen ausführt? Ich muß in der Tat ein scharfes Gesicht besitzen, um eine auf der Stufenleiter der lebenden Wesen so tief unter mir stehende Kreatur zu erkennen. Setzen Sie sich in den Schatten meiner Herrlichkeit, ich gestatte es Ihnen!«

Heute begrüßte ihn Lord Glandover mit dem zuvorkommendsten Lächeln und trieb die Höflichkeit sogar so weit, ihm einen leeren Platz an seiner rechten Seite anzubieten. Übrigens hatten sich auch alle übrigen Mitglieder des Kongresses von ihren Sitzen erhoben.

Verwundert über diese Zeichen außerordentlich schmeichelhafter Aufmerksamkeit und in der Überzeugung, daß der Blutkügelchen-Zähler seinen Kollegen bei näherer Betrachtung doch als eine weit wichtigere Entdeckung als auf den ersten Blick erschienen sei, nahm Doktor Sarrasin den ihm angebotenen Platz ein.

All sein Entdeckerstolz schwand aber dahin, als Lord Glandover sich mit einer so ungewohnten Verrenkung, daß er sich dabei wohl einen steifen Hals zuziehen konnte, zu seinem Ohr neigte und sagte:

»Ich höre, daß Sie ein Mann von großem Vermögen sind? Man sagt mir, Sie ›wären 21 Millionen Pfund Sterling wert?«

Lord Glandover schien untröstlich, daß er das eine so

hübsche Summe erreichende Äquivalent an Fleisch und Bein hatte so unbeachtet lassen können.

»Warum teilten Sie mir das nicht gleich mit? Offen gesagt, das war nicht nett; solchen Mißverständnissen soll man die Leute nicht aussetzen!«

Doktor Sarrasin, der sich seinem Gefühl nach nicht um einen Deut mehr wert schätzte als bei den früheren Sitzungen, fragte sich, wie die ihn betreffende Neuigkeit schon eine solche Verbreitung habe finden können, als ihm Doktor Ovidius aus Berlin, sein rechter Nachbar, mit falschem Lächeln zuflüsterte:

»Sie sind ja ein wahrer Rothschild geworden! – Der ›Daily Telegraph‹ bringt schon die Nachricht! Meinen herzlichen Glückwunsch!«

Er übergab ihm dabei eine Nummer des Journals vom selben Morgen. Da las man unter der Rubrik »Vermischtes« folgende Zeilen, die ihren Verfasser deutlich genug erkennen ließen:

»EINE UNGEHEURE ERBSCHAFT. – Die berühmte, unerhobene Nachlassenschaft der Begum Gokool hat endlich durch die Gewandtheit und Mühe der Herren Billows, Green & Sharp, Solicitors, 93 Southampton row, London, ihren berechtigten Empfänger gefunden. Der glückliche Eigentümer jener jetzt in der Bank von England hinterlegten 21 Millionen Pfund Sterling ist ein französischer Arzt, Doktor Sarrasin, über dessen schöne Denkschrift, die er dem Kongreß für Hygiene in Brighton vorgelegt hat, wir vor wenig Tagen erst berichtet haben. Nach vieler Mühe und ver-

geblichen Nachforschungen, deren Aufzählung fast einen Roman für sich bilden würde, ist Mr. Sharp der unbestreitbare Nachweis gelungen, daß Doktor Sarrasin der einzige lebende Nachkomme des Baronet Jean Jacques Langévol, des zweiten Gemahls der Begum Gokool, ist. Der Erwähnte stammt, wie alle Dokumente bestätigen, aus der kleinen französischen Stadt Bar-le-Duc. Zum Zweck der Besitzergreifung sind nur noch einige unbedeutende Formalitäten zu erfüllen. Das Gesuch liegt dem Kanzleihof jetzt schon vor. Es ist wahrlich eine wunderbare Verknüpfung von Umständen zu nennen, die auf das Haupt eines französischen Gelehrten außer einem britannischen Titel nun die Schätze einer ganzen Reihe indischer Radschas aufgehäuft haben. Die Glücksgöttin hätte ja auch eine weniger gute Wahl treffen können, und man darf wohl darüber erfreut sein, daß ein so bedeutendes Kapital in Hände gefallen ist, die gewiß den besten Gebrauch davon zu machen wissen werden.«

Es war eine ganz eigentümliche Empfindung, welche Doktor Sarrasin die so schnelle Veröffentlichung seiner Angelegenheit widerwärtig erscheinen ließ; nicht die kleinen Unannehmlichkeiten waren daran schuld, die er als scharfer Menschenkenner als deren nächste Folge voraussah, sondern er fühlte sich selbst erniedrigt durch die Wichtigkeit, die man der ganzen Sache beilegte; er erschien sich persönlich verkleinert gegenüber der enormen Summe seines Kapitals. Seine Arbeiten, sein persönliches Verdienst – was er selbst nicht zu gering anschlug – verschwanden schon in diesem Ozean von Gold und Silber, selbst in den Augen

seiner Kollegen. Sie sahen in ihm nicht mehr den unermüdlichen Forscher, den feinen, erleuchteten Geist, den scharfsinnigen Erfinder – sie erkannten in ihm nur eine halbe Milliarde. Wäre er ein kropfbehafteter Krüppel aus den Hochalpen gewesen, ein roher Hottentotte, ein noch so tief gesunkenes Menschenkind, statt einer der ehrenwertesten Repräsentanten der Menschheit, sein »Gewicht« wäre doch dasselbe geblieben. Lord Glandover hatte sich des Wortes bedient, er »wertete« 21 Millionen Pfund Sterling, nicht mehr und nicht weniger.

Dieser Gedanke entmutigte ihn, und der gesamte Kongreß, der ihn mit vollständig wissenschaftlicher Neugier betrachtete, um zu sehen, wie sich »ein halber Milliardär« ausnähme, bemerkte mit Verwunderung, daß sich seine Physiognomie durch eine gewisse Traurigkeit verschleierte.

Doch das war nur eine vorübergehende Schwäche. Die Größe des Zwecks, dem er die unerwarteten Reichtümer zu widmen entschlossen war, trat dem Doktor vor Augen und heiterte seine Züge wieder auf. Er wartete das Ende der Vorlesung Doktor Stewensons aus Glasgow über die Erziehung der jungen Idioten ruhig ab und erbat sich dann das Wort zu einer Mitteilung.

Lord Glandover erteilte es ihm sofort, sogar noch vor dem schon angemeldeten Doktor Ovidius. Er hätte es ihm gegeben, auch wenn der ganze Kongreß dagegen opponiert, wenn alle Gelehrten Europas Einspruch erhoben hätten gegen eine solche Bevorzugung! Die Stimme des Präsidenten ließ dies deutlich genug erkennen.

»Meine Herren«, begann Doktor Sarrasin, »ich gedachte

eigentlich noch einige Tage zu warten, bevor ich Sie mit dem ungeahnten Glücksfall bekanntmache, der mich getroffen, und ehe ich Ihnen die weiteren Folgen vor Augen führe, die dieser Zufall für die Wissenschaft haben kann. Da die Sache jedoch ohne mein Zutun schon bekanntgeworden ist, möchte es als Ziererei erscheinen, wenn ich mich nicht über die Begründung oder Übertreibung etwaiger Gerüchte ausspreche. Nun, meine Herren, es ist allerdings so, daß mir eine beträchtliche Summe, eine Summe »von mehreren hundert Millionen«, die jetzt im Depot der Bank von England liegt, rechtlicherwise zugefallen ist. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß ich mich unter diesen Verhältnissen nur als Fideikommissär der Wissenschaft betrachte?« (Allseitige Sensation.) »Mir gehört ja eigentlich dieses Kapital nicht, es gehört der Menschheit, dem Fortschritt!« (Bewegung, Ausrufe, einstimmiges Bravo. Der ganze Kongreß erhebt sich, begeistert durch die eben gehörte Erklärung.) »Beschämen Sie mich nicht durch Ihren Beifall, meine Herren. Ich kenne keinen einzigen Jünger der Wissenschaft, keinen, der dieses schönen Namens würdig wäre, der an meiner Stelle nicht dasselbe getan hätte. Wer weiß, ob es nicht gar noch Mißgünstige gibt, die da meinen, daß auch eine solche Handlungsweise mehr von Eigenliebe, als von der Hingebung an edlere Zwecke diktiert sei?« (Nein! Nein!) »Darauf kommt übrigens nicht viel an. Behalten wir nur das letzte Ziel im Auge. Ich erkläre also hiermit endgültig und ohne jeden heimlichen Hintergedanken: Die halbe Milliarde, die der Zufall in meine Hände gab, ist nicht mein Eigentum, sondern das der Wissenschaft. Wollen Sie das Parlament bil-

den, welches das nötige Budget aufstellt? Ich habe nicht das genügende Vertrauen zu mir, daß ich imstande wäre, allein darüber zu verfügen. Ich rufe Sie zu Richtern auf, Sie mögen selbst entscheiden, wie dieser Schatz am nützlichsten zu verwenden sein mag!« (Hurras. Ungeheure Erregung. Allgemeines Toben.)

Der ganze Kongreß war auf den Füßen. Einige seiner Mitglieder haben in ihrer Begeisterung die Tische bestiegen. Professor Turnbull aus Glasgow scheint von einem Schlaganfall bedroht. Doktor Cicogna aus Neapel ist ganz außer Atem. Nur Lord Glandover bewahrt die Würde und heitere Ruhe, die seinem Rang entspricht. Er ist übrigens vollkommen überzeugt, daß Doktor Sarrasin sich nur einen angenehmen Scherz erlaube und nicht im mindesten die Absicht habe, einen so extravaganten Plan auch auszuführen.

Der endlich wieder zu einigem kalten Blut gelangte Kongreß hörte mit wahrhaft kirchlicher Ruhe zu.

»Meine Herren, unter den Veranlassungen zu Krankheiten, den Ursachen des Elends und vorzeitigen Todes, die uns umringen, gibt es eine, die meiner Ansicht nach gewiß die höchste Beachtung verdient, es sind das die bedauernswerten hygienischen Verhältnisse, unter denen die meisten Menschen leiden. Sie drängen sich in den Städten dicht zusammen, in Wohnungen, denen es an Luft und Licht, den beiden unentbehrlichen Bedingungen des Lebens und der Gesundheit, mangelt. Diese Anhäufungen von Menschen werden nicht selten wirkliche Infektionsherde. Diejenigen, die dabei den Tod nicht finden, werden doch in ihrer Gesundheit geschädigt; ihr Produktionsvermögen nimmt ab

und die Gesellschaft verliert auf diese Weise große Summen an Arbeit, die sonst vorteilhaft zu verwenden wäre. Warum, meine Herren, sollten wir gegen diesen Übelstand nicht einmal das mächtigste Mittel der Überredung, nämlich das eigene Beispiel versuchen? Warum sollten wir nicht einmal alle Kräfte, all unsere Kenntnisse vereinigen, um den Plan zu einer Musterstadt, die den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen entspreche, auszuarbeiten und durchzuführen?« (Ja, ja, sehr richtig!) »Warum sollten wir also nicht das Kapital, das uns zur freien Verfügung steht, dazu anwenden, diese Stadt zu erbauen und sie der Welt gleichsam als praktischen Unterrichtsgegenstand vor Augen zu stellen?« (Jawohl! Gewiß! – Donnernder Beifall.)

Die Mitglieder des Kongresses drücken, von ansteckendem Begeisterungstaumel befallen, einander die Hände, stürzen sich auf Doktor Sarrasin, heben ihn in die Höhe und tragen ihn im Triumph durch den Saal.

»Nach dieser Stadt, meine Herren«, fuhr der Doktor fort, als es ihm gelungen war, seinen Platz wieder zu erobern, »die jeder von uns schon vor seinem geistigen Auge vollendet sieht, was wohl binnen wenigen Monaten zur Wahrheit werden kann, nach dieser Stadt der Gesundheit und des Wohlergehens laden wir dann alle Völker zum Besuch ein, verbreiten den Plan und deren Beschreibung in allen Sprachen und ziehen solche ehrenwerte Familien dahin, die Armut und Arbeitsmangel aus den überfüllten Ländern vertrieben haben. Auch solche – Sie werden nicht darüber staunen, wenn ich daran denke –, die äußere Verhältnisse zu einem grausamen Exil gezwungen haben, würden bei

uns einen Platz für ihre Tätigkeit, für die fruchtbringende Entfaltung ihrer Geisteskräfte finden und uns moralische Schätze zuführen, die mehr wert sind als Goldminen und Diamantengruben. Wir errichten hier geräumige Schulen, in denen die Jugend, erzogen nach weisen, alle moralischen, physischen und intellektuellen Fähigkeiten gleichmäßig ausbildenden Grundsätzen, uns für die Zukunft vielversprechende Generationen sichern würde!«

Wir müssen darauf verzichten, den enthusiastischen Lärm zu beschreiben, der dieser Mitteilung folgte. Die Beifallsrufe, die »Hipp! Hipp!«, die »Hurras!« hörten eine ganze Viertelstunde nicht mehr auf.

Doktor Sarrasin hatte sich kaum wieder hingesetzt, als sich Lord Glandover nochmals zu ihm herabneigte und mit den Augen zwinkernd ihm ins Ohr sagte:

»Eine ausgezeichnete Spekulation! Sie rechnen auf die Zolleinkünfte, ja? Ein ganz sicheres Geschäft, sobald es von gewählten Namen eingeführt und patronisiert wird! Alle Kranken und Halbgesunden werden dort wohnen wollen! Ich hoffe, Sie heben mir ein gutes Stück Land auf, nicht wahr?«

Der durch diese Hartnäckigkeit, mit der er seinen besten Absichten nur eigennützige Motive untergeschoben sah, erzürnte Doktor wollte diesmal Seiner Herrlichkeit antworten, als er hörte, daß der Vizepräsident einen durch Akklamation darzubringenden Dank vorschlug für den Urheber der menschenfreundlichen Vorschläge, welche die Versammlung eben vernommen hatte.

»Es wird dem Kongreß von Brighton«, sagte er, »zur ewi-

gen Ehre gereichen, daß dieser Gedanke hier ans Licht trat. Ihn überhaupt zu fassen, das bedurfte nichts Geringeres als der höchst klarsten Einsicht im Verein mit einem großen Herzen und einer Freigebigkeit ohnegleichen. Und doch, jetzt, da diese Idee ausgesprochen ist, wundert man sich fast, daß sie nicht schon lange einmal verwirklicht wurde! Wie viele in nutzlosen Kriegen verschwendete Milliarden, wieviel durch lächerliche Spekulation vergeudetes Kapital hätte man einem solchen Zweck schon opfern können, und sollen!«

Schließlich machte der Redner den Vorschlag, die neue Stadt als gerechte Ehrenbezeugung für ihren Gründer »Sarrasina« zu nennen.

Dieser Vorschlag hatte schon einstimmige Annahme gefunden, als man auf das Ersuchen Doktor Sarrasins ihn doch noch einmal in Beratung nehmen mußte.

»Nein«, sagte dieser, »mein Name hat hierbei nichts zu schaffen. Hüten wir uns überhaupt, die zukünftige Stadt durch eine Benennung zu entstellen, die unter dem Vorwand, aus dem Griechischen oder Lateinischen zu stammen, dem Wesen der Sache, die sie trägt, immer einen etwas pedantischen Anstrich verleiht. Jene wird die Stadt des Wohlbefindens sein, doch ich wünschte, daß mit ihr der Name meines Vaterlandes verknüpft würde und wir sie zum Beispiel »France-Ville« taufen!«

Man konnte dem Doktor diese wohlverdiente Genugtuung nicht verweigern.

France-Ville war mit Worten schon gegründet; es sollte, da die Sitzung geschlossen wurde, das auch bald auf dem

Papier sein. Man beschäftigte sich sofort mit der Beratung der Hauptgegenstände des Projekts.

Lassen wir den Kongreß jedoch bei dieser praktischen Beschäftigung, die sich von der gewöhnlichen Tätigkeit derartiger Versammlungen so wesentlich unterschied, um dem Schicksal der Mitteilung des ›Daily Telegraph‹ auf einer ihrer unzähligen Wanderungen Schritt für Schritt zu folgen.

Vom Abend des 29. Oktober ab strahlte die pikante, wörtlich abgedruckte Neuigkeit mittels der englischen Journale nach allen Provinzen des Vereinigten Königreichs aus. Sie erschien unter anderem in der Huller Zeitung und stand am Kopf der zweiten Seite einer Nummer dieses bescheidenen Blattes, das die »Mary Queen«, ein mit Kohlen beladener Dreimaster, schon am 1. November nach Rotterdam brachte.

Dort sofort von der fleißigen Schere des Chefredakteurs und einzigen Sekretärs des »Niederländischen Echos« ausgeschnitten und in die Sprache Cuyps und Potters übertragen, gelangte die sensationelle Nachricht auf den Flügeln des Dampfes am 2. November an die »Bremer Nachrichten«. Hier erhielt sie, ohne an der Tatsache etwas zu ändern, ein neues Kleid und erschien nun bald gedruckt in drei Sprachen. Wir wissen freilich nicht, warum der teutonische Journalist, nachdem er seine Übersetzung mit »Eine übergroße Erbschaft« überschrieben hatte, zu der elenden Ausflucht griff, die Leichtgläubigkeit seiner Leser dadurch zu mißbrauchen, daß er in Klammern hinzufügte: »Original-Korrespondenz aus Brighton?«

Nachdem die Sache nun einmal deutsch geworden war,

gelangte der Bericht auch an die Redaktion der großen »Norddeutschen Allgemeinen«, die ihm einen Platz in der zweiten Spalte der dritten Seite einräumte, während sie die frühere Überschrift, als eine zu scharlatanmäßige für eine so ernsthafte Person, einfach unterdrückte.

Nachdem der Bericht so verschiedene Wandlungen durchgemacht hatte, kam er am Abend des 3. November in die große Hand eines sächsischen Hausdieners und durch diesen in das Zimmer des Professors Schultze an der Universität Jena.

Einen so hohen Platz eine solche Persönlichkeit auch auf der Stufenleiter der lebenden Wesen einnimmt, so bot der Genannte auf den ersten Blick doch nichts Außergewöhnliches dar. Er war ein hochgewachsener Mann von 45- bis 46 Jahren; seine mächtigen Schultern deuteten auf eine gute Konstitution; seine Stirn war kahl und die wenigen Haare an den Schläfen und dem Hinterkopf erinnerten mit ihrer Farbe etwa an den Flachs. Seine Augen waren blau, doch von jenem unbestimmten Blau, das keinen Gedanken verrät. Aus ihnen scheint kein Strahl hervorzuleuchten, und doch fühlt man sich unangenehm berührt durch ihren Blick. Professor Schultze hatte einen großen Mund mit einer Doppelreihe tüchtiger Zähne, die nicht wieder loslassen, was sie einmal packten, doch mit einem Saum schmaler Lippen, deren Hauptaufgabe darin zu bestehen schien, die Worte zu zählen, die sie passierten. Die ganze Erscheinung machte auf jeden anderen einen beunruhigenden, fast widerwärtigen Eindruck, worüber der Professor selbst übrigens ganz befriedigt zu sein schien.

Bei dem durch seinen Diener verursachten Geräusch wandte er die Augen nach dem Kamin und sah nach einer sehr hübschen Wiener Stutzuhr, die sich merkwürdigerweise unter die sonst sehr einfache Ausstattung seines Zimmers verirrt hatte, wobei er mit einer mehr steifen als rauhen Stimme sagte:

»6 Uhr 55! Mein ›Kurier‹ kommt spätestens um 6 Uhr 30. Sie bringen mir ihn heute wieder 25 Minuten zu spät. Das nächste Mal, wenn er nicht um 6 Uhr 30 auf meinem Tisch liegt, verlassen Sie binnen 8 Tagen meinen Dienst.«

»Wünscht der Herr Professor jetzt zu speisen?« fragte der Diener, bevor er sich zurückzog.

»Es ist jetzt erst 6 Uhr 55 und ich esse um 7 Uhr! Das ist Ihnen schon seit den 3 Wochen, die Sie in meinem Haus sind, bekannt. Beachten Sie für die Zukunft, daß ich niemals mit den Stunden wechsele und nicht gewohnt bin, meine Anordnungen zu wiederholen.«

Der Professor legte das Journal auf den Tisch und begann wieder an einem Aufsatz zu arbeiten, der in den nächsten Tagen in den »Annalen für Physiologie« erscheinen sollte. Wir begehen wohl keine Indiskretion, wenn wir die Überschrift dieser Arbeit mitteilen. Sie lautete nämlich:

»Warum verfallen alle Franzosen in höherem oder geringerem Grad einer fortwährenden Entartung?«

Während sich der Professor mit dieser Aufgabe beschäftigte, wurde das Abendessen, bestehend aus einer Schüssel mit Würstchen und Kohl, nebst einem tüchtigen Krug Bier auf einem anderen Tisch serviert. Der Gelehrte legte die Feder weg und verzehrte diese Mahlzeit mit größerem Wohl-



gefallen, als man von einer so ernsthaften Persönlichkeit erwartet hätte. Dann klingelte er nach dem Kaffee, zündete eine große Porzellanpfeife an und machte sich wieder an die Arbeit.

Es war fast Mitternacht, als der Professor das letzte Blatt weglegte, worauf er sich sofort nach seinem Schlafzimmer begab, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Erst im Bett löste er das Kreuzband von seinem Journal und begann vor dem Einschlafen noch ein wenig zu lesen. Eben als ihm die Augen zufallen wollten, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen fremden Namen, nämlich Langévol, erregt, dem er unter der Rubrik »Vermischtes« in Verbindung mit der ungeheuren Erbschaftsangelegenheit begegnete. So viel er sich aber auch bemühte, sich klarzumachen, weshalb ihm dieser Name besonders auffiel, so gelangte er doch zu keinem Resultat. Nachdem er eine Zeitlang vergeblich hin und her überlegt hatte, warf er die Zeitung weg, blies das Licht aus und lag bald in tiefem Schlaf.

Infolge eines gewissen physiologischen Phänomens aber, über das er sich früher selbst in langen gelehrten Abhandlungen verbreitet hatte, kehrte dieser Name Langévol sogar in Professor Schultzes Träumen wieder. Ja, beim Erwachen am nächsten Morgen hatte er ihn zu seiner größten Verwunderung zuerst auf den Lippen.

Plötzlich, als er gerade nach der Uhr sehen wollte, ging ihm ein unerwartetes Licht auf. Er hob das vor dem Bett liegende Journal wieder auf und las die betreffende Nachricht wiederholt von Anfang bis Ende durch, während er sich immer noch die Stirn rieb, als wolle er seine Gedanken

in besseren Fluß bringen. Offenbar wurde er sich klar, denn er sprang plötzlich auf und lief, ohne sich zum Anziehen des großgeblühten Schlafrocks Zeit zu nehmen, nach der Wand, holte ein neben dem Fenster hängendes kleines Porträt herab und strich mit dem Ärmel über dessen bestaubte Rückseite.

Der Professor hatte sich nicht getäuscht. Hinter dem Bild las man in vergilbten, durch ein halbes Jahrhundert schon nahezu unleserlich gemachten Schriftzügen die Worte:

»Therese Schultze, geborene Langévol.«

Noch am Abend desselben Tages reiste der Professor mit dem Schnellzug nach London ab.

4. KAPITEL *Jeder seinen Teil*

Am 5. November um 7 Uhr morgens kam Herr Schultze auf dem Bahnhof von Charing Cross an. Gegen Mittag stellte er sich in Nummer 93, Southampton row, in einem durch eine hölzerne Barriere in zwei Teile getrennten größeren Zimmer ein, das auf der einen Seite für die Beamten des Hauses, auf der anderen für das Publikum bestimmt war und dessen Mobiliar aus sechs Stühlen, einem dunklen Tisch, unzähligen grünen Pappbänden und einem ungeheuren Adreßbuch bestand. Vor dem Tisch saßen zwei junge Leute, die eben dabei waren, ihr aus Brot und Käse bestehendes Frühstück – die gewöhnliche Mahlzeit im Reich der Schreiber – zu verzehren.

»Bin ich hier richtig bei den Herren Billows, Green & Sharp?« fragte der Professor mit demselben Ton, mit dem er etwa sein Essen bestellte.

»Mister Sharp ist in seinem Kabinett. – Ihr Name? Und welche Angelegenheit?«

»Professor Schultze aus Jena, Langévolsche Erbschaftssache.«

Der junge Mann meldete diese Auskunft durch ein Sprachrohr weiter und erhielt auf demselben Weg eine Antwort, die er sich freilich hütete, laut zu wiederholen. Man konnte sie etwa übersetzen:

»Zum Teufel mit der Langévolschen Erbschaftssache! Schon wieder ein Narr, der Ansprüche zu haben glaubt!«

Antwort des jungen Gehilfen:

»Es ist ein Herr von respektabler Erscheinung. Er macht keinen besonders angenehmen Eindruck, gehört aber offenbar nicht zu den gewöhnlichen Leuten.«

Ein weiterer mysteriöser Ausruf.

»Und er kommt aus Deutschland?«

»So sagt er wenigstens.«

Durch das Sprachrohr zitterte ein Seufzer.

»Lassen Sie ihn heraufkommen.«

»Zwei Treppen hoch, die Tür geradeaus!« wandte sich der junge Mann nun an Herrn Schultze, indem er ihm den Weg wies.

Der Professor verschwand in einem inneren Gang, kletterte zwei Treppen hinauf und stand bald vor einer gepolsterten Tür, an der der Name von Mister Sharp sich in schwarzen Buchstaben von einem Messingschild abhob.



Der Bezeichnete saß vor einem großen Mahagonischreibtisch in einem gewöhnlich ausgestatteten Zimmer mit wollenen Teppichen, lederüberzogenen Stühlen und gewaltigen Aktenfaszikeln. Er erhob sich kaum in seinem Armstuhl und schien, nach der gewöhnlichen höflichen Methode der meisten Büromenschen, 5 Minuten eifrigst mit dem Durchblättern des größten Aktenpakets beschäftigt, um zu zeigen, wie sehr seine Tätigkeit beansprucht sei. Endlich geruhte er, sich an Professor Schultze zu wenden, der neben ihm Platz genommen hatte.

»Ich bitte, mein Herr«, begann er, »mir möglichst kurz auseinanderzusetzen, was Sie zu mir führt. Meine Zeit ist außerordentlich beschränkt und ich bin nur imstande, Ihnen wenig Minuten zu widmen.«

Der Professor lächelte ziemlich gleichgültig und bewies jenem dadurch, daß ein solcher Empfang auf ihn gar keinen imponierenden Eindruck hervorbringe.

»Vielleicht werden Sie noch einige Minuten zugeben, wenn Sie erst wissen, was mich hierherführt.«

»So sprechen Sie, mein Herr.«

»Es betrifft den Nachlaß Jean Jacques Langévols aus Barle-Duc, und ich bin der Enkel von dessen älterer Schwester, Therese Langévol, vermählt im Jahr 1792 mit meinem Großvater, Martin Schultze, früherem Wundarzt der Armee von Braunschweig und verstorben im Jahr 1814. Ich besitze selbst noch drei von meinem Großonkel an seine Schwester gerichtete Briefe und verschiedene Nachrichten über seinen Marsch in die Heimat nach der Schlacht bei Jena, ohne

jetzt hier die anderen amtlichen Urkunden zu erwähnen, die meine direkte Abstammung bescheinigen.«

Wir brauchen Professor Schultze nicht weiter in den Aufklärungen zu folgen, die er Mr. Sharp gab. Er wurde dabei, ganz gegen seine Gewohnheit, fast weitschweifig und schien sich über dieses Thema gar nicht erschöpfen zu können. Ihm lag nämlich vor allem daran, Mr. Sharp, als einen Engländer, von der Notwendigkeit zu überzeugen, der germanischen Rasse den Vorrang vor allen übrigen zu bewahren. Wenn er überhaupt den Gedanken hegte, seine Ansprüche auf diesen Nachlaß geltend zu machen, dann geschah das nur, um ihn jenen französischen Händen zu entreißen, die davon leicht ungeeigneten Gebrauch machen konnten! Worin er seinen Gegner in erster Linie bekämpfte, das war vor allem dessen Nationalität! Einem Deutschen gegenüber würde er jedenfalls Verzicht leisten usw., usw. Die Befürchtung aber, daß ein angeblicher Gelehrter, ein Franzose, jenes gewaltige Kapital zur Unterstützung französischer Ideen verwenden könne, brachte ihn außer Rand und Band und legte ihm die Pflicht auf, seine Rechte bis zum äußersten geltend zu machen.

Auf den ersten Blick erschien diese Ideenverbindung zwischen der politischen Anschauungsweise und dem reichen Nachlaß nicht recht verständlich. Mr. Sharp besaß aber zu viel geschäftlichen Scharfblick, um den höheren Zusammenhang zwischen den Anforderungen des Vertreters der germanischen Rasse im allgemeinen und denen von Professor Schultze im besonderen bezüglich der Beerbung der Be-

gum zu durchschauen. Beide erschienen ihm übrigens von nahezu gleichem Wert.

Ein Zweifel hierüber war ja wohl nicht möglich. So erniedrigend es auch für einen akademischen Lehrer der Universität Jena sein mußte, zu Leuten aus einer untergeordneten Menschenrasse in verwandtschaftlichen Beziehungen zu stehen, so lag es doch auf der Hand, daß diesem unvergleichlichen menschlichen Produkt etwas französisches Blut, wenigstens mütterlicherseits, beigemischt war. Immerhin handelte es sich hier nur um eine Verwandtschaft in zweiter Linie gegenüber der Abstammung von Doktor Sarrasin, die natürlich auch nur einen rechtlich untergeordneten Anspruch auf jene Erbschaft bedingte. Der Solicitor erkannte jedoch schnell die Möglichkeit, diese mit einiger Aussicht auf Erfolg anhängig zu machen und in dieser Möglichkeit auch noch weiter die günstige Lage der Verhältnisse für den Vorteil der Firma Billows, Green & Sharp, nämlich die Gelegenheit, aus dieser jetzt schönen Affäre Langévol eine ganz außerordentlich ertragsreiche zu machen, so etwa eine neue Inszenierung von Boz Dickens »Jarndyce gegen Jarndyce«. Vor den Augen des Mannes der Gesetze breitete sich schon ein ganzer Horizont von Stempelpapier, Akten und Schriftstücken aller Art aus. Oder, was noch mehr wert schien, er dachte im Interesse seiner Klienten an einen durch ihn, Sharp, herbeizuführenden Kompromiß, der ihm fast ebensoviel Ehre wie Vorteil bringen mußte.

Inzwischen setzte er Herrn Schultze die Ansprüche von Doktor Sarrasin auseinander, brachte die Belege dafür bei und deutete dabei mit darauf hin, daß, wenn Billows, Green

& Sharp es in die Hand nähmen, die Rechtsansprüche des Professors – »Ansprüche übrigens, mein lieber Herr, die sich einem ordentlichen Prozeß gegenüber wohl schwerlich als stichhaltig erweisen dürften!« –, die er aus seiner Verwandtschaft mit dem Doktor herleite, zu verteidigen, er darauf rechne, daß der allgemein anerkannte Gerechtigkeitssinn der Deutschen es auch Billows, Green & Sharp nicht verübeln werde, wenn sie, der Erkenntlichkeit des Professors gewiß, jenen anderen, begründeteren Ansprüchen gegenüber seine Sache zu führen versuchten.

Der Professor war ein viel zu offener Kopf, um die Logik in der Darlegung des Geschäftsmanns nicht zu begreifen. Er bemühte sich, ihn nach dieser Seite hin zu beruhigen, ohne sich, bezüglich der »Erkenntlichkeit«, gerade bestimmt zu binden. Mr. Sharp bat ihn nun in höflichster Form um die Erlaubnis, seine Angelegenheit nach eigenem Ermessen prüfen zu dürfen, und geleitete ihn mit rücksichtsvollster Artigkeit wieder zur Tür. Jetzt war bei ihm keine Rede mehr von den nur knapp zugemessenen Minuten, mit denen er vorher so sehr geizte!

Herr Schultze zog sich zwar mit der Überzeugung zurück, daß er wohl keinen vollberechtigten Anspruch auf die Erbschaft der Begum habe, aber auch mit der anderen, daß ein Kampf zwischen der angelsächsischen und lateinischen Rasse, ganz abgesehen von seiner Verdienstlichkeit an sich, wenn er nur richtig geführt würde, nicht anders als zum Vorteil der ersteren ausschlagen könne.

Zunächst erschien es nun von Wichtigkeit, die Meinung von Doktor Sarrasin kennenzulernen. Eine unverzüglich

nach Brighton abgelassene Depesche brachte den französischen Gelehrten schon gegen 5 Uhr in das Kabinett des Solicitors.

Doktor Sarrasin vernahm mit einer Ruhe, über die Mr. Sharp nicht wenig staunte, den eingetretenen Zwischenfall. Auf die ersten Worte von Mr. Sharp hin erklärte er mit aller Offenheit, daß er sich erinnere, in seiner Familie davon reden gehört zu haben, wie eine, von einer reichen vornehmen Dame erzogene Großtante von ihm, mit jener ausgewandert sei und sich in Deutschland verheiratet haben solle. Im übrigen war ihm weder der Name, noch der genaue Grad der Verwandtschaft dieser Großtante bekannt.

Mr. Sharp griff schon nach seinen sorgfältig katalogisierten Aktenstücken, die er dem Doktor zur Einsicht vorlegte.

Es erwuchs hiermit – Mr. Sharp verheimlichte das nicht – Material zu einem Prozeß, und Prozesse dieser Art ziehen sich gern in die Länge. Man brauchte zwar der gegnerischen Partei das Zugeständnis, zu dem Doktor Sarrasin sich eben in seiner Aufrichtigkeit dem Solicitor gegenüber herbeigelassen hatte, nicht mitzuteilen ... Immerhin existierten noch jene Briefe Jean Jacques Langévols an seine Schwester, die Herr Schultze erwähnte und die der Sache offenbar eine ihm günstige Wendung gaben. Stand diese auch auf schwachen Füßen und entbehrten jene Beweisstücke des eigentlichen legalen Charakters, so waren sie doch einmal vorhanden. Aus dem Staub der städtischen Archive würden dann schon noch weitere Beweise ausgegraben werden. Vielleicht ging die gegnerische Partei, wenn ihr authentische Beweise fehlten, sogar so weit, welche zu erfin-

den. Man mußte eben auf alles vorbereitet sein. Wer konnte es vorhersagen, ob nicht neue Untersuchungen jener plötzlich wieder auferstandenen Therese Langévol und ihrer Vertreter nicht am Ende gar noch Ansprüche zutage förderten, die denen von Doktor Sarrasin vorgingen? Jedenfalls drohten lange Streitigkeiten, endlose Beweisführungen und eine Lösung der ganzen Frage erst in weiter Ferne. Die Wahrscheinlichkeiten, den Prozeß zu gewinnen, wogen auf beiden Seiten etwa gleichviel; beiden Parteien würde es nicht schwerfallen, von fremder Hand die nötige Unterstützung zum Kostenvorschuß zu finden, um alle Hebel in Bewegung zu setzen. Ein berühmt gewordener ähnlicher Prozeß war im Kanzleigericht volle 83 Jahre geführt und zuletzt nur niedergeschlagen worden, weil die Mittel zu seiner Weiterführung ausgegangen waren; Kapital und Zinsen – alles hatte er verschlungen! Sachverständigenurteile, Kommissionen, Beibringung von Beweisstücken und gewöhnliche Prozeduren würden einen gar nicht zu bestimmenden Zeitraum beanspruchen! Nach 10 Jahren könne die Sache recht gut noch völlig unentschieden und die halbe Milliarde in der Bank eingeschlafen sein.

Doktor Sarrasin hörte dieser Darlegung ruhig zu. Wenn er auch nicht alles so fest wie die Worte des Evangeliums glaubte, so bemächtigte sich seiner doch eine Art Entmutigung. Wie ein Reisender, der vorn auf einem Schiff steht, wenn er den Hafen, in den er einzulaufen gedachte, plötzlich sich weiter zurückziehen sieht, so gestand er sich, daß es nicht unmöglich sei, daß jenes große Vermögen, das ihm schon so sicher war, daß er im voraus darüber verfügt hatte,

sich gar noch verflüchtigen und ihm noch entschwinden könnte.

»Ja, was ist dann zu tun?« fragte er den Solicitor.

»Was? Hm!«

Das war freilich schwer zu sagen. Noch schwieriger, es auszuführen. Immerhin konnte sich ja noch alles nach Wunsch regeln lassen. Er, Sharp, hegte wenigstens diese Ansicht. Die englische Justiz war ja ausgezeichnet – vielleicht etwas langsam, das gestand er zu – ja sicher etwas langsam *pède claudō* ... hm! ... hm! ... aber dafür desto zuverlässiger. Es könnte ja gar nicht fehlen, daß Doktor Sarrasin nach Verlauf einiger Jahre in Besitz jenes Nachlasses kam, vorausgesetzt ... hm! ... hm! ... daß seine Ansprüche wirklich rechtlich begründet wären!

Der Doktor verließ das Kabinett in der Southampton row mit sehr stark erschüttertem Vertrauen und überzeugt, daß er werde auf eine ganze Serie endloser Prozesse eingehen oder auf seinen schönen Traum verzichten müssen. Wenn er freilich an sein herrliches Projekt dachte, konnte er sich doch einigen Bedauerns nicht erwehren.

Inzwischen bestellte Mr. Sharp den Professor Schultze, der ihm seine Adresse hinterlassen hatte, wieder zu sich. Er teilte ihm mit, daß Doktor Sarrasin niemals von einer gewissen Therese Langévol habe reden hören, daß er ausdrücklich die Existenz eines deutschen Zweigs seiner Familie leugne und jede Vereinbarung ablehne. Es blieb also dem Professor, wenn er sein Recht für begründet halte, nichts übrig als zu »klagen«. Er stehe zwar der Sache ganz ohne eigenes Interesse, mehr als Liebhaber gegenüber und habe

gewiß nicht die Absicht, ihn zu irgendwelchen Maßnahmen zu überreden. Was könne andererseits ein Solicitor wünschen als einen Prozeß oder lieber zehn Prozesse 30 Jahre hindurch, wie sie diese Nachlaßregelung mit sich zu bringen scheine? Er, Sharp, hätte ja alle Ursache, sich darüber zu freuen. Wenn er nicht fürchte, Professor Schultze einen von ihm verdächtig aussehenden Vorschlag zu machen, könnte er seine Uninteressiertheit wohl so weit treiben, dem Herrn selbst einen seiner Kollegen vorzuschlagen, dem er seine Vertretung übertragen könnte ... und gewiß, auf die Wahl eines solchen käme jetzt sehr viel an. Die Karriere des Juristen sei zur wahrhaften Landstraße geworden! Abenteuer und Langfinger wandelten diese in Menge! Er gestand das ein mit Schamröte auf der Stirn!

»Wenn der französische Doktor einen Vergleich eingehen wollte, was würde das kosten?« fragte der Professor.

Ihn, als Gelehrten, konnten jene Worte Sharps nicht verblüffen! Als praktischer Mann ging er gerade auf sein letztes Ziel los, um unterwegs keine kostbare Zeit zu verlieren. Der Solicitor kam durch dieses Verfahren außer Fassung. Er stellte Herrn Schultze vor, daß die Sache nicht so geschwind gehe, daß man nicht ein Ende vorhersehen könne, wo man erst am Anfang stehe; daß es, um Doktor Sarrasin einem Vergleich geneigt zu machen, notwendig sei, die Sache etwas zu verzögern und jenem seine Bereitwilligkeit zu einem solchen Schritt zu verheimlichen.

»Ich bitte Sie, mein Herr«, schloß er, »lassen Sie mir freie Hand und vertrauen Sie mir, ich stehe für alles.«

»Gewiß, das glaube ich«, erwiderte Schultze, »ich wüßte jedoch am liebsten bald, woran ich wäre.«

Es gelang ihm diesmal noch nicht, von Mr. Sharp herauszulocken, wie hoch er die sächsische Erkenntlichkeit taxiere, und er mußte ihm zunächst freie Hand lassen.

Am folgenden Tag ließ jener Doktor Sarrasin zu sich bitten. In größter Gelassenheit fragte ihn dieser, ob er ihm wichtige Neuigkeiten mitzuteilen habe. Der durch diese Gleichgültigkeit beunruhigte Solicitor eröffnete ihm, daß eine allseitige Überlegung ihn überzeugt habe, es werde das beste sein, das Übel an der Wurzel zu packen und dem neuen Prätendenten einen Vergleich vorzuschlagen. Das wäre, Doktor Sarrasin müsse das selbst zugestehen, gewiß ein uneigennütziger Vorschlag, den wenige Kollegen an seiner Stelle gemacht haben würden. Er setzte aber seinen Stolz daran, diese Angelegenheit, die er fast mit den Augen eines Vaters betrachtete, schnell zu erledigen.

Doktor Sarrasin hörte diesen Rat an und billigte ihn, als das verhältnismäßig klügste Auskunftsmittel. Er hatte sich seit einigen Tagen schon so sehr hineingelebt in den Gedanken, seinen wissenschaftlichen Traum zur Ausführung zu bringen, daß er diesem Projekt alles andere unterordnete.

10 Jahre oder auch nur 1 Jahr zu warten, ohne zu dessen Verwirklichung schreiten zu können, wäre für ihn eine grausame Täuschung gewesen. Mit den gesetzlichen Fragen wenig vertraut, hätte er, ohne gerade von Mr. Sharps Worten düpiert zu sein, doch seine Anrechte gern für eine Barsumme hingegeben, wenn diese ihm nur erlaubte, von

der Theorie zur Praxis überzugehen. Er erteilte Mr. Sharp also ebenfalls uneingeschränkte Vollmacht und reiste wieder ab.

Der Solicitor hatte nun erreicht, was er wollte. Gewiß wäre mancher andere an seiner Statt der Versuchung unterlegen, die strittigen Punkte durch einen Prozeß zu erledigen, der ihm, der Lage der Sache nach, eine fette, lebenslängliche Rente gesichert hätte. Mr. Sharp gehörte aber nicht zu den Leuten, die sich gern auf weit ausgehende Spekulationen einlassen. Er sah die Möglichkeit vor sich, mit einem Schlag eine reichliche Ernte einzuheimsen, und beschloß, diese Gelegenheit zu nutzen. Schon am nächsten Tag schrieb er wieder an den Doktor und ließ dabei durchblicken, daß Herr Schultze vielleicht nicht abgeneigt sein werde, auf ein gütliches Arrangement einzugehen. Besuchte er dann wiederum einmal Doktor Sarrasin, das andere Mal Professor Schultze, so äußerte er sich abwechselnd immer gegen den einen und den anderen, daß die gegnerische Partei von dem gemachten Vorschlag nichts hören wolle und daß die Gerüchte von dem Streit jetzt gar noch einen dritten Kandidaten herbeigezogen hätten.

Dieses Spiel währte etwa 8 Tage. Morgens ging alles nach Wunsch und des Abends erhoben sich irgendwelche unerwartete Schwierigkeiten, die der Sache wieder eine üblere Wendung gaben. Für den armen Doktor waren das lauter Fußangeln, Ausflüchte oder doch schmerzliche Verzögerungen. Mr. Sharp konnte sich nicht entschließen, den Angelhaken anzuziehen, aus Furcht, der Fisch könnte sich zuletzt zu einer äußersten Anstrengung aufraffen und die Schnur,

an dem er ihn hielt, zerreißen. Diese Vorsicht erwies sich jedoch im gegebenen Fall als überflüssig. Vom ersten Tag an erklärte sich Doktor Sarrasin, der vor den Belästigungen eines langen Prozesses zurückscheute, getreu seinem Wort zu einem Vergleich bereit. Als Mr. Sharp dann endlich den physiologischen Moment, wie der technische Ausdruck lautete, gekommen glaubte, wo sein Klient, nach weniger anständiger Ausdrucksweise, »gar gekocht« sein mußte, demaskierte er plötzlich seine Batterie und schlug selbst einen sofortigen Vergleich vor.

Dazu stellte sich auch eine andere wohlwollende Persönlichkeit, der Bankier Stilbing, ein, der den Rat gab, zwischen den beiden Parteien einfach zu teilen, und sich erbot, jeder 250 Millionen Franc auszuzahlen, während er als Kommissionsgebühr für sich bescheidenweise nur den Überschuß über die halbe Milliarde, nämlich 27 Millionen beanspruchte.

Doktor Sarrasin hätte Mr. Sharp gern umarmt, als er ihm dieses Resultat mitteilte, daß jenem noch höchst günstig erschien. Er war auf der Stelle bereit zu unterzeichnen, er verlangte nach nichts anderem, er hätte den Bankier Stilbing und dem Solicitor Sharp gern goldene Statuen gewidmet und der hohen Bank von England samt allen Schikanen des Vereinigten Königreichs noch dazu.

Die Akten wurden geschlossen, die Zeugen waren bestellt, die Stempelmaschine von Sommerset House zur Arbeit bereit. Herr Schultze hatte sich ergeben. Durch den gewandten Sharp an die Mauer gedrückt, mußte er zitternd eingestehen, daß die Sache, einem weniger gutmütigen

Gegner als Doktor Sarrasin gegenüber, für ihn wohl einen schlimmeren Ausgang gehabt haben würde. Die ganze Angelegenheit kam nun in Ordnung. Gegen ihre gebührend legitimierte Vollmacht und ihre Zustimmungserklärung zu der Teilung des Nachlasses in zwei gleiche Hälften erhielten sie einen auf sich ausgestellten Scheck über je 100.000 Pfund und für den Rest Wechsel, die sofort nach Erfüllung der gesetzlichen Formalitäten fällig waren.

So endete diese erstaunliche Angelegenheit zum größeren Ruhm der Superiorität der angelsächsischen Rasse.

Man erzählt sich noch, daß Mr. Sharp beim Abendessen im Cobden Club in Gesellschaft seines Freundes Stilbing ein Glas Champagner auf das Wohl von Doktor Sarrasin, ein zweites auf das von Professor Schultze getrunken und sich beim Leeren der Flasche zu dem indiskreten Ausspruch habe hinreißen lassen:

»Hurra! ... Rule Britannia! ... Es gibt doch niemand außer uns!«

In Wahrheit freilich betrachtete Bankier Stilbing seinen Gast als armen Teufel, der sich für 27 Millionen ein Geschäft von 50 habe durch die Finger gehen lassen, und der Professor dachte im Grunde nicht anders, wenigstens von der Stunde an, da er, Herr Schultze, sich in die Notlage versetzt sah, jedem beliebigen Arrangement seine Zustimmung zu geben. Und wozu hätte man nicht einen Mann wie Doktor Sarrasin, einen leichtblütigen, raschen und gewiß schwärmerischen Mann vielleicht noch bringen können!

Gerüchtweise hatte der Professor reden gehört von dem Projekt seines Rivalen, eine französische Stadt unter den



ausgewähltesten hygienischen Verhältnissen zu gründen, die das Aufblühen einer geistig und körperlich aufs beste entwickelten jungen Generation sicherten. Ein solches Unternehmen erschien in seinen Augen absurd und mußte allem Anschein nach scheitern, schon weil es im Widerspruch stand gegen das von ihm verfochtene Gesetz, daß die lateinische Rasse dem Untergang geweiht sei, sich vorläufig jedenfalls der sächsischen Rasse unterzuordnen und nach und nach überhaupt vom Erdboden zu verschwinden habe. Diese Resultate konnten nun doch einigermaßen in Frage gestellt werden, wenn das Programm des Doktors seiner Verwirklichung entgegenging, noch mehr, wenn es sich erfolgversprechend entwickelte. Im Interesse der allgemeinen Weltordnung und infolge eines unausweichlichen Gesetzes lag es also jedem Sachsen ob, ein so wahnwitziges Unternehmen, wenn irgend möglich, zu vereiteln. Unter den gegebenen Verhältnissen war es für ihn, Professor Schultze, Dozent der Chemie an der Universität Jena, bekannt durch seine zahlreichen vergleichenden Arbeiten über die verschiedenen Menschenrassen – aus denen ganz deutlich hervorging, daß die germanische Rasse alle übrigen zu absorbieren bestimmt sei – es war also für ihn klar, daß er durch die gleichzeitig schöpferische und zerstörende Kraft der Natur, dazu ausersehen sei, die Pygmäen zu bekämpfen, die sich gegen sie auflehnten. Von aller Ewigkeit her war es bestimmt gewesen, daß Therese Langévol Martin Schultze heiraten mußte, und daß, wenn sich eines Tages die beiden Nationalitäten, vertreten durch den französischen Doktor und den deutschen Professor, gegenüberstehen würden, der

letztere unbedingt den ersteren zermalmen müsse. Schon hielt er ja die Hälfte des Vermögens seines Gegners in der Hand. Das war das Mittel, dessen er bedurfte.

Jenes Projekt stand seiner Wichtigkeit nach für Herrn Schultze übrigens erst in zweiter Linie; er betrachtete es nur neben den weit umfänglicheren, über denen er selbst brütete, um alle Völker zu unterwerfen, die sich weigern würden, sich mit dem deutschen Volk zu verschmelzen und sich dem »Vaterland« anzuschließen. Da er jedoch Doktor Sarrasins, seines unversöhnlichen Feindes, Absichten bis zum Grund – wenn sie einen solchen überhaupt besaßen – kennenlernen wollte, vermittelte er sich Zutritt zum internationalen, hygienischen Kongreß und besuchte fleißig dessen Sitzungen. Beim Weggehen aus einer solchen Versammlung hörten einige Mitglieder, darunter zufällig auch Doktor Sarrasin selbst, ihn die Erklärung abgeben, daß sich gleichzeitig mit France-Ville eine befestigte Stadt erheben werde, welche die Existenz jenes absonderlichen und widernatürlichen Ameisenhaufens schnell genug unmöglich machen werde.

»Ich hoffe«, fügte er hinzu, »daß die Erfahrung, die wir mit ihr machen werden, der Welt als warnendes Beispiel dienen werde!«

Besaß Doktor Sarrasin auch ein großes Herz voller Liebe für die Menschheit, so brauchte er doch nicht erst zu lernen, daß nicht alle seinesgleichen den Namen Philantropen verdienten. Er schrieb jenes Wort seines Gegners also in sein Gedächtnis, da er als vernünftiger Mann sich sagte, daß man keine Drohung gänzlich außer acht lassen solle.

Als er bald darauf an Marcel schrieb, um diesen einzuladen, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen, erwähnte er auch diesen Vorfall und entwarf von Herrn Schultze dabei ein Bild, das den jungen Elsässer überzeugte, daß der gute Doktor in jenem einen halsstarrigen Gegner haben werde.

»Wir brauchen vor allem kräftige und entschlossene Männer«, schloß der Doktor, »tüchtige Gelehrte, nicht allein zum Bauen, sondern auch zum Verteidigen.«

»Wenn ich Ihnen«, antwortete Marcel darauf, »nicht augenblicklich an die Hand zu gehen imstande bin, um an der Gründung Ihrer Stadt teilzunehmen, so rechnen Sie doch darauf, mich zur richtigen Stunde zu finden. Ich werde jenen Herrn Schultze nicht einen Tag aus den Augen verlieren. Meine Eigenschaft als Elsässer gibt mir einen Schimmer von Recht, mich um seine Angelegenheiten zu bekümmern. Fern oder nah, ich bleibe Ihnen allezeit ergeben. Beunruhigen Sie sich nicht, wenn Sie möglicherweise einmal monate- oder gar jahrelang nichts von mir hören sollten. Nah oder fern werd' ich nur den einen Gedanken haben, für Sie zu arbeiten und Frankreich zu dienen.«

5. KAPITEL

Die Stahlstadt

Ort und Zeit haben gewechselt. Seit 5 Jahren befindet sich der Nachlaß der Begum schon in den Händen der beiden Erben, und den Schauplatz bilden jetzt die Vereinigten Staaten, im Süden Oregons, 10 Meilen vom Ufer des Pazi-

fischen Ozeans. Hier breiten sich ungeheure Gebiete aus, die zwischen den beiden Nachbarstaaten noch nicht genau abgegrenzt sind und die eine Art amerikanischer Schweiz bilden.

In der Tat, eine Schweiz, wenn man nur die Außenseite der Dinge ins Auge faßt, die steilen Gipfel, die zum Himmel emporsteigen, die tiefen Täler, welche die langen Gebirgszüge trennen, den großartigen wilden Anblick, den alle diese Landschaften aus der Vogelschau gewähren würden.

Diese falsche Schweiz betreibt aber nicht wie die europäische die friedlichen Beschäftigungen des Hirten, Fremdenführers oder Gastwirts. Das Ganze ist nichts als eine auf eisen- und kohlenhaltigem Boden aufgetürmte Alpendekoration, eine Kruste von Felsen, Erdreich und 100jährigen Fichten.

Wenn der in diese Einöden verirrte Wanderer die Stimmen der Natur belauscht, dann hört er nicht wie im Oberland das harmonische Murmeln des Lebens neben dem tiefen Schweigen der Bergwelt. Von fern her vernimmt er die schweren Schläge des Stampfhammers und unter seinen Füßen erstickte Detonationen von Pulver. Es hat den Anschein, als bedecke dieser Boden die Maschinerie eines Theaters und als könne er jeden Augenblick in geheimnisvolle Tiefen versinken.

Längs der Seiten der Berge laufen hier mit Asche und Kohlenstückchen makadamisierte Straßen hin. Unter gelblichem Buschwerk schillern kleine Schlackenhaufen in allen Farben des Prismas wie Basiliskenaugen hervor. Da und dort gähnt der von Regengüssen zerrissene, von Brombeersträuchern halbverdeckte Mund eines verlassenem Schach-

tes, wie der Krater eines erloschenen Vulkans. Die Luft ist mit Rauch geschwängert und lastet wie ein schwerer Mantel auf der Erde. Keine Vögel flattern lustig dahin, kein Insekt schwärmt im Sonnenschein, und seit Menschengedenken hat man hier keinen Schmetterling mehr gesehen.

Falsche Schweiz! An ihren nördlichen Grenzen, da wo die Ausläufer der Berge sich in der Ebene verlieren, liegt zwischen zwei mageren Hügelketten das Gebiet, das bis 1871 die »Rote Wüste« hieß von der Farbe des eisenoxydreichen Bodens und die jetzt »Stahlfeld« genannt wird.

Denke man sich eine 5 bis 6 Quadratmeilen große Fläche mit sandigem, dann und wann mit Geröll untermischtem Boden, und so dürr und trostlos, wie etwa das vertrocknete Bett eines Meeres der Vorzeit. Um dieses Land zu erwecken, ihm Leben und Lebendigkeit zu verleihen, hat die Natur so gut wie nichts getan; dafür aber hat die Menschenhand mit einer Energie ohnegleichen eingegriffen.

Auf der nackten steinigen Ebene sind binnen 5 Jahren 18 Arbeiterdörfer mit kleinen, gleichmäßig grauen, aus Chicago fix und fertig hierher geschafften Häusern emporgewachsen, die eine Schar kräftiger Arbeiter beherbergen.

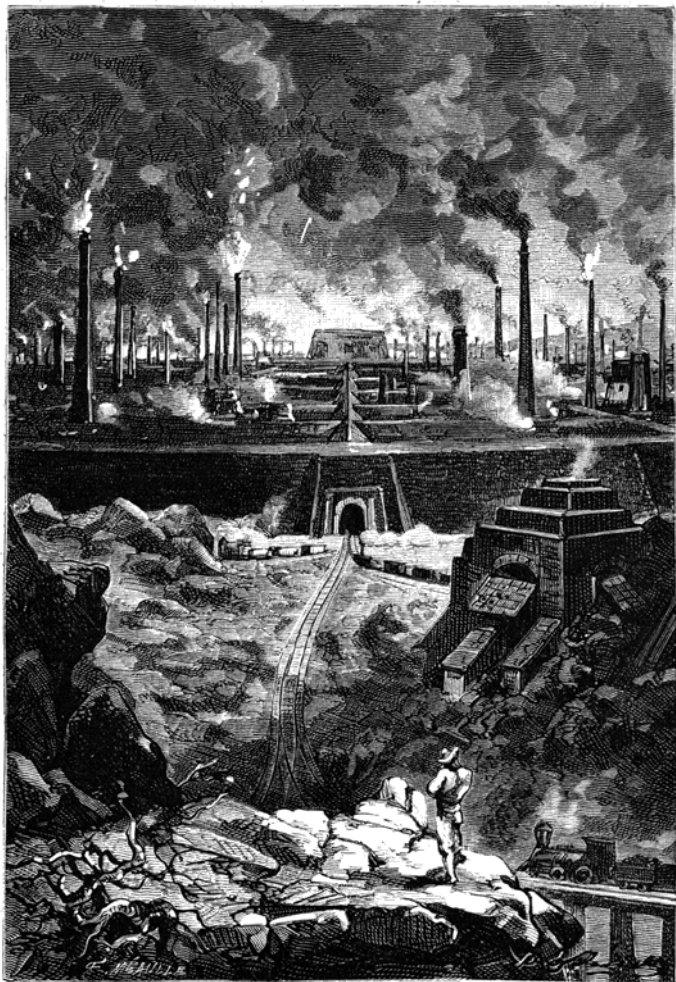
Im Mittelpunkt dieser Ansiedlungen, am Fuß der Coal Butts, jener unerschöpflichen Steinkohlengebirge, erhebt sich eine ungeheure, düstere, fremdartige Masse, eine Anhäufung regelmäßiger Gebäude mit symmetrisch angeordneten Fenstern, bedeckt mit roten Dächern und überragt von einem Wald zylindrischer Schornsteine, die aus tausend Schlünden rußige Wolken aushauchen. Der Himmel erscheint nur wie hinter einem schwarzen Vorhang, den

manchmal rötliche Blitze durchzucken. Der Wind trägt von hier ein rollendes Geräusch weiter, das etwa entferntem Donner oder dem Rauschen der hohlen See vergleichbar ist. All dies zusammen ist »Stahlstadt«, die deutsche Stadt, das persönliche Besitztum von Herrn Schultze, dem Ex-Professor der Chemie aus Jena, der durch die Millionen der Begum zum größten Eisenindustriellen und speziell zum berühmtesten Kanonengießer der ganzen Erde geworden ist.

Er fertigt solche von jeder Form und jedem Kaliber, mit glatter oder gezogener Seele, mit beweglicher oder fester Külasse, für Rußland und die Türkei, für Rumänien und Japan, vor allem aber für Deutschland. Dank der Macht eines enormen Kapitals erwuchs hier ein Riesenanlage, eine wirkliche Stadt und gleichzeitig Musterwerkstatt wie durch Zauberschlag aus der Erde. 30.000 Arbeiter, meist geborene Deutsche, siedelten sich rings um sie an und bildeten dadurch deren Vorstädte. Binnen wenigen Monaten schon eroberten sich die Erzeugnisse dieser Anstalt durch ihre allseitigen Vorzüge die ausgedehnteste Anerkennung.

Professor Schultze gräbt das Eisenerz und die Steinkohle aus seinen eigenen Bergwerken. An Ort und Stelle wandelt er das erstere in Gußstahl um. An Ort und Stelle macht er daraus Kanonen.

Was keiner seiner Konkurrenten auszuführen vermöchte, das war ihm ein Leichtes. In Frankreich gewinnt man Stahlbarren von 40.000 Kilogramm; in England hat man eine schmiedeeiserne Kanone von 100 Tonnen Gewicht hergestellt; Krupp in Essen liefert Gußstahlblöcke von 500.000 Kilogramm. Herr Schultze kennt keine Grenzen; verlangt



von ihm eine Kanone von ganz beliebigem Gewicht und der außergewöhnlichsten Wirkung, er wird sie herstellen, glänzend wie ein Geldstück aus der Münze und in der bedungenen Frist.

Aber – er läßt sich auch dafür bezahlen! Es scheint, als hätten die 250 Millionen von 1871 nur seinen Appetit gereizt.

In der Kanonenindustrie, wie überhaupt in allen anderen Dingen steht man groß da, wenn man das kann, was die anderen nicht vermögen. Hier verdient auch hervorgehoben zu werden, nicht nur, daß Herrn Schultzes Kanonen früher nie dagewesene Dimensionen erreichten, sondern daß sie, wenn durch den Gebrauch bei ihnen von einer Abnutzung überhaupt die Rede sein konnte, doch jedenfalls niemals in die Luft flogen. Das Material von Stahlstadt scheint ganz besondere Eigenschaften zu besitzen. Man erzählt sich über diesen Punkt von mancherlei unbekannten Zusätzen, von chemischen Geheimnissen. Sicher ist jedoch nur, daß hierüber niemand etwas Verlässliches kennt.

Man weiß nur, daß in Stahlstadt das Fabrikationsverfahren mit eifersüchtiger Strenge geheimgehalten wird.

In diesem von Wüsten umgebenen, von der Welt durch einen Wall von Bergen abgeschlossenen und 500 Meilen von den nächsten kleinen Ansiedlungen entfernten Winkel Nordamerikas würde man freilich vergeblich eine Spur jener Freiheit suchen, welche die Macht der Vereinigten Staaten begründet hat.

Wer etwa bis unter die Mauern von Stahlstadt kommt, der versuche ja nicht, eines der massiven Tore zu passie-

ren, die in regelmäßigen Abständen die Linie der Gräben und Festungswerke unterbrechen. Der Wachposten würde jeden ohne Widerrede zurückweisen. Nach Stahlstadt gelangt man nur mit Hilfe einer Zauberformel, eines Kennworts oder zumindest einer gestempelten, unterzeichneten und in aller Ordnung ausgestellten Erlaubniskarte.

Diese Erlaubnis besaß offenbar ein junger Arbeiter, der an einem Novembertag in der Stahlstadt ankam, denn nach Zurücklassung eines alten, abgenützten ledernen Mantelsacks begab er sich nach dem nächsten Tor vom Dorf aus.

Es war ein großer, starkknochiger Mensch, nachlässig gekleidet, im Schnitt der amerikanischen Pioniere. Mit einem lockeren Matrosenkittel, einem wollenen Hemd ohne Kragen und mit Streifen besetzten Beinkleidern, die er in die großen Stiefeln gesteckt hatte. Über das Gesicht drückte er einen groben Filzhut tief herein, als wollte er den auf der Haut angesammelten Kohlenstaub verbergen, und schritt elastischen Schrittes dahin, während er ein Liedchen in den braunen Bart pfiff.

An der Pforte angekommen, überreichte der junge Mann dem Wachhabenden ein gedrucktes Blatt und wurde sofort eingelassen.

»Ihre Ordre ist ausgestellt an Werkmeister Seligmann, Sektion K, Straße 9, Werkstatt 743«, sagte der Unteroffizier. »Sie haben nur dem Weg längs der Umfassung, hier rechter Hand bis zur Marke K zu folgen und sich dort dem Pförtner vorzustellen. ... Sie kennen die Fabrikordnung? Sie sind entlassen, wenn Sie eine andere Sektion als die Ihre betre-



ten!« fügte er in dem Augenblick hinzu, als der neue Ankömmling sich schon entfernte.

Der junge Arbeiter folgte der ihm bezeichneten Richtung und schlug den Weg längs der Umwallung ein. Zu seiner Rechten zog sich ein Graben hin und auf dem Erdaufwurf davor wandelten Wachen auf und ab. Zur Linken, zwischen dem breiten Rundweg und einer Menge von Gebäuden, zeigte sich zunächst das Doppelgleis einer Ringbahn; dahinter erhob sich noch eine zweite Mauer, ähnlich der äußeren, woraus die Gestalt von Stahlstadt leicht zu erkennen war.

Die Anlage bildete nämlich einen Kreis, der strahlenförmig in einzelne, wiederum befestigte Sektoren zerfiel, die voneinander unabhängig waren, außer daß Mauer und Graben sie alle umschlossen.

Der junge Arbeiter fand bald am Rand des Weges die Marke K vor einem großartig angelegten Tor, an dessen Wölbung derselbe Buchstabe wiederum in Stein gehauen zu sehen war, und stellte sich hier dem Pförtner vor.

Dieses Mal hatte er es nicht mit einem Soldaten zu tun, sondern sah einen Invaliden mit Holzbein und ordengeschmückter Brust vor sich.

Der Invalide prüfte seinen Schein und versah ihn wiederum mit einem Stempel.

»Alles in Ordnung«, sagte er darauf, »die 9. Straße linker Hand.«

Der junge Mann passierte die zweite befestigte Linie und befand sich nun im Sektor K; die an dem Tor auslaufende

Straße bildete dessen Achse. Nach beiden Seiten erstreckten sich rechtwinklige lange Reihen von Baulichkeiten.

Das Getöse der Maschinen wurde nach und nach betäubend. Diese grauen, von hundert Fenstern durchbrochenen Gebäude glichen eher lebenden Ungeheuern als toten Massen. Der Neuankömmling schien mit einem derartigen Anblick indes schon vertraut zu sein, denn die Umgebung erregte offenbar seine Aufmerksamkeit nicht sonderlich.

In 5 Minuten befand er sich in der 9. Straße, Werkstatt 743 und gelangte hier zunächst in ein kleines Kontor voller Kartons und Verzeichnisse zu dem Werkmeister Seligmann.

Der nahm den mit allen Bescheinigungen versehenen Zettel des jungen Mannes entgegen und sah ihn wie prüfend an.

»Als Puddler engagiert?« fragte er. »Sie scheinen mir noch ziemlich jung zu sein?«

»Das Alter tut wohl nichts zur Sache«, erwiderte jener. »Ich zähle fast 26 Jahre und habe schon 7 Monate lang gepuddelt. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen meine Zeugnisse vorlegen, auf die hin ich in New York vom Personalchef eingestellt wurde.«

Der junge Mann sprach zwar deutsch ziemlich geläufig, doch mit einem leichten Akzent, der das Mißtrauen des Werkführers weckte.

»Sind Sie etwa ein Elsässer?« fragte er.

»Nein, ich bin Schweizer ... aus Schaffhausen. Bitte, hier meine Legitimationspapiere.«

Er holte dabei ein ledernes Notizbuch aus der Tasche

und zeigte dem Werkmeister einen falschen Paß, ein Wanderbuch und andere Zertifikate.

»Schon gut, Sie sind einmal angenommen und ich habe Ihnen nur Ihren Platz anzuweisen!« erwiderte Seligmann, beruhigt durch die amtlichen Zeugnisse.

Er schrieb den Namen Johann Schwartz in ein Register, machte auf dem Annahmeschein einen entsprechenden Vermerk, gab dem jungen Mann eine blaue Karte mit seinem Namen und der Nummer 57.938 aus und fügte hinzu:

»Sie haben sich jeden Morgen um 7 Uhr am Tor K einzustellen, zeigen diese Karte vor, ohne die Sie auch die äußere Umfassung nicht passieren dürfen, nehmen sich dann von dem Gestell in der Torstube eine Marke mit Ihrer Matrikelnummer und zeigen mir diese beim Eintreten vor. Um 7 Uhr abends, wenn Sie wieder weggehen, werfen Sie diese an der Tür der Werkstatt in die Büchse, deren Einwurf nur zu dieser Zeit offen ist.«

»Ich weiß schon davon. Kann man hier in der Anlage wohnen?« fragte Schwartz.

»Nein, ein Unterkommen müssen Sie sich in der Umgebung suchen; dagegen können Sie aus der Werkskantine zu sehr günstigem Preis ein Mittagessen erhalten. Ihr Lohn beträgt anfangs 1 Dollar pro Tag. Er steigt jedes Vierteljahr um 20 Prozent. Für Vergehen gibt es nur eine Strafe, die Entlassung. Sie wird von mir in erster Instanz ausgesprochen, im Fall des Einspruchs durch den Ingenieur bestätigt oder verworfen. Fangen Sie schon heute an?«

»Warum nicht?«

»Das wäre nur ein halber Arbeitstag!« bemerkte Seligmann, während er Schwartz durch einen Gang führte.

Beide überschritten einen weiten Hof und kamen in eine geräumige Halle, die ihrer Ausdehnung und der Anordnung ihres Sparrenwerks nach der Abfahrtshalle eines großen Bahnhofs ähnelte. Als Schwartz sie überblickte, konnte er sich eines Gefühls von Staunen doch nicht ganz erwehren.

An jeder Seite dieses langen Raums erhoben sich zwei Reihen gewaltiger runder Säulen, die dem Durchmesser und der Höhe nach denen von St. Peter in Rom entsprachen, von der Erde bis zu der verglasten Dachwölbung, über die sie hinausragten. Das waren die Kamine ebensovieler Puddelöfen, die an deren Basis aufgemauert standen. Jede Reihe zählte 50 solcher Öfen.

An dem einen Ende kamen fortwährend Lokomotiven an, die mit Roheisenzainen beladene Wagen zur Speisung jener Öfen heranschleppten. Am anderen Ende nahmen leere Wagenzüge das in Stahl verwandelte Roheisen zur Weiterbeförderung wieder auf.

Durch die Operation des Puddelns wird diese Umwandlung bewirkt. Viele Kolonnen halbnackter Zyklopen mit langen eisernen Haken verrichteten diese Arbeit.

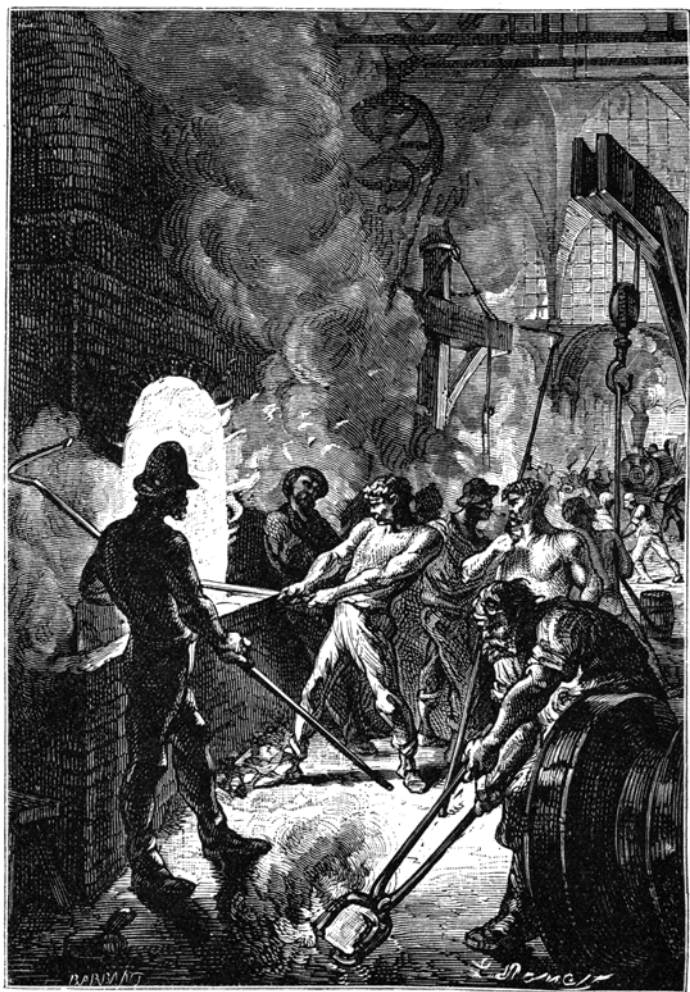
Die Roheisenzaine wurden in einem mit Schlackemantel umgebenen Ofen stark erhitzt. Um Schmiedeeisen zu erhalten, würde man diese Gußstücke sogleich umzurühren (das heißt zu puddeln) beginnen, sowie die Masse teigig geworden ist. Um aber Stahl, das heißt jenes Eisenkarbonat, das jenem zwar verwandt, aber doch bestimmt verschieden von ihm ist, zu erzielen, wartet man die völ-

lige Schmelzung des Gußeisens ab und treibt die Hitze in den Öfen dann noch höher hinauf. Der Puddler rührt und schaufelt die metallische Masse dann nach allen Seiten um, dreht und wendet sie inmitten der Flamme; wenn sie dann durch Vermischung mit gewissen Zusätzen einen gewissen Grad von Widerstandsfähigkeit erlangt hat, trennt er sie in vier Klumpen oder »Luppen«, die er einzeln an die Hammergehilfen abgibt.

Die weitere Bearbeitung erfolgt nun in der Mittellinie des Saals. Vor jedem Ofen befindet sich dort nämlich ein entsprechender Stampfhammer, der durch den Dampf eines stehenden, in den oben erwähnten Kaminen angebrachten Kessels bewegt und von einem Zängemeister geleitet wird. Vom Kopf bis zu den Füßen mit Stiefeln und Gamaschen aus Eisenblech ausgerüstet, geschützt durch ein Schurzfell aus dickem Leder und von einer metallenen Maske verhüllt, erfaßte dieser Kürassier der Industrie die glühende Luppe mit seiner langen Zange und brachte sie unter den Hammer. Bei den wiederholten Schlägen dieser enormen Masse spie diese unter einem Regen glänzender Funken und brennender Eisenteilchen die in ihr enthaltenen Verunreinigungen nach allen Seiten aus wie ein gedrückter Schwamm das Wasser.

Darauf gab sie der Zängemeister den Gehilfen zurück, die sie zur Wiedererhitzung nach dem Ofen schleppten, von dem aus sie dann noch einmal mit dem gewaltigen Hammer bearbeitet wurde.

In der ungeheuren Schmiede herrschte eine ewige Bewegung, liefen die endlosen Riemen über ihre Scheiben,



dröhnten die dumpfen Schläge, krachte das Feuerwerk der bearbeiteten Eisenmassen und blendete die Weißglut der zahlreichen Öfen. Inmitten dieses Gedonnners und Gebrauses erschien der Mensch nur wie ein Kind gegenüber den leblosen Massen, die er hier beherrschte.

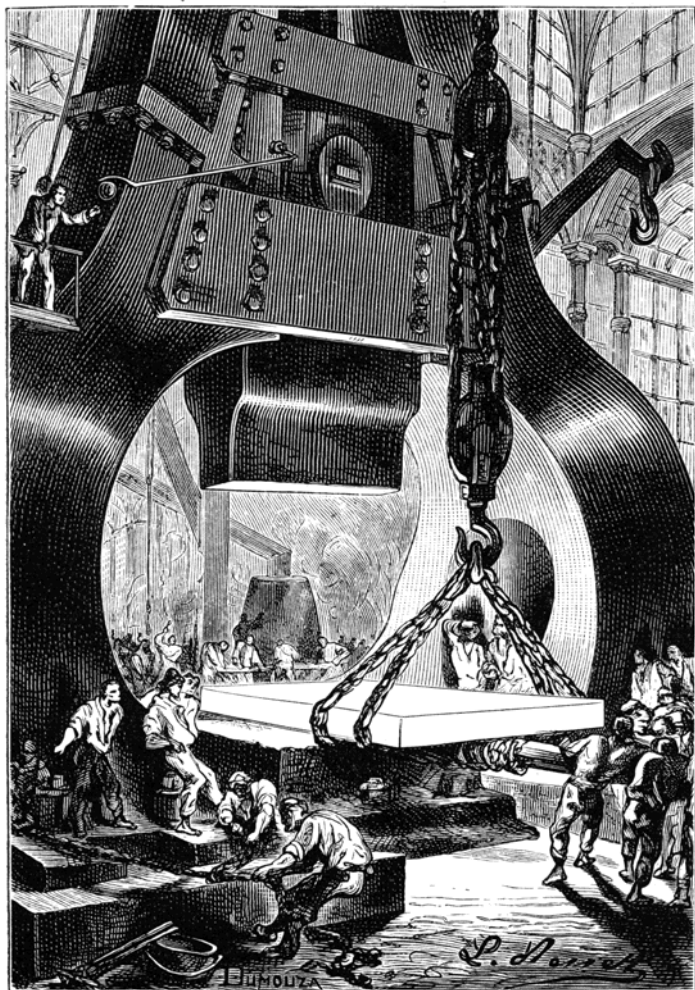
Es sind gar derbe Burschen, diese Puddler! So mit allen Kräften das Eisen zu kneten, bei der sengenden, ausdörrenden Hitze immer Metallmengen von je einigen Zentnern zu behandeln, das Auge stundenlang der brennenden Glut zuzuwenden, das ist eine gar harte Arbeit, die ihren Mann in 10 Jahren aufreibt.

Schwartz legte, um dem Werkmeister zu zeigen, daß er ihr wohl gewachsen wäre, den Kittel und das Wollhemd ab, wobei sein athletischer Bau und seine kräftigen Muskeln sichtbar wurden, ergriff eine Rührstange, mit der eben ein anderer gepuddelt hatte, und setzte diese Arbeit fort.

Da der Werkmeister sah, daß er die Sache kannte, überließ er ihn sich selbst und kehrte nach seinem Büro zurück.

Der junge Mann strengte sich bis zur Mittagszeit tüchtig an. Ob er aber seine Kräfte dabei zu heftig in Anspruch genommen und es an diesem Morgen versäumt hatte, ein für diese Arbeit unbedingt nötiges nahrhaftes Frühstück zu sich zu nehmen, jedenfalls bemerkte man, daß er ermüdet und schwach wurde, was dem Kolonnenführer denn auch bald genug auffiel.

»Sie sind nicht zum Puddler geschaffen, mein Junge«, sagte er, »und würden besser tun, sich beizeiten eine andere



Stellung auszubitten, da man Ihnen später einen Wechsel nicht mehr zugestehen würde.«

Schwartz protestierte. Das sei nur eine vorübergehende Schwäche. Er könne puddeln so gut wie ein anderer!

Der Kolonnenführer erstattete trotzdem seinen Bericht, und der junge Mann wurde sofort zum Oberingenieur des Werkes gerufen.

Dieser musterte seine Papiere aufs neue, zuckte die Achseln und fragte mit dem Ton eines Untersuchungsrichters:

»Sind Sie in Brooklyn Puddler gewesen?«

Schwartz senkte verwirrt die Augen.

»Ich sehe wohl, daß ich Ihnen die Wahrheit sagen muß«, antwortete er. »Ich war nur beim Hochofen angestellt und wollte das Puddeln versuchen, weil das einen höheren Lohn abwirft.«

»Da ist doch der eine wie der andere!« erwiderte achselzuckend der Ingenieur. »Sie wollen mit 25 Jahren leisten, was ein 30jähriger nur ausnahmsweise auszuführen imstande ist! Sind Sie wenigstens ein guter Gießer?«

»Ich war 2 Jahre lang in der ersten Klasse.«

»Dann täten Sie besser, in dieser Stellung zu bleiben! Hier werden Sie erst in der dritten Klasse wieder anfangen können und dürfen noch von Glück sagen, daß ich Ihnen den Übertritt in einen anderen Bereich erleichtere.«

Der Ingenieur schrieb einige Worte auf einen Passierschein, sandte eine Depesche ab und sagte:

»Geben Sie Ihre Marke zurück, verlassen Sie diese Abteilung und verfügen Sie sich geraden Weges nach dem Büro

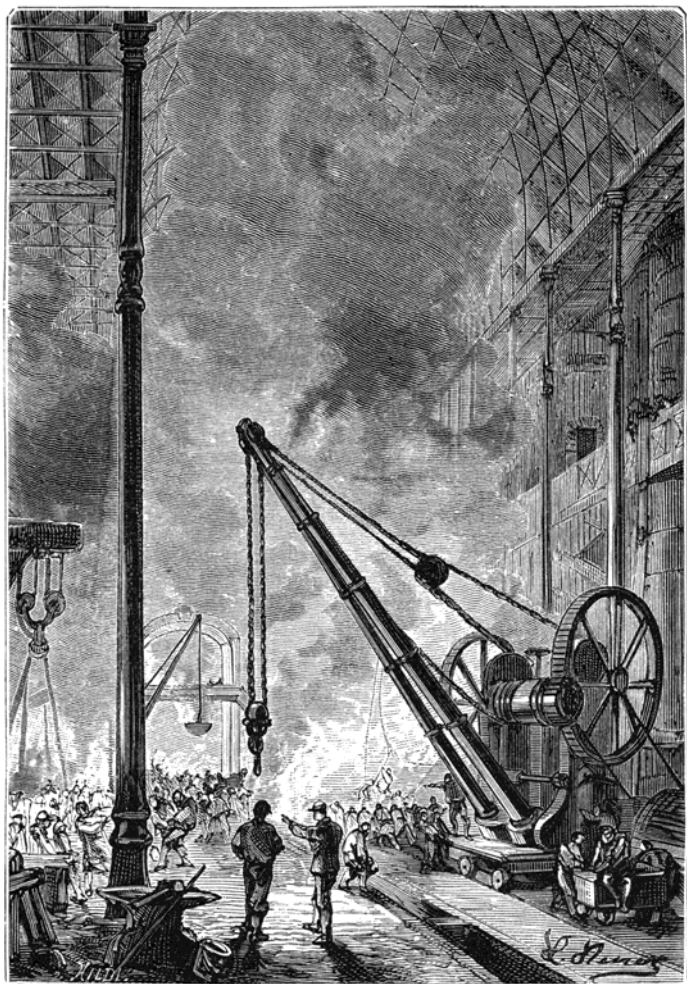
des Oberingenieurs im Sektor O. Jener ist von der Sachlage unterrichtet.«

Dieselben Förmlichkeiten, die Schwartz an dem Tor des Sektors K aufgehalten hatten, empfingen ihn auch am Sektor O. Genau wie am Morgen wurde er hier ausgefragt, aufgenommen und an den Abteilungswerkmeister gewiesen, der ihn in den Gießersaal einführte. Hier vollzog sich die Arbeit schweigsamer, womöglich aber noch methodischer.

»Hier sehen Sie nur die kleinere Abteilung für den Guß der 42pfünder«, sagte der Werkmeister. »In den Gießhäusern für die Herstellung der großen Kaliber sind nur die Arbeiter erster Klasse beschäftigt.«

Diese »kleine« Abteilung hatte immerhin eine Länge von 150 Meter bei 65 Meter Breite. Sie diente nach Schwartz' Schätzung zur Erhitzung von mindestens 600 Schmelztiegeln, die, je nach ihrer Größe, zu 4, 8 oder 12 in den Öfen an der Seite Platz fanden.

Die zur Aufnahme des geschmolzenen Stahls bestimmten Gießformen standen in der vertieften Längsnachse des Galeriewerkes in einer Reihe hintereinander. An jeder Seite dieses Mittelgrabens erhob sich, auf einem Schienenstrang verschiebbar, ein mächtiger Kran, dessen Konstruktion jede mögliche Bewegung gestattete, so daß die gewaltigsten Gewichte an beliebiger Stelle durch ihn gehoben und versetzt werden konnten. Ebenso wie in den Puddelhäusern betrieht auch hier je eine Eisenbahn das eine Ende der Galerie, wo ihr die Gußstahlblöcke zugeführt wurden, während eine andere vom entgegengesetzten Ende die aus den Formen hervorgegangenen Kanonen fortschaffte.



Neben jeder Gußform stand ein Aufseher mit einer Eisenstange, der die Temperatur des flüssigen Stahls in den Schmelztiegeln zu überwachen hatte.

Das ganze Verfahren, wie Schwartz es auch schon von anderen Orten her kannte, war hier zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

Sollte zu einem Guß geschritten werden, dann benachrichtigte ein Glockensignal alle Beteiligten. Mit gleichmäßigen, strengbemessenen Schritten begaben sich die Arbeiter je zwei und zwei von gleicher Größe, eine Eisenstange waagrecht auf den Schultern tragend, nach dem Ofen.

Ein Kolonnenführer mit einer Schriillpfeife und die Sekundenuhr in der Hand, stand in der Nähe der Gießform, die möglichst in gleicher Entfernung von allen zu ihrer Füllung nötigen Öfen angebracht war. Von jeder seiner Seiten liefen Rinnen aus feuerbeständigem Lehm und mit Eisenblech überdeckt, in sanfter Neigung bis zu einer direkt über der Gußform befindlichen, trichterförmigen Vertiefung. Der Kolonnenführer piff. Sofort wurde ein Schmelztiegel mit einer Zange aus dem Feuer gehoben und an die Eisenstange des dem Ofen am nächsten stehenden Trägerpaars gehängt. Wieder ertönte die Pfeife in verschiedener Weise, und die beiden Männer entleerten den Inhalt ihres Tiegels in die entsprechende Rinne. Dann warfen sie das noch hellglühende Gefäß in eine große Kufe.

Ohne Unterbrechung und in genau eingehaltenen Abständen, um die völlige Gleichmäßigkeit des Gußstücks zu sichern, verfuhrten alle Nachfolgenden in genau derselben Weise.

Die hierbei beobachtete Präzision war so außerordentlich, daß der letzte Schmelztiegel genau auf das Zehntel der vorher berechneten Sekunde ausgeleert und in die Kufe geworfen war. Der ganze Vorgang glich weit mehr der Wirkung eines blinden Mechanismus, als der zusammenfallenden Willensäußerung von hundert lebenden Wesen. Eine unverletzliche Disziplin, die Macht der Gewohnheit und der Einfluß, den eine taktmäßige Musik auf jedermann ausübt, brachten dieses Wunder zustande.

Schwartz schien mit diesem Verfahren vertraut zu sein. Er wurde einem anderen Arbeiter von gleicher Größe zugeteilt, probeweise bei einem weniger bedeutenden Gußstück beschäftigt und sofort als erfahrener, gewandter Gießer erkannt. Sein Kolonnenführer versicherte ihm schon am ersten Abend, daß er schnell vorwärtskommen werde.

Sobald er nach Schluß der Arbeit den Sektor O und die äußere Umfassung der Fabrik verlassen hatte, begab er sich nach dem Gasthaus, seinen Mantelsack zu holen. Auf einem der Außenwege gelangte er dann bald zu einer schon am Morgen bemerkten Gruppe von Häusern, wo er bei einer braven Frau, die »Kostgänger aufnahm«, geeignetes Unterkommen fand.

Nach dem Abendessen sah man den jungen Arbeiter nicht, wie es die übrigen zu tun pflegten, nach einer Bierhalle wandern. Er schloß sich vielmehr in sein Zimmerchen ein und zog aus der Tasche ein offenbar aus der Pudelhütte heimlich mitgenommenes Stückchen Stahl und ebenso eine kleine Menge feuerfesten Tons aus dem Sektor

O, die er beim Schein einer rußenden Lampe aufmerksam betrachtete.

Dann entnahm er dem Mantelsack ein großes Pappheft, durchblätterte dessen mit Bemerkungen, Formeln und Rechnungen bedeckte Blätter und schrieb das Nachfolgende in gutem Französisch, aus Vorsicht aber in einer nur ihm bekannten Geheimschrift nieder:

»10. November. – Stahlstadt. – Die Puddelmethode hier ist ganz die gewöhnliche, nur bedient man sich, wohl zu bemerken, der von Chernoff empfohlenen und verhältnismäßig ziemlich niedrigen Temperaturen, sowohl bei der ersten Erhitzung als auch beim zweiten Feuer. Das Gießen betreibt man nach dem Vorgang Krupps in Essen, hält dabei aber auf eine wahrhaft wunderbare Gleichmäßigkeit der Ausführung. Diese Sicherheit in jedem Manöver muß man als die größte Stärke der Deutschen anerkennen. Sie rührt offenbar von dem der ganzen germanischen Rasse angeborenen musikalischen Gefühl her. Die Engländer werden nie imstande sein, eine solche Vollkommenheit zu erreichen, dazu fehlt ihnen das Ohr, wenn nicht gar der Geist der Disziplin. Die Franzosen, die sich ja gern die ersten Tänzer der Welt nennen, müßten sich leicht in dieser Weise ausbilden können. Bisher habe ich also nichts Geheimnisvolles gesehen, dem man die ungeheuren Erfolge dieser Fabrikationsweise zuschreiben könnte. Die von mir beim Wandern durch das Gebirge gesammelten Erzmuster entsprechen völlig unseren guten Eisensorten. Die Steinkohlen sind gewiß sehr schön und eignen sich für metallurgische Zwecke ganz vorzüglich,

stehen aber sicher nicht einzig da in ihrer Art. Ohne Zweifel basiert Schultzes Herstellungsmethode darauf, daß er nur Material der besten Qualität, frei von jeder fremden Beimischung, verwendet und auf dessen vollkommene Reinheit achtet. Das alles ist aber ohne Schwierigkeit nachzuahmen. Es gilt, um im Besitz aller Formeln des Problems zu sein, nur noch die Zusammensetzung des feuerbeständigen Tons zu untersuchen, der zu den Schmelztiegeln und Gußrinnen verwendet wird. Ist das erreicht und sind unsere Gießer erst in ähnlicher Weise diszipliniert, dann sehe ich nicht ein, warum wir nicht dasselbe leisten sollten, was hier vollbracht wird. Bisher sah ich freilich nur 2 Sektoren und es gibt davon 24, ohne die Zentralstelle, die Abteilung für Pläne und Modelle, sozusagen das geheime Kabinett, zu rechnen. Worüber mag man dort wohl brüten? Was mag unseren Freunden bevorstehen, wenn ich an die Drohungen denke, die Herr Schultze beim Antritt seiner Erbschaft ausstieß?«

Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, zog Schwartz sich aus und schlüpfte in das kleine, so unbequeme Bett, wie es eben nur ein deutsches Bett sein kann – und das will viel sagen –, zündete sich noch eine Pfeife an und begann in einem alten Buch zu lesen. Offenbar schwärmten seine Gedanken aber irgendwo anders umher. Zwischen seinen Lippen drängten sich unaufhörlich die leichten, duftenden Wölkchen hervor, als sagten sie wieder:

»Pah! Pah! Pah! Pah!«

Am Ende legte er das Buch gänzlich weg und versank in

tiefes Sinnen, als wäre er mit der Lösung eines schwierigen Problems beschäftigt.

»Oh«, rief er plötzlich, »und wenn es mit dem Teufel selbst zugehe, ich werde hinter Herrn Schultzes Geheimnis kommen und zu erfahren wissen, was er gegen France-Ville im Schilde führt!«

Den Namen des Doktor Sarrasin auf den Lippen, schlummerte Schwartz ein, im Traum aber veränderte sich dieser zu dem Namen der kleinen Tochter des Arztes. Ungeschwächt bewahrte er die Erinnerung an das liebeliche Mädchen, zumal da Jeanne, seit er sie verlassen hatte, nun zu einem kleinen Fräulein aufgeblüht sein mußte. Diese Erscheinung erklärt sich leicht durch die bekannten Gesetze der Ideenassoziation: Der Gedanke an Doktor Sarrasin legte ja den an dessen Tochter ziemlich nahe, und als Schwartz oder vielmehr Marcel Bruckmann erwachte und noch immer Jeannes Namen im Gedächtnis hatte, staunte er darüber nicht im mindesten, sondern erkannte nur eine Bestätigung der ausgezeichneten psychologischen Grundwahrheiten Stuart Mills.

6. KAPITEL

Der Albrechts-Schacht

Frau Bauer, die brave Frau, die Marcel Bruckmann bei sich aufgenommen hatte, war eine Schweizerin von Geburt und die Witwe eines Bergmanns, der vor etwa 4 Jahren durch einen jener Unfälle getötet wurde, die dem Leben des Berg-

manns den Charakter eines fortwährenden Kampfs verleihen. Das Werk gewährte ihr eine kleine jährliche Pension von 30 Dollar, neben der sie ihr Leben noch durch den geringen Ertrag eines möbliert vermieteten Zimmers und den Lohn ihres Sohnes kärglich fristete, den dieser jeden Sonntag heimbrachte.

Obgleich erst 13 Jahre alt, war Karl doch schon im Kohlenbergwerk angestellt, wo er beim Passieren der Kohlenwagen eine jener Lufttüren zu öffnen und zu schließen hatte, die zur Ventilation der Schächte unumgänglich nötig sind, weil man durch sie dem Luftstrom eine beliebige Richtung anzuweisen vermag. Das von seiner Mutter gemietete Häuschen lag zu entfernt vom Albrechts-Schacht, als daß er jeden Abend hätte dahin gehen können, deshalb hatte man ihm auch noch eine leichte nächtliche Beschäftigung in der Grube angewiesen, die darin bestand, daß er sechs Pferde in ihrem unterirdischen Stall zu bewachen und zu füttern hatte, während der Stallknecht nach Hause gegangen war.

Karls Leben verlief also fast ganz und gar 500 Meter unterhalb der Erdoberfläche. Tagsüber stand er bei seiner Lufttür auf Wache, des Nachts schlief er auf dem Stroh neben seinen Pferden. Nur sonntags morgens kehrte er einmal ans Licht zurück und konnte sich wenige Stunden an der Sonne, dem blauen Himmel und dem Lächeln der Mutter erfreuen.

Es liegt auf der Hand, daß er nach einer solchen Woche, wo er aus dem Schacht heraufkam, nicht gerade einem »schmucken jungen« Mann glich. Er ähnelte weit mehr einem Berggeist aus einem Zaubermärchen, einem Kamin-

kehrer oder einem Papua-Neger. Frau Bauer verwendete dann viel Zeit darauf, ihn unter Verschwendung von warmem Wasser und Seife erst wieder menschlich zu gestalten. Hierauf legte er den Sonntagsstaat aus grobem grünen Tuch an, ein Überbleibsel der väterlichen Nachlassenschaft, den die Mutter aus dem großen Weidenholzschrank hervorholte, um dann ihren Knaben, den sie nun für den schönsten der ganzen Welt hielt, bis zum Abend mit selbstzufriedener Zärtlichkeit zu bewundern.

Von seiner Kohlenstaubschicht befreit, war Karl eben nicht häßlicher als irgendein anderer. Seine blonden Seidenhaare und die blauen sanften Augen paßten recht gut zu dem auffallend weißen Teint, doch war sein Körper für das Alter von 13 Jahren zu klein. Das sonnenlose Leben machte ihn ebenso blutarm wie eine im Keller wachsende Pflanze, und wahrscheinlich hätte Doktor Sarrasins Blutkügelchen-Zähler bei dem jungen Bergmann eine viel zu geringe Menge dieser Organismusmünze ergeben.

Im übrigen erschien das Kind schweigsam, ruhig, sogar phlegmatisch, ließ aber doch ein wenig von dem Stolz durchblicken, den das Gefühl beständiger Gefahr, der Gewohnheit regelmäßiger Arbeit und der Befriedigung über die besiegtten Schwierigkeiten so leicht jedem Bergmann verleiht.

Sein größtes Glück fand er darin, neben der Mutter an dem großen viereckigen Tisch zu sitzen, der die Mitte der niedrigen Stube einnahm, und auf einem Karton eine Menge abscheulicher Insekten zu befestigen, die er aus den Eingeweiden der Erde mit heraufgebracht hatte. Die Wärme

und gleichmäßige Atmosphäre der Minen erzeugen eine den Naturforschern nur wenig bekannte Fauna, ebenso wie die feuchten Steinkohlenwände eine seltsame Flora von Moosen, unbeschriebenen Pilzen und amorphen Gebilden aufweisen. Der Ingenieur Maulesmühle, ein Liebhaber der Entomologie, hatte das bald entdeckt und Karl für jede neue Spezies, von der er ihm, wenn auch nur ein Exemplar verschaffte, einen halben Laubtaler versprochen. Diese goldene Aussicht verlockte den Knaben zuerst dazu, alle Winkel seiner Grube zu durchsuchen, und machte am Ende aus ihm selbst einen Sammler, so daß er nun auch Insekten zum eigenen Vergnügen einfing.

Dabei beschränkte er seine Liebhaberei nicht allein auf Spinnen und Asseln. Er unterhielt in seiner Einsamkeit auch sehr freundschaftliche Beziehungen mit zwei Fledermäusen und einer Feldratte. Seinen Reden nach waren diese drei Tiere die gescheitesten und hübschesten der Welt, jedenfalls verständiger als seine Pferde mit den langen weichen Haaren und der prächtigen Mähne, von denen Karl übrigens nur mit Bewunderung sprach.

Da war besonders Blair-Athol, der erste des Stalls, ein alter Philosoph, der vor 6 Jahren 500 Meter unter die Oberfläche der Erde hinabgekommen war und das Licht des Tages niemals wiedergesehen hatte. Jetzt litt das Tier fast an völliger Blindheit. Wie genau kannte es aber sein unterirdisches Terrain! Wie wußte es sich nach rechts und links zu drehen, wenn es seinen Wagen dahinzog, ohne sich je um einen Schritt zu verirren! Wie sicher hielt es vor den Lufttüren in richtiger Entfernung an, um den nötigen Raum zu ihrer

Öffnung freizulassen! Wie freundlich wieherte es morgens und abends zur bestimmten Minute, wenn ihm sein wohlverdientes Futter gereicht wurde! Und es war so gut, so anhänglich und zärtlich!

»Ich versichere dir, Mutter, daß es mir wirklich einen Kuß gibt, indem es mit dem Backen an meine Wange streicht, wenn ich ihm mit dem Kopf nahe komme«, sagte Karl. »Und du kannst dir vorstellen, wie bequem es ist, daß Blair-Athol die Uhr so genau im Kopf hat. Ohne ihn würden wir die ganze Woche über nicht wissen, ob es Nacht oder Tag, Abend oder Morgen ist!«

So plauderte das Kind, und Frau Bauer lauschte ihm mit Wohlgefallen. Sie liebte Blair-Athol schon deshalb, weil ihm ihr Sohn gewogen war, und ermangelte bei Gelegenheit nicht, ihm das auch durch ein mitgesendetes Stückchen Zucker zu beweisen. Was hätte sie nicht darum gegeben, diesen alten treuen Diener, den ihr Mann schon gekannt hatte, einmal zu sehen und gleichzeitig die Stelle zu besuchen, wo der Leichnam des armen Bauer nach der Explosion schwarz wie Tinte und verkohlt von den schlagenden Wetterern aufgefunden worden war. Frauen hatten aber keinen Zutritt zur Grube, und sie mußte sich also mit den oft wiederholten Beschreibungen ihres Sohnes begnügen.

Ach, sie kannte sie sehr gut, diese Grube, diesen schwarzen Schlund, aus dem ihr Mann nicht wieder zurückgekehrt war! Wie oft hatte sie an der gähnenden Mündung von 18 Fuß Durchmesser gewartet und war längs der Schachtmauer dem doppelten Gestell aus Eichenholz gefolgt, in dem die Butten an ihrem über die stählernen Blockrollen geleg-

ten Kabel auf und ab liefen, oder hatte sie an der äußeren Umplankung das Maschinenhaus, das Stübchen des Stemp-
lers und alles andere besucht, was sich sonst hier noch vor-
fand! Wie oft wärmte sie sich früher an dem unausgesetzt
glühenden Feuer des ungeheuren Eisenkorbs, an dem die
Bergleute, wenn sie aus dem Abgrund emporsteigen, ihre
Kleidung trockneten und die ungeduldigen Raucher ihre
Pfeifen anzündeten! Wie vertraut war sie mit dem Lärmen
und der Tätigkeit dieser höllischen Pforte! Die Schaffner,
die die mit Kohlen beladenen Wagen in Empfang nahmen,
die Gestängearbeiter, die Ausleser und Wäscher, die Mecha-
niker und Heizer, sie hatte alle wiederholt gesehen und ken-
nengelernt.

Niemals erblickte es ihr Auge aber, und doch sah sie es
so lebhaft vor sich, wenn auch nur durch das Auge des Her-
zens, was da in der Tiefe vorging, wenn die Butte mit ihrer
Menschenlast, darunter früher ihr Mann und jetzt ihr ein-
ziges Kind, im schwarzen Abgrund verschwunden war.

Sie hörte die Stimme und das Gelächter der Leute, wie es
allmählich schwächer wurde und endlich ganz verstummte.
Sie folgte in Gedanken diesem Käfig, der sich in den engen
lotrechten Schacht hinabsenkte – 5- bis 600 Meter, viermal
so tief wie die Höhe der größten Pyramide –, sie sah ihn
dann endlich am Ziel ankommen und die Männer sich be-
eilen, den Erdboden zu betreten.

Dann zerstreuten sich diese in der unterirdischen Stadt
nach allen Seiten; die Karrenläufer suchten ihre Wagen auf;
die Hauer mit der Eisenhaue, von der sie ihren Namen ha-
ben, wanderten nach dem Kohlenflöz, das man eben in Ar-

beit hatte; die Ausfüller sorgten dafür, die leeren Gänge, aus denen die mineralischen Schätze geraubt waren, wieder mit festen Massen auszusetzen; die Zimmerer errichteten die Gerüste zum Abstützen der nicht ausgemauerten Stollen; die Gleisarbeiter besserten an den Wegen aus oder legten Schienen; die Maurer wölbten Gänge.

Ein Zentralstollen geht von dem Schacht aus und endet wie ein breiter Fahrweg an einem anderen, 3 bis 4 Kilometer entfernten Schacht. Von dieser strahlen rechtwinklig Seitenstollen aus und an diesen wieder parallel mit der ersten die Gänge dritter Ordnung. Zwischen diesen Wegen erheben sich Mauern oder Pfeiler, entweder aus Kohle oder aus Felsgestein, alles ist regelmäßig, viereckig solid und – schwarz!

Und in diesem Labyrinth von Straßen gleicher Länge und Breite arbeitete eine ganze Armee halbnackter Bergleute, plaudernd bei dem Schimmer ihrer Sicherheitslampen.

Das war das Bild, das Frau Bauer sich so häufig vor Augen führte, wenn sie allein und gedankenvoll am Kamin saß.

Unter all diesen sich kreuzenden Stollen kannte sie besonders einen genau, jedenfalls besser als alle anderen, den nämlich, dessen Tür ihr kleiner Karl den Tag über öffnete und wieder verschloß. Wenn dann der Abend kam, stieg die Tagesschicht wieder empor, um von der Nachtschicht abgelöst zu werden. Ihr Sohn aber nahm nicht mit in der Kufe Platz. Er begab sich nach dem Stall, zu seinem Liebling Blair-Athol, besorgte diesem das nötige Futter an Hafer und



seinen Vorrat an Heu; dann verzehrte er selbst sein kaltes Abendbrot, das ihm von oben her zugeschickt wurde, spielte ein wenig mit der großen Ratte, die unbeweglich ihm zu Füßen saß, oder mit den beiden Fledermäusen, die schwerfällig um sein Haupt flatterten, und schlummerte endlich auf dem ärmlichen Strohlager friedlich ein.

Wie genau wußte Frau Bauer das alles und wie verstand sie jedes Wort von ihrem Karl, noch bevor er es ganz ausgesprochen hatte.

»Weißt du, Mutter, was mir gestern der Herr Ingenieur Maulesmühle sagte? Er sagte, wenn ich auf einige Rechenaufgaben, die er mir in den nächsten Tagen stellen würde, gute Antworten gäbe, so wolle er mich verwenden, die Maßkette zu halten, wenn er mit seiner Boussole Grubenpläne aufnehme. Es scheint, man will einen Stollen nach dem Weberschacht durchschlagen, und es wird Mühe kosten, diesen genau zu treffen.«

»Wirklich«, rief Frau Bauer hochofren, »der Herr Ingenieur Maulesmühle hat das gesagt?«

Sie stellte sich schon vor, wie ihr Knabe in den Stollen die Kette hielt, während der Ingenieur mit dem Notizbuch in der Hand die Maße eintrug und das Auge auf die Boussole gerichtet, den Winkel für den Durchschlag bestimmte.

»Leider«, fuhr Karl fort, »weiß ich niemand, der mir erklären könnte, was ich von der Mathematik noch nicht kenne, und ich fürchte, die Aufgaben schlecht zu beantworten.«

Jetzt mischte sich Marcel, der am Kamin schweigend sein Pfeifchen rauchte, wozu ihn seine Eigenschaft als Pen-

sionsgast des Hauses berechnete, in das Gespräch und sagte zu dem Kind:

»Wenn du mir mitteilen willst, was dir fehlt, so könnte ich dir wohl aus der Not helfen.«

»Sie?« bemerkte Frau Bauer etwas ungläubig.

»Gewiß«, erwiderte Marcel. »Glauben Sie denn, ich lernte gar nichts bei dem Unterricht, den ich abends nach dem Essen besuche? Der Lehrer ist mit mir recht zufrieden und meint, ich könnte ihm vielleicht zur Aushilfe und zum Wiederholen dienen.«

Marcel holte darauf aus seinem Zimmer ein noch leeres Schreibheft, setzte sich neben den kleinen Knaben, informierte sich über die Lücken in dessen Kenntnissen und setzte ihm alles mit so großer Klarheit auseinander, daß dieser darin nicht die geringsten Schwierigkeiten fand.

Von diesem Tag an erwies Frau Bauer ihrem Pensionsgast offenbar eine größere Achtung, und Marcel faßte mehr und mehr Zuneigung zu seinem kleinen Kameraden.

Er selbst erwies sich übrigens als musterhafter Arbeiter und wurde deshalb bald in die zweite und nach kurzer Zeit zur ersten Klasse versetzt. Jeden Morgen Punkt 7 Uhr fand er sich am Tor O ein. Jeden Abend begab er sich nach dem Essen zum Unterricht, den der Ingenieur Trübner erteilte. Geometrie, Algebra, Figuren- und Maschinenzeichnen, alles erfaßte er mit gleichem Eifer und machte darin so schnelle Fortschritte, daß der Lehrer darüber staunte. Nach 2 monatigem Aufenthalt im Schultzeschen Werk galt der junge Arbeiter schon als einer der hellsten Köpfe nicht nur im Sektor O, sondern in ganz Stahlstadt. Der am Schluß des



ersten Vierteljahres von seinem unmittelbaren Vorgesetzten erstattete Bericht über ihn lautete wörtlich:

»Schwartz (Johann), 26 Jahre, Gießer erster Klasse. Ich fühle mich verpflichtet, den jungen Mann der Zentralleitung als außergewöhnlich befähigt zu empfehlen ebenso wegen seiner theoretischen Kenntnisse wie wegen hervorragender praktischer Geschicklichkeit und besonderer Erfindungsgabe.«

Nichtsdestoweniger bedurfte es einer ganz außerordentlichen Veranlassung, um Marcel die Aufmerksamkeit seiner Chefs zu sichern. Diese Gelegenheit bot sich denn auch, wie dies ja früher oder später immer zu geschehen pflegt, hier leider unter sehr tragischen Umständen.

Marcel bemerkte eines Sonntagsmorgens mit Verwunderung, seinen kleinen Freund Karl noch nicht gesehen zu haben, obwohl schon 10 Uhr vorüber war, und er ging deshalb zu Frau Bauer hinab, um zu fragen, ob sie den Grund dieser Verzögerung kenne. Er fand letztere in großer Unruhe. Schon seit 2 Stunden hätte Karl zu Hause sein müssen. Da er ihre Sorge kannte, erbot er sich, Erkundigungen einzuziehen, und begab sich also nach dem Albrechts-Schacht.

Unterwegs begegnete er mehreren Bergleuten, die er fragte, ob sie den Knaben gesehen hätten. Alle verneinten das, wechselten mit ihm das gewohnte »Glück auf!«, und Marcel setzte seinen Weg fort.

So kam er gegen 11 Uhr nach dem Albrecht-Schacht selbst. Hier herrschte jetzt vollkommene Ruhe im Gegen-

satz zu dem geschäftigen Treiben der Werktage. Höchstens plauderte eine junge »Modistin« – so nannten die Bergleute scherzweise die Kohlensortiererinnen – mit dem Stempler, den seine Pflicht selbst an Feiertagen an der Mündung des Schachtes zurückhielt.

»Haben Sie den kleinen Karl Bauer, Nummer 41.902, herauskommen sehen?« fragte Marcel den Beamten.

Der Mann prüfte seine Liste und schüttelte den Kopf.

»Hat das Werk noch einen anderen Ausgang?«

»Nein, das hier ist der einzige«, antwortete der Stempler.

»Der Durchschlag nach Norden ist noch nicht vollendet.«

»Dann ist der Junge noch unten?«

»Muß er wohl, und das ist eigentümlich, denn sonntags haben nur die fünf Extrawächter in der Grube zu bleiben.«

»Darf ich hinabsteigen, um nachzusehen?«

»Nicht ohne Erlaubnis.«

»Es könnte sich ja ein Unfall ereignet haben«, sagte da die Modistin.

»Sonntags ist kein Unfall möglich.«

»Ich muß aber wissen, was mit dem Kind geschehen ist«, fuhr Marcel fort.

»Wenden Sie sich an den Maschinenmeister, dort im Büro ... wenn er überhaupt da ist.«

In vollem Sonntagsstaat mit einem Hemdkragen so steif wie Weißblech, hatte sich der Maschinenmeister bei Abschluß seiner Rechnungen zum Glück etwas verspätet. Als einsichtiger, humaner Mann konnte er der Sorge Marcells gegenüber nicht teilnahmslos bleiben.

»Wir wollen nachsehen, was geschehen ist!« sagte er.

Der diensthabende Mechaniker erhielt Befehl, sich beitzuhalten, und jener schickte sich an, mit dem jungen Arbeiter in die Grube einzufahren.

»Haben Sie keine Galibertschen Apparate?« fragte der letztere. »Sie könnten uns von Nutzen sein.«

»Richtig, man weiß nie, was da in der Tiefe passiert.«

Der Maschinenmeister nahm aus einem Schrank zwei Gefäße, ähnlich den Zinkbehältern, wie sie die »Coco«-Verkäufer in Paris auf dem Rücken tragen. Das waren zwei Metallkisten mit komprimierter Luft, die mit den Lippen durch zwei Kautschukrohre mit Hornmundstück, das man zwischen die Zähne nimmt, in Verbindung gesetzt werden. Man füllt sie mit Hilfe besonderer Gebläse und sie sind so eingerichtet, daß sie sich vollständig entleeren können. Schließt man nun die Nase durch eine hölzerne Klammer, so kann man sich, versorgt mit diesem Vorrat an Luft, straflos in einer nicht atembaren Atmosphäre aufhalten.

Nach Beendigung dieser Vorbereitungen stiegen der Maschinenmeister und Marcel in die Butte ein, das Tau glitt über die Rollen und die Hinabfahrt begann. Beleuchtet von zwei kleinen elektrischen Lampen, plauderten beide, während sie in die Eingeweide der Erde versanken.

»Für einen Neuling in dieser Fahrt sieht man Ihnen eben nicht viel Furcht an«, sagte der Meister. »Ich habe genug Leute getroffen, die sich entweder gar nicht dazu entschließen konnten, nicht einzufahren, oder die sich wenigstens wie Kaninchen in die Ecke des Fahrstuhls verkrochen.«

»Wäre das möglich?« antwortete Marcel. »Mir macht das

ganz und gar nichts. Freilich bin ich schon zwei- oder dreimal in Kohlengruben mit eingefahren.«

Man langte bald im Grunde des Schachtes an. Ein Wächter, der sich an der Schachtsohle befand, hatte den kleinen Karl nicht bemerkt.

Im Stall standen die Pferde allein und schienen sich von ganzem Herzen zu langweilen. Das mußte man wenigstens aus dem freudigen Wiehern schließen, mit dem Blair-Athol die drei Ankömmlinge begrüßte. An einem Nagel hing hier Karls Leinentasche und in einer Ecke, neben einer Striegel, sein Mathematikheft.

Marcel bemerkte sofort, daß die Laterne nicht an ihrer Stelle war, ein weiterer Beweis, daß das Kind in der Grube sein mußte.

»Er müßte irgendwo verschüttet worden sein«, sagte der Maschinenmeister, »doch das ist kaum anzunehmen. Was hätte er auch in den Strecken zu tun, wo jetzt Kohle gebrochen wird, heute an einem Sonntag?«

»Oh, vielleicht suchte er nach Insekten, bevor er auffahren wollte«, erwiderte der Wächter, »denn dafür hatte er eine wahre Leidenschaft.«

Der Stallknecht, der inzwischen hinzukam, erklärte sich auch für diese Annahme. Er hatte Karl schon vor 7 Uhr mit der Laterne weggehen sehen.

Es blieb nun nichts übrig, als eine regelrechte Suche anzustellen. Mittels der Pfeife wurden auch die anderen Wächter herbeigerufen, und jeder erhielt den Auftrag, einen gewissen Teil des großen Bergwerks zu durchsuchen.

Binnen 2 Stunden hatte man alle Teile der Kohlengrube

durchwandert und die sieben Menschen fanden sich wieder bei der Schachtsohle zusammen. An keiner Stelle hatte sich etwas von einem Einsturz, aber auch nicht das geringste von Karl gezeigt. Der Maschinenmeister, der wahrscheinlich etwas Hunger verspürte, neigte zu der Ansicht, das Kind könne vorübergekommen sein, ohne daß er es bemerkt hätte, und werde sich nun ruhig zu Hause befinden. Marcel aber, der vom Gegenteil überzeugt war, bestand darauf, die Suche aufs neue zu beginnen.

»Was bedeutet das?« fragte er, auf eine Stelle in dem Grubenplan zeigend, die nur durch Punkte angedeutet war, wie die Geographen die *terrae ignotae* jenseits der arktischen Länder zu bezeichnen pflegen.

»Das ist die vorläufig verlassene Zone«, antwortete der Meister; »die Flöze waren hier nicht mehr abbauwürdig.«

»Es gibt eine verlassene Zone? Oh, dann müssen wir dort suchen!« erklärte Marcel und das mit einer Bestimmtheit, der sich die anderen sofort unterwarfen.

Bald erreichten sie nun die Mündung der Strecken, die, nach ihren feuchten schimmligen Wänden zu urteilen, schon mehrere Jahre lang aufgegeben sein mußten. Sie folgten ihnen schon eine Zeitlang, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken, als Marcel plötzlich stehenblieb.

»Fühlen Sie nicht eine gewisse Schwere in den Gliedern und etwas Kopfschmerz?«

»Ja, wahrhaftig!« bestätigten seine Begleiter.

»Mir scheint es«, fuhr Marcel fort, »als wäre ich manchmal halb betäubt. Hier ist ohne Zweifel zu viel Kohlensäure

in der Luft! Gestatten Sie, daß ich ein Streichhölzchen anzünde?» fragte er den Meister.

»Nach Belieben!« antwortete dieser.

Marcel nahm ein kleines Etui aus der Tasche, entzündete ein Hölzchen und bückte sich, um die Flamme dem Erdboden zu nähern. Sie erlosch sofort.

»Ich wußte es«, sagte er. »Das Gas hält sich wegen seines größeren Gewichts unten auf dem Boden. Wir dürfen uns hier nicht länger aufhalten – ich meine diejenigen, die keine Galibertschen Apparate haben. Wenn es Ihnen recht ist, Meister, setzen wir die Suche allein fort.«

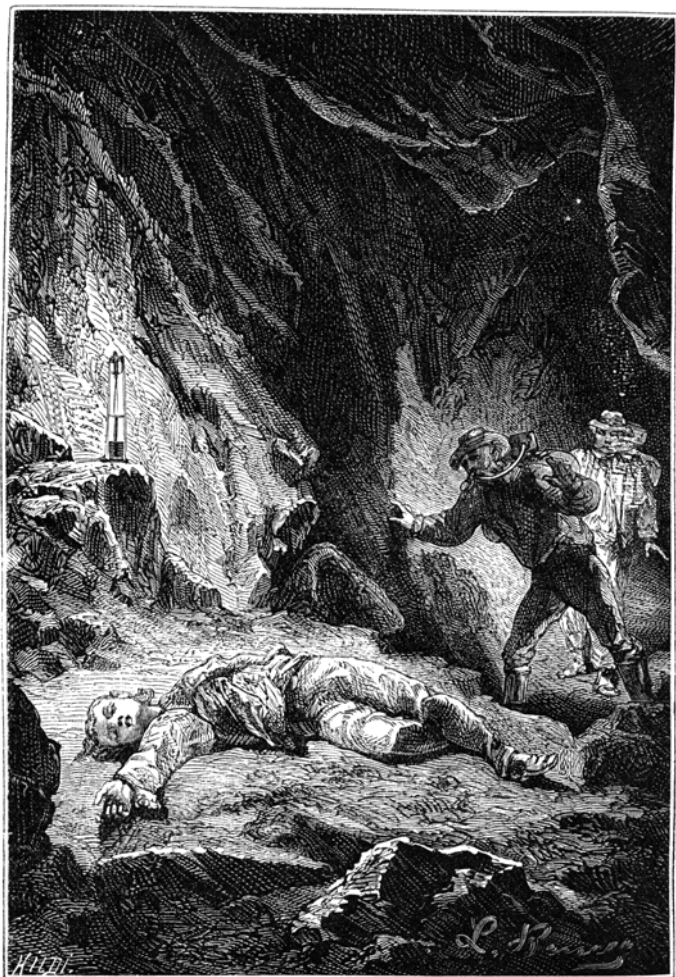
Marcel und der Maschinenmeister nahmen nun jeder das Mundstück ihres Luftbehälters zwischen die Zähne, klemmten sich die Nasenöffnungen zu und drangen dann tiefer in die alten Stollen ein.

Nach einer Viertelstunde mußten sie einmal umkehren, um den Luftvorrat zu erneuern, dann setzten sie den Weg fort.

Bei der dritten Wiederholung endlich krönte der Erfolg ihre Mühe. In dunkler Ferne erglühete der bläuliche Schein einer elektrischen Lampe durch den dunklen Schatten. Sie eilten hinzu.

An der feuchten Wand lag der arme kleine Karl schon kalt und steif. Seine blauen Lippen, das dunkel gerötete Gesicht und seine Lage selbst sagten deutlich genug, was hier geschehen war.

Um etwas von der Erde aufzuheben, hatte er sich gebückt und war buchstäblich in der Kohlensäureschicht ertrunken.



Alle Wiederbelebungsversuche blieben vergeblich. Der Tod mochte schon vor 4 oder 5 Stunden eingetreten sein. Am nächsten Abend zählte der Friedhof von Stahlstadt ein kleines Grab mehr, und die arme Frau Bauer stand nicht nur von ihrem Mann, sondern auch von dem einzigen Kind verlassen in der Welt da.

7. KAPITEL

Die Zentralanlagen

Ein brillanter Bericht von Doktor Echternach, Oberarzt der Sektion des Albrecht-Schachts, hatte dargelegt, daß das Ableben Karl Bauers, Nr. 41.902, 13 Jahre alt, »Falltürwärter« des Stollens 228, durch Asphyxie infolge Aufnahme einer größeren Menge von Kohlensäure in die Atmungsorgane eingetreten sei.

Ein nicht weniger brillanter Bericht des Ingenieur Maulesmühle bewies die Notwendigkeit, das Ventilations-system bis zur Zone B des Plans XIV auszudehnen, deren Stollen schädliche Gasarten durch eine Art langsamer, unmerklicher Destillation ausströmen.

Endlich erwähnte eine Anmerkung desselben Beamten gegenüber der obersten Geschäftsleitung die aufopferungsvollen Bemühungen des Werkführers Rayer und des Gießers erster Klasse Johann Schwartz.

Als der junge Arbeiter sich 8 bis 10 Tage später in der Torwächterstube seine Marke holen wollte, fand er an dem

Nagel gleichzeitig eine an ihn gerichtete Vorladung hängen.

»Genannter Schwartz hat sich heute um 10 Uhr im Büro des Generaldirektors, Zentralgebäude, Tor und Straße A, einzufinden.«

»Endlich!« dachte Marcel. »Sie haben sich Zeit gelassen, aber sie kommen doch.«

Durch Plaudereien mit Kameraden und durch seine sonntäglichen Spaziergänge in der Umgebung von Stahlstadt hatte er jetzt genügend Kenntnisse von der strengen Organisation der ganzen Anlage, um zu wissen, daß die Erlaubnis, in deren eigentlichen Kern einzudringen, nur ungewein selten erteilt wurde. Es waren hierüber wirkliche Legenden in aller Munde. Man erzählte, daß unberechtigte Eindringlinge aus dem abgeschlossenen Mittelpunkt gar nicht wieder erschienen seien; daß die dort beschäftigten Arbeiter und Beamten sich vor ihrer Zulassung einer ganzen Reihe freimaurerischer Zeremonien zu unterwerfen und durch feierliche Eidesleistung das Versprechen zu geben hätten, über alles, was hier vorging, unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren, während über jeden ohne Gnade durch einen geheimen Gerichtshof die Todesstrafe verhängt wurde, der seinen Schwur verletzte. Eine unterirdische Eisenbahn setzte dieses Heiligtum mit der äußeren Umfassung des Werks in Verbindung; nächtliche Züge beförderten dahin unbekannte Besucher; dort wurden bisweilen Beratschlagungen abgehalten im Beisein rätselhafter

Persönlichkeiten, die sich an den Verhandlungen beteiligten.

Ohne auf solche unsichere Berichte einen besonderen Wert zu legen, wußte Marcel doch, daß sie die volkstümliche Anschauung einer unleugbaren Tatsache ausdrückten, der unendlichen Schwierigkeit nämlich, die es kostete, in die zentrale Abteilung zu gelangen. Von allen ihm bekannten Arbeitern – und er zählte manche Freunde unter den Metall- und den Kohlengräbern, den Maschinenarbeitern und den Gehilfen bei den Hochöfen, unter den Steigern und Zimmerern wie unter den Schmieden – hatte noch keiner jemals seinen Fuß durch das Tor A gesetzt.

Mit dem Gefühl berechtigter und hochgespannter Neugier stellte er sich zur bestimmten Stunde ein und überzeugte sich bald, daß hier die strengsten Vorsichtsmaßregeln beobachtet wurden.

Marcel wurde übrigens schon erwartet. Im Torwächterstübchen befanden sich zwei Männer in grauer Uniform mit dem Säbel an der Seite und dem Revolver im Gürtel. So wie die Klausen der Pfortnerin in einem geschlossenen Kloster hatte auch dieser Raum zwei Türen, eine äußere und innere, die sich niemals gleichzeitig öffnen ließen.

Nach Prüfung und Visierung seines Passierscheins brachte man ein weißes Tuch herbei, mit dem die beiden uniformierten Gesellen Marcel, der kein Erstaunen darüber zeigte, die Augen sorgfältig verbanden.

Dann nahmen sie ihn an den Armen und führten ihn, ohne ein Wort zu sprechen, hinweg.

Nach 2- bis 3.000 Schritten ging es eine Treppe in die

Höhe, eine Tür öffnete sich und schloß sich wieder, und Marcel erhielt Erlaubnis, seine Binde abzunehmen.

Er befand sich hier in einem sehr einfachen Saal mit mehreren Stühlen, einer schwarzen Tafel und einer großen Wandkarte mit Musterrissen, nebst allen zum Linearzeichnen nötigen Utensilien. Durch hohe Fenster mit mattem Glas drang das Licht in diesen Raum ein.

Fast gleichzeitig traten zwei Personen ein, denen man die Gelehrten auf den ersten Blick ansah.

»Sie sind uns besonders empfohlen«, begann einer von ihnen. »Wir werden Sie prüfen und zusehen, ob Sie sich für die Modellabteilung eignen. Sind Sie bereit, sofort auf unsere Fragen zu antworten?«

Marcel erklärte sich in bescheidener Weise zur Ablegung der Prüfung bereit.

Die beiden Examinatoren legten ihm nun nacheinander verschiedene Fragen aus der Chemie, Geometrie und Algebra vor. Der junge Arbeiter befriedigte sie nach allen Seiten durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner Antworten. Die Figuren, die er mit Kreide an die Tafel zeichnete, waren so richtig, sauber, fast elegant. Seine Gleichungen standen so ordentlich da wie die Linien eines Garderegiments. Eine seiner Demonstrationen erschien so bemerkenswert und neu, daß sie ihr Erstaunen darüber zu erkennen gaben und fragten, wo er seinen Unterricht genossen habe.

»In der Hauptschule meiner Heimat Schaffhausen.«

»Sie scheinen ein guter Zeichner zu sein?«

»Das war mein liebstes Fach.«

»Der Unterricht in der Schweiz steht wirklich auf ho-

her Stufe!« bemerkte der eine Examinator zum andern. »Wir lassen Ihnen 2 Stunden Zeit zur Ausführung dieser Zeichnung«, fuhr er dann fort und übergab dem Prüfling die Schnittzeichnung einer ziemlich komplizierten Dampfmaschine. »Wenn Sie das vollbringen, werden Sie mit der Zensur ›Sehr gut und hervorragend geeignet‹ zugelassen werden.«

Marcel ging, allein gelassen, eifrig an die Arbeit.

Als seine Richter nach Ablauf der gewährten Frist zurückkehrten, waren sie über die Trefflichkeit seines Aufrisses so erfreut, daß sie der versprochenen Zensur noch die Bemerkung hinzufügten: »Wir haben keinen Zeichner von gleicher Geschicklichkeit.«

Bald darauf nahmen die grauen Gesellen den jungen Arbeiter in Empfang und führten ihn unter Beobachtung derselben Maßregeln, das heißt mit verbundenen Augen, zum Büro des Generaldirektors.

»Sie sind für einen der Zeichensäle der Modellabteilung vorgeschlagen«, begann diese Persönlichkeit. »Sind Sie bereit, sich den Bedingungen der Fabrikordnung zu unterwerfen?«

»Ich kenne die zwar nicht«, erwiderte Marcel, »nehme aber an, daß sie nicht unannehmbar sind.«

»So hören Sie: 1. Sie sind während der ganzen Zeit Ihres Engagements verpflichtet, in derselben Abteilung zu wohnen und dürfen diese nicht anders als mit spezieller, nur ausnahmsweise zu erteilender Erlaubnis verlassen. – 2. Sie unterwerfen sich einer militärischen Disziplin und geloben Ihrem Vorgesetzten bei harter, unerbittlicher Strafe unbe-

dingten Gehorsam. Dagegen treten Sie gleichzeitig mit Unteroffiziersrang in den Verband einer aktiven Streitmacht ein und können auf dem Weg regelmäßiger Beförderung auch die höchsten Grade erreichen. – 3. Sie verpflichten sich endlich, niemals irgend jemandem von dem, was Sie in der Ihnen zugängigen Abteilung sehen, etwas mitzuteilen. – 4. Ihre eingehende wie ausgehende Korrespondenz, die sich überhaupt nur auf Ihre Familie zu beschränken hat, geht offen durch die Hände der betreffenden Vorgesetzten.«

»Kurz, ich bin ein Gefangener!« dachte sich Marcel. Dann antwortete er einfach: »Diese Bedingungen erscheinen mir gerecht und ich bin bereit, mich ihnen zu unterwerfen.«

»Gut. Erheben Sie die Hand. Schwören Sie ... Sie sind hiermit zum Zeichner in der Werkstatt 4 ernannt. Wohnung erhalten Sie angewiesen und für Essen und Trinken sorgt hier eine erstklassige Kantine. Ihre Sachen haben Sie noch nicht hier?«

»Nein, mein Herr. Da ich nicht wußte, was man von mir wollte, hab' ich sie noch bei meiner Wirtin gelassen.«

»Man wird sie Ihnen bringen, denn von jetzt ab dürfen Sie die Abteilung nicht mehr verlassen.«

»Da hab' ich also gut daran getan«, dachte Marcel, »meine Notizen in Chiffren niedergeschrieben zu haben. Wenn man die sonst entdeckt hätte ...!«

Schon gegen Abend war Marcel wohnlich eingerichtet in einem hübschen Zimmerchen des 4. Stockwerks eines an einem geräumigen Hof liegenden Hochhauses und konnte

sich eine Vorstellung von seiner neuen Lebensweise machen.

Sie schien sich nicht so traurig zu gestalten, wie er anfänglich vermutete. Seine Kameraden – er machte im Restaurant bald deren Bekanntschaft – waren im allgemeinen still und freundlich, wie alle Männer der ernsten Arbeit. Um sich doch einigermaßen zu zerstreuen, denn sonst entbehrte dieses Automatenleben jeder Abwechslung, hatten mehrere von ihnen ein Orchester gebildet und führten allabendlich eine recht hübsche Musik aus. Während der seltenen Mußestunden boten eine Bibliothek und ein reichlich ausgestattetes Lesezimmer dem Geist vielseitige wissenschaftliche Nahrung. Die Angestellten waren zum Besuch gewisser, von den ausgezeichnetsten Lehrern abgehaltener Kurse verpflichtet und außerdem regelmäßigen Prüfungen und Probearbeiten unterworfen. Aber die Freiheit, die Luft fehlte diesem engen Raum. Das Ganze glich einer geschlossenen Schule für Erwachsene und dazu einer mit den lästigsten Beschränkungen. Trotz der Gewöhnung an diese eiserne Disziplin lastete die umgebende Atmosphäre doch schwer genug auf den halb Gefangenen.

Der Winter verstrich unter den Arbeiten, denen Marcel sich mit Leib und Seele ergeben hatte. Sein Eifer, die Vollkommenheit seiner Zeichnungen und die außerordentlichen Fortschritte in allen Fächern, welche Lehrer und Examinatoren einstimmig bestätigten, hatten ihm in kurzer Zeit unter all diesen fleißigen Männern eine gewisse Berühmtheit erworben. Er galt allgemein als der gewandteste, beste Zeichner, der jede Schwierigkeit zu überwinden

wußte. Stieß irgendwer einmal auf ein Problem, dann war er es, zu dem man seine Zuflucht nahm. Selbst die Abteilungsleiter begegneten ihm mit einer gewissen Hochachtung, die sich das wahre Verdienst trotz aller Eifersucht doch immer erzwingt.

Hoffte der junge Mann freilich, mit dem Eintritt in die Modellabteilung auch in die innersten Geheimnisse des ganzen Werks einzudringen, so sah er sich arg enttäuscht.

Sein Leben verrann innerhalb eines Eisengitters von 300 Meter Durchmesser, das die Zentralanlagen nach allen Seiten abschloß. Theoretisch erhielt er hier zwar Einsicht in alle Zweige der Metallindustrie, in der Praxis blieb seine Tätigkeit dagegen auf das Zeichnen von Dampfmaschinen beschränkt. Er entwarf sie in allen Größen und Stärken, für jede Industrie und andere Verwendung, für Kriegsschiffe und Druckpressen; niemals ging seine Tätigkeit aber über diese Spezialität hinaus. Die hier bis aufs äußerste getriebene Arbeitsteilung hielt ihn in ihren starren Fesseln.

Nach 4monatigem Aufenthalt in der Sektion A wußte Marcel von der Gesamtorganisation der Stahlstadt kaum mehr als vorher, außer daß er seine Notizen um einige allgemeine Bemerkungen über dieses großartige Getriebe bereichert hatte, in dem er selbst trotz seiner Verdienste nur ein unscheinbares Rädchen darstellte. Er wußte, daß der »Stierturm« – eine Art Zyklopenbauwerk, das alle umgebenden Gebäude überragte – den eigentlichen Mittelpunkt dieses Spinnengewebes von Anlagen bildete. Aus gelegentlichen, aber nicht zuverlässigen Äußerungen hatte er beim Essen wohl auch erfahren, daß sich Herrn Schultzes Privatwoh-

nung im Erdgeschoß jenes Turms und das vielerwähnte geheimste Kabinett wieder in dessen Mitte befinde. Man bemerkte dazu, daß jener gegen jede Feuersgefahr gesicherte und im Innern wie ein Panzerschiff von außen geschützte gewölbte Saal durch ein System von Sicherheitstüren mit Selbstschüssen verschlossen sei, die auch dem ängstlichsten Bankgeschäft genügt hätten. Man nahm übrigens an, Herr Schultze arbeite an der Vollendung einer furchtbaren Kriegsmaschine, mit einer Wirkung ohnegleichen und die bestimmt sei, Deutschland die Weltherrschaft zu sichern.

Um den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften, brütete Marcel über den abenteuerlichsten Plänen. Ob er aber wie ein Dieb einzusteigen versuchen oder sich einer Verkleidung bedienen sollte – nichts schien ihm Erfolg zu versprechen. Die langen düsteren und festen Mauern, die in der Nacht glänzend beleuchtet und von bewährten Posten bewacht wurden, hätten doch alle seine Anstrengungen vereitelt. Selbst wenn er alle Hindernisse vielleicht an einer Stelle glücklich überwand, was würde er dann mehr sehen als irgendein Detail – niemals das Ganze!

Immerhin! Er hatte sich gelobt, nicht zurückzuschrecken, er wich auf keinen Fall. Und kostete es ihn 10 Jahre eines fast kerkergleichen Lebens, so wollte er auch 10 Jahre lang ausharren. Einst mußte ja die Stunde schlagen, wo sich ihm das Geheimnis offenbarte. Da France-Ville, eine glückselige Stadt, frisch emporblühte und ihre wohltätigen Einrichtungen jedermann sichtlich nützten, indem sie den entmutigten Völkern einen neuen schöneren Horizont eröffneten, so zweifelte Marcel keinen Augenblick, daß Herr

Schultze, gegenüber einem solchen Erfolg der lateinischen Rasse, mehr denn je darauf bestehen werde, seine Drohungen wahrzumachen. Ganz Stahlstadt selbst und die Arbeiter, für die es errichtet war, lieferten hiervon den Beweis.

So verflossen mehrere Monate.

Eines Tages, als Marcel wohl zum tausendsten Mal im stillen seinen Hannibalschwur wiederholte, kam einer der grauen Akolyten mit der Meldung, daß der Generaldirektor ihn zu sprechen wünsche.

»Es wurde mir von Herrn Schultze«, begann dieser hohe Beamte, »der Auftrag erteilt, ihm unseren besten Zeichner zu senden. Das sind Sie. Packen Sie also Ihre Sachen zusammen, um in den innersten Kreis umzuziehen. Sie sind hiermit zum Lieutenant befördert!«

Gerade jetzt, wo er fast an dem endlichen Erfolg verzweifelte, jetzt gewährte ihm die logische und naturgemäße Wirkung seines heldenhaften Fleißes die längst herbeigesehnte Erlaubnis zum Zutritt! Marcel übermannte die Freude darüber so sehr, daß sich der Ausdruck dieser Empfindung unwillkürlich in seinen Zügen widerspiegelte.

»Ich schätze mich glücklich, Ihnen eine so angenehme Nachricht mitteilen zu können«, fuhr der Direktor fort, »und kann Ihnen nur raten, auf dem so unermüdlich verfolgten Weg auszuharren. Jetzt winkt Ihnen die glänzendste Zukunft. So gehen Sie mit Gott!«

Endlich, nach langer Prüfung sah Marcel das Ziel vor sich, das er einst zu erreichen geschworen.

Seine ganzen Habseligkeiten in den Mantelsack unterzubringen, den grauen Männern zu folgen, die letzte Um-

schließung zu überschreiten, deren einziger Zugang von der Straße A ihm sonst noch wer weiß wie lange hätte versperrt sein können – all das war für Marcel das Werk weniger Minuten.

Jetzt befand er sich also am Fuß jenes sonst ganz unzugänglichen Stierturms, dessen steile Spitze er bisher nur von fern halb in Wolken verloren erblickt hatte.

Das Bild, das sich hier vor seinen Augen entfaltet, war im höchsten Grad überraschend. Man stelle sich einen Menschen vor, der plötzlich, ohne jeden Übergang, aus einer geräuschvollen, düsteren europäischen Werkstätte mitten in einen jungfräulichen Urwald der Tropenzone versetzt worden wäre. Nicht geringer war das Erstaunen, das sich Marcells im Zentrum von Stahlstadt bemächtigte.

Ein echter Urwald gewinnt freilich an Reiz, wenn man ihn nur gleichsam durch die Schilderung phantasiereicher Schriftsteller sieht, während der Park des Herrn Schultze wirklich den wunderbar schönsten Lustgarten darstellte. Hier bildeten hohe, schlanke Palmen, dichtbelaubte Bananen und üppige Kakteen reizende Gruppen. Lianen wanden sich an hochstrebenden Eukalypten empor und bildeten in den Wipfeln lichtgrüne Festons oder reichten in dichten Gehängen wieder bis zur Erde herab. Auf dem Boden selbst grünt und blühten die seltensten Pflanzen. Neben den Ananas reiften Orangen und Guaven. Kolibris und Paradiesvögel flatterten mit ihrem buntschillernden Gefieder umher. Sogar die Temperatur hatte hier denselben tropischen Charakter wie die Vegetation.

Marcel suchte zuerst nach den Glasdächern und Hei-



zungsanlagen, die dieses Wunder ermöglichten, und stand einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen, nichts als den blauen Himmel über sich zu sehen.

Dann entsann er sich aber, daß unfern von hier eine Kohlengrube in Brand stand, und durchschaute sehr bald, daß Herr Schultze sich diese Schätze unterirdischer Wärme durch metallene Rohrleitungen dienstbar gemacht hatte, um sich die gleichbleibende Temperatur eines Treibhauses zu sichern.

Diese Erklärung aber, die sein Verstand dem jungen Elsässer eingab, hinderte ihn nicht, mit entzückten Augen das saftige Grün des Rasens zu genießen und in vollen Zügen den köstlichen Wohlgeruch der Atmosphäre einzusaugen. Nachdem er volle 6 Monate kein dürftiges Grashälmchen gesehen hatte, suchte er sich heute reichlich zu entschädigen. Ein sandbestreuter Gang führte ihn in unmerklicher Steigung nach einer schönen, von einer majestätischen Kolonnade überdachten Marmortreppe. Dahinter erhob sich ein ungeheures vierseitiges Bauwerk, gleichsam das Fußgestell des Stierturms. Unter dem Säulengang bemerkte Marcel sieben bis acht Diener in roter Livree und einen Schweizer mit Dreispitz und Hellebarde; zwischen den Säulen standen reichverzierte bronzene Kandelaber, und als er die Treppe emporstieg, verriet ein dumpfes Rollen, daß die unterirdische Eisenbahn unter seinen Füßen hinlief.

Marcel nannte seinen Namen und wurde sofort in einen Vorraum, ein wahres Museum prachtvoller Skulpturen, eingelassen. Ohne sich hier aufhalten zu können, durchschritt er zunächst einen Salon mit roter und goldener Ausschmü-

ckung, dann einen solchen in Schwarz und Gold und kam hierauf in ein gelb und golden gehaltenes Zimmer, wo ihn der Diener 5 Minuten lang allein ließ. Endlich wurde er in ein reiches, grün und golden verziertes Arbeitszimmer eingeführt.

Herr Schultze, der, neben einem tüchtigen Schoppen Bier sitzend, eine lange Tonpfeife schmauchte, machte inmitten dieses Luxus den Eindruck eines Schmutzfleckens auf einem lackierten Stiefel.

Ohne sich zu erheben, ja, ohne nur den Kopf zu wenden, sagte der König von Stahlstadt frostig und einfach:

»Sind Sie der Zeichner?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich habe Ihre Zeichnungen gesehen. Sie sind recht gut. Aber Sie haben nichts als Dampfmaschinen gezeichnet?«

»Man hat nie etwas anderes von mir verlangt.«

»Verstehen Sie sich etwas auf Ballistik?«

»In Mußestunden habe ich mich zum Vergnügen damit beschäftigt.«

Diese Antwort ging Herrn Schultze zu Herzen. Er würdigte seinen Untergebenen jetzt eines Blicks.

»Sie würden es also wagen, mit mir eine Kanone zu zeichnen? Werden ja bald sehen, wie Sie dabei bestehen! Oh, es wird Ihnen nicht leicht sein, diesen Dummkopf von Sohne zu ersetzen, der sich heute morgen durch Unvorsichtigkeit mit einer Dynamitpatrone den Garaus gemacht hat! Der Esel hätte uns alle miteinander in die Luft sprengen können!«

Aus Herrn Schultzes Mund klangen diese Rücksichtslosigkeiten wirklich gar nicht besonders auffallend.

8. KAPITEL

Die Höhle des Drachen

Der Leser, der dem Geschick des jungen Elsässers folgte, wird sich kaum darüber wundern, ihn schon nach einigen Wochen als Vertrauten von Herrn Schultze wiederzufinden. Beide waren fast unzertrennlich geworden. Arbeiten, Mahlzeiten, Spaziergänge im Park, lange Pfeifen beim schäumenden Bierkrug – alles taten und genossen sie gemeinsam. Noch nie hatte der Ex-Professor von Jena einen Mitarbeiter so ganz nach seinem Geschmack gefunden, der ihm das Wort von der Lippe ablas und seine theoretischen Anforderungen so schnell zu verwirklichen wußte.

Marcel zeigte sich nicht nur nach allen Seiten gründlich unterrichtet, sondern war auch der liebenswürdigste Gesellschafter, der unverdrossenste Arbeiter, sowie der glücklichste und doch bescheidenste Erfinder.

Herr Schultze war entzückt von ihm. Zehnmal täglich sagte er sich:

»Welcher Fund! Welche Perle von Mann!«

In Wahrheit hatte Marcel den Charakter seines grauenhaften Chefs im ersten Augenblick durchschaut, als dessen meist hervortretende Charaktereigentümlichkeit einen grenzenlosen Egoismus erkannt, der sich äußerlich durch die empfindlichste Eitelkeit kennzeichnete, und er hatte



sich feierlich gelobt, sein eigenes Benehmen unter allen Umständen danach zu richten.

Binnen wenigen Tagen hatte er die Klaviatur dieses Instruments so genau kennengelernt, daß er mit Herrn Schultze wie auf einem Piano zu spielen imstande war. Seine Taktik ging ganz einfach davon aus, den eigenen Wert so viel wie möglich hervorzuheben, dem anderen aber dabei immer noch Gelegenheit zu lassen, seine Überlegenheit an den Tag zu legen. Fertigte er zum Beispiel eine Zeichnung an, dann lieferte er sie möglichst vollkommen – bis auf einen in die Augen fallenden, leicht nachzubessernden Fehler, auf den der Ex-Professor dann sofort mit größter Selbstbefriedigung aufmerksam machte.

Kam ihm ein neuer Gedanke, dann ließ er ihn mitten im Gespräch in der Weise laut werden, daß Herr Schultze glauben konnte, ihn zuerst gehabt zu haben. Manchmal ging er hierin noch weiter und sagte zum Beispiel:

»Hier habe ich den Riß zu einem Kriegsschiff mit abnehmbarer Ramme entworfen, wie Sie es wünschten.«

»Ich?« antwortete Herr Schultze, der nicht im geringsten daran gedacht hatte.

»Gewiß! Sie haben das also vergessen? Einen ablösbaren Rammsporn, der in der Flanke des feindlichen Fahrzeugs einen spindelförmigen Torpedo hinterläßt, der nach 3 Minuten explodiert.«

»Das ist mir gänzlich entfallen. Es gehen mir so viele Gedanken durch den Kopf.«

Und Herr Schultze heimste ganz ruhig die Vaterschaft der neuen Erfindung ein.

Immerhin wurde er durch dieses Verfahren wohl nur zum Teil hinters Licht geführt. Wahrscheinlich fühlte er selbst, daß Marcel ihm überlegen war. Infolge eines jener rätselhaften und doch nicht so seltenen Vorgänge im menschlichen Gehirn kam es ihm aber bald gar nicht schwer an, sich mit dem »Schein der Überlegenheit« zu begnügen und das besonders seinem Untergebenen gegenüber festzuhalten.

»Er ist doch ein Dummkopf trotz seines Geistes, dieser junge Naseweis!« sagte er manchmal für sich und zeigte heimlich lächelnd die 32 »Steine« seines Gebisses.

Seine Eitelkeit fand übrigens wirklich eine gewisse reelle Befriedigung. Er allein war ja imstande, sozusagen industrielle Träumereien aller Art zu verwirklichen! Solche Träumereien hatten keinen Wert, außer durch ihn und für ihn! Marcel war am Ende ja auch nichts anderes als ein Rädchen des gewaltigen Organismus, den er, Schultze, ins Leben zu rufen gewußt usw., usw.

Alles in allem wurde er auch niemals »aufgeknöpfter«, wie man zu sagen pflegt. Nach 5 monatigem Aufenthalt im Stierturm kannte Marcel von den Geheimnissen der letzten innersten Anlagen auch noch nichts Besonderes. Nur sein längst gehegter Verdacht war zur halben Gewißheit geworden. In ihm wurzelte jetzt die feste Überzeugung, daß Stahlstadt noch ein Geheimnis berge und Herr Schultze noch zu einem anderen Zweck, als den des bloßen Nutzens arbeitete. Alles, was man ringsum sah und hörte, unterstützte die Annahme, daß der Professor irgendeine neue Kriegsmaschine erfunden hatte.

Die Lösung dieses Rätsels ließ aber noch immer auf sich warten.

Marcel sah wohl ein, daß auch er es nicht ohne eine Krisis erfahren würde. Da eine solche nicht von selbst eintrat, beschloß er, sie absichtlich herbeizuführen.

Es war am Abend des 5. September nach dem Essen. Auf den Tag genau 1 Jahr vorher hatte er im Albrechts-Schacht die Leiche seines kleinen Freundes Karl aufgefunden. Draußen bedeckte der lange und rauhe Winter dieser amerikanischen Schweiz schon die ganze Umgebung mit seinem weißen Mantel. Im Park von Stahlstadt freilich war die Temperatur noch ebenso mild wie im Juni, und der Schnee, der hier schon zum Schmelzen kam, bevor er den Erdboden erreichte, fiel nur als Tau anstelle von Flocken nieder.

»Diese Würstchen mit Sauerkraut waren doch vortrefflich, nicht wahr?« begann Herr Schultze, den auch die Millionen der Begum seinem Lieblingsgericht nicht abwendig gemacht hatten.

»Ganz ausgezeichnet!« bestätigte Marcel, der diese Speise, die er allmählich geradezu verwünschte, mit wahrem Heldenmut niederwürgte.

Seine Magenbeschwerden veranlaßten ihn jetzt aber, den letzten Anlauf zu versuchen, den er schon längst im Schilde führte.

»Ich frage mich immer«, fuhr Herr Schultze mit einem Seufzer fort, »wie die Völker, die weder Würstchen noch Sauerkraut und Bier kennen, überhaupt ihr Leben fristen können?«

»Ja, es muß für sie eine Strafe ohne Ende sein«, meinte

Marcel. »Wahrlich, es wäre nur ein Akt der Menschlichkeit, sie wieder mit dem ›Vaterland‹ zu vereinigen.«

»O ... o ... das kommt noch ... das kommt noch!« rief der König von Stahlstadt. »Jetzt haben wir uns schon im Herzen Amerikas festgesetzt; nun lassen Sie uns nur erst eine oder zwei Inseln in der Nähe von Japan in Besitz nehmen, dann werden Sie staunen, welche Riesenschritte wir rings um den Erdkreis machen werden!«

Der Kammerdiener hatte die Pfeifen hereingebracht. Herr Schultze stopfte sich seine und setzte sie in Brand. Marcel hatte mit Absicht diesen Augenblick der vollkommensten Glückseligkeit seines Herrn abgewartet.

»Ich muß gestehen«, begann er dann nach kurzem Schweigen, »daß ich an diese Eroberung nicht recht glauben kann!«

»Welche Eroberung?« fragte Herr Schultze, der schon nicht mehr bei dem Gegenstand der Unterhaltung war.

»Die Eroberung der ganzen Erde durch die Deutschen!«

Der Ex-Professor glaubte falsch verstanden zu haben.

»Sie glauben nicht an die Unterwerfung der Welt durch die Deutschen?«

»Nein.«

»Ei, sehen Sie, das ist sonderbar! Ich wäre begierig, die Gründe dieses Zweifels zu hören.«

»Sehr einfach, die französischen Artilleristen werden noch größere Fortschritte machen und sie überflügeln. Die Schweizer zum Beispiel, meine Landsleute, die jene sehr gut kennen, haben das Vorurteil, daß ein Franzose so viel aus-

richte wie zwei Deutsche. 1870 ist für jene eine Lektion gewesen, die sich gegen diejenigen kehren wird, die sie erteilt haben. Davon ist in meinem Vaterland jedermann überzeugt, und, ich mag das nicht verhehlen, damit stimmen auch die besten Köpfe Englands überein.«

Marcel hatte diese Worte in einem so kalten, trockenen und schneidenden Ton hervorgestoßen, daß er die Wirkung einer solchen unverblünten Blasphemie bei dem König von Stahlstadt womöglich verdoppeln mußte.

Herr Schultze war sprachlos und außer Atem. Das Blut stieg ihm so heftig ins Gesicht, daß der junge Mann fürchtete, zu weit gegangen zu sein. Da er aber wahrnahm, daß sein Opfer, nachdem dessen Wut einigermaßen verschnauft war, nicht von einem solchen Schlag sterben würde, fuhr er in seiner Rede fort:

»Ja, es ist unangenehm, sich das sagen zu müssen, aber es bleibt doch wahr. Wenn unsere Rivalen auch weniger geräuschvoll auftreten, sind sie dafür desto fleißiger. Glauben Sie denn, daß sie seit dem Krieg gar nichts gelernt haben? Während wir plumperweise nur darauf ausgehen, das Gewicht unserer Geschütze zu erhöhen, bringen sie etwas ganz Neues zustande, was sich bei der ersten Gelegenheit zeigen wird.«

»Etwas Neues! Etwas Neues!« stammelte Herr Schultze, »oh, das bringen wir auch.«

»Ah, sehr schön, bleiben wir dabei! Wir stellen aus Stahl her, was unsere Vorgänger aus Bronze machten, das ist alles! Wir verdoppeln die Proportionen und die Tragweite unserer Geschütze!«

»Verdoppeln?« entgegnete Herr Schultze mit einem Ton, der vielmehr sagte: Wahrhaftig, wir erreichen mehr als eine simple Verdopplung!

»Im Grunde sind wir aber doch nichts anderes als Nachahmer. Darf ich Ihnen die volle Wahrheit sagen? Uns fehlt die Erfindungsgabe. Wir ersinnen nichts, die Franzosen aber, verlassen Sie sich darauf, erfinden.«

Herr Schultze hatte scheinbar wieder einige Ruhe gewonnen, doch verriet das Zittern seiner Lippen, die Blässe, die der ersten apoplektischen Röte folgte, wie tief sein Inneres erregt war.

Hätte er je geglaubt, eine solche Erfindung zu erfahren? Er sollte Schultze heißen, der unumschränkte Beherrscher der größten Eisenhütte und der ersten Kanonengießerei der ganzen Welt sein, Könige und Parlamente zu seinen Füßen sehen und sich hier von einem einfachen Zeichner sagen lassen, daß ihm die Gabe der Erfindung fehle, daß er noch unter dem französischen Artilleristen stehe! Und das zu erdulden, wo ihm in seiner Festung tausend Mittel zur Verfügung standen, den unverschämten Buben zu vernichten, ihm den Mund auf ewig zu verschließen und seine Argumente aus der Welt zu schaffen? Nein, ein solcher Schimpf war nicht zu ertragen!

Herr Schultze erhob sich jetzt so plötzlich, daß er seine Pfeife dabei zerbrach. Dann blickte er Marcel voll bitterer Ironie an, preßte die Zähne fest aufeinander und sagte zu ihm oder piffte ihm vielmehr die Worte zu:

»Folgen Sie mir, ich werde Ihnen zeigen, ob ich, Herr Schultze, der Erfindungsgabe entbehre!«

Marcel hatte ein gewagtes Spiel getrieben, doch er hatte gewonnen. Dank der plötzlichen Überraschung durch eine so kühne, unerwartete Redeweise, dank dem heftigen Ärger, den er seinem Chef bereitete, bei dem die Eitelkeit nun einmal stärker war als die Klugheit, drängte es Schultze nun, sein Geheimnis zu entschleiern, er eilte fast wider Willen nach dem Arbeitszimmer, dessen Tür er sorgfältig hinter sich verschloß, ging geraden Weges auf ein Bücherregal zu und drückte auf eines der Borde. Sofort entstand in der Mauer eine sonst von Bücherreihen versteckte Öffnung. Diese bildete den Eingang zu einem engen Weg, der bis zum Fuß des Stierturms selbst führte.

Hier wurde eine starke, eichene Tür mittels eines kleinen Schlüssels, den der Werkbesitzer niemals von sich gab, geöffnet. Dann zeigte sich eine zweite Tür mit einem Buchstabenbeschloß, wie man sie wohl an Tresoren verwendet. Herr Schultze stellte das betreffende Wort ein und schob die schwere Pforte zurück, die nach innen zu noch mit komplizierten Selbstschußapparaten gesichert war, die Marcel als Sachkenner natürlich gern näher in Augenschein genommen hätte. Sein Führer ließ ihm hierzu aber keine Zeit.

Beide befanden sich nun vor einer dritten Tür, ohne sichtbares Schloß, die nur durch einen an den richtigen Stellen und in bestimmter Reihenfolge angewendeten Druck aufsprang.

Nachdem sie diese drei Verschanzungen durchschritten hatten, stiegen Herr Schultze und sein Begleiter eine eiserne Treppe von 200 Stufen empor und gelangten damit nach

dem oberen Teil des Stierturms, der ganz Stahlstadt überragte.

Dieses Granitbauwerk, dessen Festigkeit auf den ersten Blick einleuchtete, bedeckte eine Art Kasematte mit mehrfachen Schießscharten. In ihrer Mitte stand eine ungeheure Kanone aus Gußstahl.

»Sehen Sie hier!« sagte der Professor, der bisher den Mund nicht mehr aufgetan hatte.

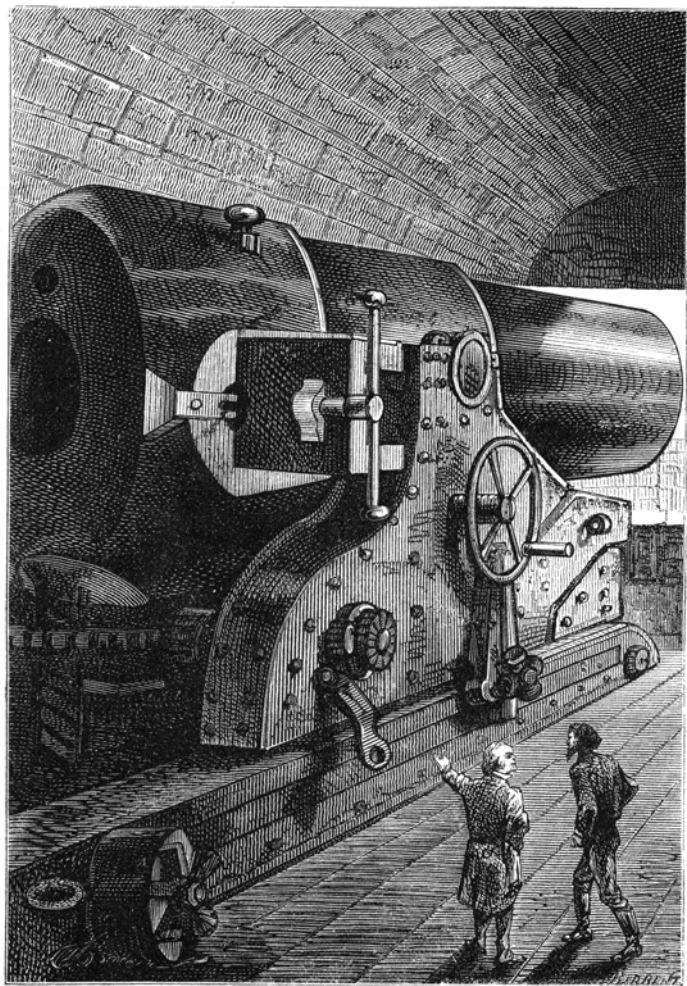
Es war das größte Belagerungsgeschütz, das Marcel je gesehen hatte, als Hinterlader eingerichtet und mindestens 300.000 Kilogramm schwer. Der Durchmesser seiner Mündung erreichte 1 ½ Meter. Das Ungetüm mit seiner auf Rollen laufenden Stahllafette war doch so leicht zu regieren, daß ein Kind zu seiner Bewegung gereicht hätte, so ausgezeichnet arbeitete der sinnreiche Mechanismus. Hinter der Lafette hielt eine gewaltige Feder den Rückstoß des Geschützes auf und diente gleichzeitig dazu, es nach jedem Schuß wieder in seine vorige Lage zu bringen.

»Und welche Durchschlagskraft besitzt dieses Geschütz?« fragte Marcel, den ein solches Meisterstück unwillkürlich in Staunen setzte.

»Auf 20.000 Meter durchbohren wir mit einem Vollgeschosß eine 40zöllige Platte wie eine Butterschnitte!«

»Wie groß ist die Tragweite?«

»Die Tragweite!« rief Schultze, der sich allmählich erwärmte. »Oh, Sie meinten, wir als Nachahmer hätten es nicht weiter gebracht als bis zur Verdopplung der Schußweite der heutigen Kanonen. Nun, mit dieser hier ver-



pflichte ich mich, ein Projektil mit der größten Treffsicherheit 10 Lieue weit zu schleudern.

»10 Lieue!« wiederholte Marcel, »10 Lieue. Da müssen Sie aber ein bisher unbekanntes Pulver verwenden.«

»Oh, jetzt kann ich Ihnen alles mitteilen«, antwortete Herr Schultze in etwas auffallendem Ton. »Es hat nichts mehr zu bedeuten, daß ich Ihnen meine Geheimnisse entschleierte. Das grobkörnige Pulver hat sich überlebt. Ich bediene mich nur der Schießbaumwolle, deren Explosivkraft die des gewöhnlichen Pulvers um das Vierfache übertrifft. Eine Kraft, die ich durch Beimischung von 8 Zehnteln ihres Gewichts salpetersauren Natrons noch verfünffache.«

»Der Explosion dieses Pyroxils«, wandte Marcel ein, »vermöchte aber kein Geschütz, und bestände es aus dem besten Stahl der Welt, Widerstand genug zu leisten. Nach drei, vier, fünf Schüssen wird Ihre Kanone zerstört oder doch unbrauchbar sein.«

»Und wenn sie nur einen Schuß abgibt, so wird dieser genügen!«

»Der wird sehr teuer zu stehen kommen!«

»Etwa 1 Million, so hoch belaufen sich die Herstellungskosten des Geschützes.«

»Ein Schuß für 1 Million!«

»Was macht das, wenn er dafür 1 Milliarde zerstört!«

»1 Milliarde?« rief Marcel.

Er mußte an sich halten, um nicht das Entsetzen bemerkbar werden zu lassen, das sich der Bewunderung zugesellte, die ihm diese furchtbare Zerstörungsmaschine immerhin einflößte.

»Das ist ohne Zweifel ein erstaunliches und höchst merkwürdiges Geschütz. Es bestätigt aber, trotz all seiner Vorzüge, nur meinen Ausspruch: Vervollkommnungen, Nachahmung, keine Erfindung!«

»Keine Erfindung!« versetzte Herr Schultze achselzuckend. »Ich wiederhole, daß ich für Sie keine Geheimnisse mehr haben will. Kommen Sie also!«

Der König von Stahlstadt und sein Begleiter verließen die Kasematte und begaben sich mittels eines hydraulischen Fahrstuhls nach einer unteren Etage. Hier befanden sich eine Menge länglicher, zylinderförmiger Gegenstände, die man aus einiger Entfernung recht gut für demontierte Geschütze hätte halten können.

»Da sehen Sie unsere Geschosse!« sagte Herr Schultze.

Jetzt mußte Marcel allerdings erkennen, daß das, was er hier vor sich sah, nichts ähnelte, was er von früher kannte. Es waren das ungeheure Tuben von 2 Meter Länge und 1 Meter 10 Durchmesser, äußerlich mit einem Bleimantel überzogen, um genau in die Züge der Seele des Rohres zu passen, an der Rückseite mit verbolzter Stahlplatte verschlossen und an der Spitze mit länglich stählerner Spitze versehen, die in einem Perkussionszünder auslief.

Über die eigentliche Natur dieser Geschosse gab ihr äußeres Ansehen noch keinen Aufschluß. Noch lag die Annahme nahe, daß sie im Innern einen furchtbaren Explosionsstoff enthalten könnten, der wahrscheinlich alles in seiner Art übertraf.

»Sie werden sich nicht klar?« fragte Herr Schultze, als er Marcel schweigend stehen sah.

»In der Tat, nein! Wozu in aller Welt ein so langes und dem Anschein nach so schweres Langgeschoß?«

»Der Schein trügt«, erwiderte Herr Schultze, »denn sein Gewicht weicht nicht besonders von dem einer gewöhnlichen Kugel desselben Kalibers ab. Nun, Sie sollen alles wissen! Der innerste Teil besteht aus einer langen Glasspindel, die mit Eichenholz überkleidet und unter einem Druck von 72 Atmosphären mit flüssiger Kohlensäure geladen ist. Beim Niederfallen erfolgt die Explosion der Umhüllung und die Flüssigkeit kehrt in den gasförmigen Zustand zurück. Die Folge davon ist eine Kälte von ungefähr 100 Grad in der Umgebung und gleichzeitig die Beimischung einer enormen Menge Kohlensäure zu der Atmosphäre. Jedes lebende Wesen, das sich im Umkreis von 30 Meter um die Stelle der Explosion aufhält, wird ebenso durch Kälte getötet, wie durch das Gas erstickt. Ich nehme nur 30 Meter an, um eine Basis für die Berechnung zu gewinnen; die Wirkung erstreckt sich aber höchstwahrscheinlich noch viel weiter, vielleicht auf einen Umkreis von 100 bis 200 Meter. Dazu kommt ferner, daß die Kohlensäure infolge ihres spezifischen Gewichts, welches das der Luft bedeutend übertrifft, sich lange Zeit in den unteren Schichten der Atmosphäre aufhält; die todesdrohende Zone behält also ihre vergiftenden Eigenschaften noch mehrere Stunden nach der Explosion, und jedes Geschöpf, das sich in sie hineinwagt, geht rettungslos zugrunde. Ja, ja, das ist ein Kanonenschuß mit sofortiger und gleichzeitig dauerhafter Wirkung! Bei meinem System gibt es keine Verwundeten mehr, sondern nur noch Tote!«

Herr Schultze fand offenbar Wohlgefallen daran, die Vorzüge seiner Erfindung ins rechte Licht zu rücken. Er hatte seine ganz gute Laune wieder, war vor Stolz rot angelaufen und wies alle seine Zähne.

»Nun stellen Sie sich vor«, fuhr er fort, »daß eine ausreichende Anzahl meiner Feuerschlünde auf eine belagerte Stadt gerichtet wird! Rechnen wir ein Stück auf jeden Hektar Oberfläche, das gäbe für eine Stadt von 1.000 Hektar 100 Batterien zu je 10 Geschützen. Nehmen wir ferner an, sie alle wären in gehöriger Stellung und sicher gerichtet, dazu günstige ruhige Luft und nun erfolgte durch eine elektrische Leitung das Signal zum Abfeuern. Binnen einer Minute atmete auf einer Fläche von 1.000 Hektar kein lebendes Wesen mehr! Ein wahrer Ozean von Kohlensäure hätte die Stadt überschwemmt! Die Idee hierzu kam mir übrigens erst im letzten Jahr, als ich den ärztlichen Bericht über den kleinen Jungen im Albrechts-Schacht durchlas. Die erste Anregung erhielt ich allerdings in Neapel, beim Besuch der dortigen Hundsgrotte.* Es bedurfte aber des letzteren Ereignisses, um den Gedanken in mir zur Reife zu bringen. Sie begreifen doch das Prinzip? Ein künstlicher Ozean von reiner Kohlensäure! Schon ein Fünftel dieses Gases in der Luft genügt aber, sie unatembarm zu machen!«

* Die Hundsgrotte in der Nähe von Neapel erhielt den Namen von der merkwürdigen Eigenschaft ihrer Atmosphäre, die einen Hund oder jedes etwa ebenso große vierfüßige Tier erstickt, während sie dem aufrechtstehenden Menschen nicht schadet – eine Eigenschaft, die auf eine ungefähr 60 Zentimeter hohe Schicht Kohlensäure zurückzuführen ist, die infolge ihres Gewichts nur dicht über dem Erdboden lagert.

Marcel stand sprachlos da; er vermochte in der Tat kein Wort hervorzubringen. Herr Schultze fühlte seinen Triumph so lebhaft, das er ihn selbst abzuschwächen suchte.

»Es ärgert mich hierbei nur eine Kleinigkeit«, sagte er.

»Und das wäre?« fragte Marcel.

»Es hat mir noch nicht gelingen wollen, den Knall bei der Explosion zu umgehen. Das verleiht meinem Schuß noch zu viel Ähnlichkeit mit dem gewöhnlichen Kanonenschuß. Denken Sie etwas darüber nach, wie es möglich wäre, einen geräuschlosen Schuß zu erzielen. So ein plötzlicher Tod, der in heiterer stiller Nacht 100.000 Menschen ganz unbemerkt überrascht, das wäre ganz nach meinem Sinn!«

Diese wundervolle Aussicht machte Herrn Schultze zum vollkommenen Schwärmer, und vielleicht hätte seine Träumerei, bei der er in einem wahren Vollbad seiner Eigenliebe schwelgte, noch lange fortgedauert, wenn ihn nicht eine Bemerkung Marcells daraus geweckt hätte.

»Recht schön, Herr Schultze, aber 1.000 Geschütze dieser Art kosten Zeit und viel Geld.«

»Geld? Daran ersticken wir fast! Die Zeit? Sie gehört uns!«

Und wahrlich, der Mann, der so sprach, glaubte an seine Worte.

»Gut«, fuhr Marcel fort, »leider ist Ihr mit Kohlensäure gefülltes Geschöß wiederum nichts eigentlich Neues, denn man kennt schon seit vielen Jahren solche Kugeln mit tödlichen Gasarten; doch gebe ich gern zu, daß Ihre Maschine unerhörte Verwüstungen anzurichten vermag. Indessen ...«

»Indessen ...?«

»Das Geschöß ist zu leicht für seine Größe und wird nimmermehr 10 Lieue weit fliegen!«

»Es ist auch nur für 2 Lieue berechnet«, erwiderte Herr Schultze lächelnd. »Hier ist dagegen«, fügte er lächelnd hinzu, »ein Projektil aus Gußstahl. Es enthält hundert kleine, symmetrisch angeordnete Kanonen, die ineinandergeschoben sind wie die Auszüge eines Fernrohrs, und die, nachdem sie zuerst als Geschosse fortgeschleudert wurden, zuletzt selbst als Kanonen wirken, indem sie eine Unzahl kleiner Kugeln mit leicht entzündlicher Masse aussenden. Ich schieße also gleichsam eine ganze Batterie hinaus, die Tod und Verderben über eine ganze Stadt austreut, indem sie sie mit unauslöschlichem Feuer überschüttet! Dieses Geschöß besitzt die notwendige Schwere, um 10 Lieue weit zu fliegen. Binnen kurzem werde ich damit einen Versuch anstellen, der jedem Ungläubigen Gelegenheit bieten soll, 100.000 Körper, die ich als Leichen zu Boden strecke, mit dem Finger zu berühren!«

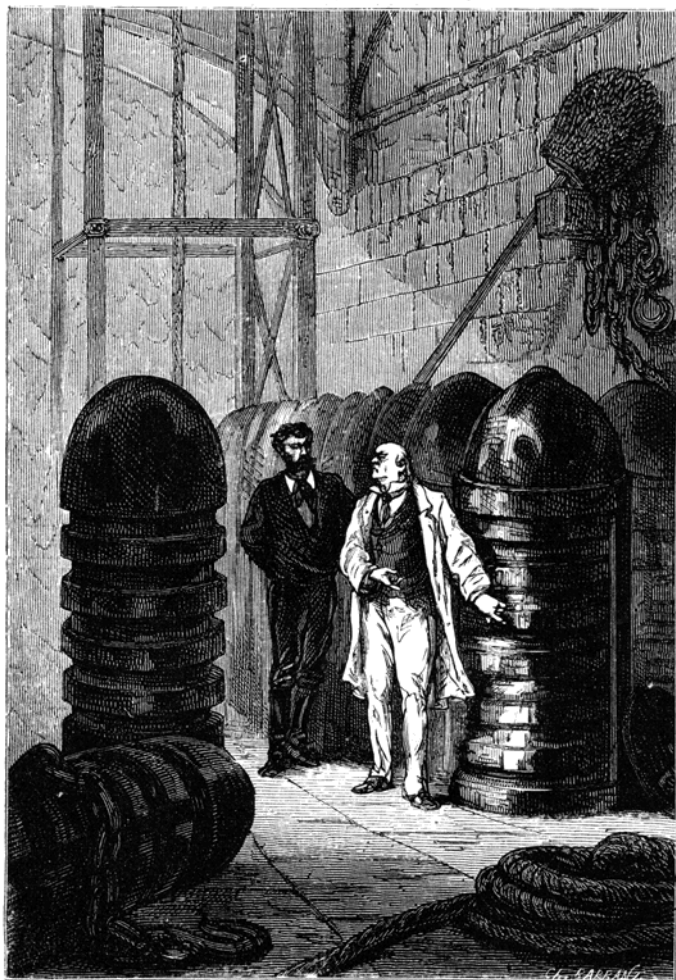
Die »Steine« im Mund glänzten bei diesem Versprechen so herausfordernd, daß Marcel nicht übel Lust verspürte, ein Dutzend davon herauszubrechen. Er gewann es aber über sich, seine Arme in Ruhe zu lassen. Noch wußte er ja immer noch nicht alles, was er hören wollte.

In der Tat begann Herr Schultze bald von neuem:

»Ich sagte Ihnen, daß demnächst ein Versuch angestellt werden wird.«

»Wirklich? Und wo?« fragte Marcel.

»Nun, mit einem dieser Geschosse, das durch mein Rie-



sengeschütz von der obersten Plattform aus über die Cascade Mounts hinweggeschleudert werden wird! Übrigens auf eine Stadt, die kaum 10 Lieue weit von uns entfernt liegt, die diesen furchtbaren Donnerschlag nicht erwartet und dessen unausbleibliche Wirkung auch nicht abzuwehren vermöchte. Wir haben heute den 5. September ... nun, am 13. nachts um 11 Uhr 45 wird France-Ville vom amerikanischen Boden verschwinden! Der Untergang Sodoms wird sein Gegenstück erhalten! Professor Schultze wird von seinem Turm aus alle Feuer des Himmels entfesseln!«

Bei dieser allerdings unvorhergesehenen Erklärung drängte sich in Marcells Brust alles Blut zum Herzen. Zum Glück bemerkte Herr Schultze nicht, was in ihm vorging.

»Sehen Sie«, fuhr er fort, als handelte es sich um die gleichgültigsten Dinge, »wir erstreben hier das Gegenteil von dem, was die Erbauer France-Villes beabsichtigen. Wir suchen das Geheimnis, das Leben der Menschen abzukürzen, während jene danach trachten, es zu verlängern. Ihr Werk ist aber einmal verdammt, und erst aus dem von uns entsandten Tod soll das Leben ersprießen. Übrigens erfüllt alles in der Natur seinen Zweck, und als Doktor Sarrasin in jener Einöde seine Stadt gründete, hat er sie mir, ohne daran zu denken, als bestes Versuchsobjekt für die Tragweite meiner Geschütze hingestellt!«

Marcel konnte kaum glauben, was er soeben hörte.

»Aber«, begann er mit unwillkürlich zitternder Stimme, die einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit des Königs von Stahlstadt zu erregen schien, »die Einwohner von France-Ville haben Ihnen doch nichts getan? Sie haben, so

viel ich weiß, auch nicht die geringste Ursache, mit Ihnen Streit zu führen?«

»Mein Bester«, begann Herr Schultze, »in Ihrem nach anderen Richtungen recht gut organisierten Gehirn lebt noch ein Rest von keltischen Ideen, die Ihnen noch viel Schaden bringen könnten, wenn Sie noch lange zu leben hätten! Das Recht, das Gute und das Böse sind nur relativ verschiedene Dinge, je nach dem Standpunkt, von dem aus man sie betrachtet. Es gibt nichts Absolutes, als die großen Naturgesetze. – Das Gesetz des Kampfes ums Dasein gehört dahin ebenso wie das der Gravitation. Sich ihm entziehen zu wollen, ist reiner Unsinn; sich ihm zu fügen und in der von ihm bezeichneten Richtung zu wirken, ist das einzige Rechte und Vernünftige, und aus diesem Grund werde ich Doktor Sarrasins Stadt zerstören. Mit Hilfe meiner Kanonen werden meine 50.000 Deutschen leicht genug mit jenen 100.000 Träumern fertig werden, die nun einmal unterzugehen bestimmt sind!«

Da Marcel die Nutzlosigkeit jedes Versuchs, Herrn Schultzes Anschauungen zu ändern, von vornherein einsah, setzte er das Gespräch nicht weiter fort.

Beide verließen nun den Geschoßraum, dessen geheime Türen wieder verschlossen wurden, und begaben sich zum Speisezimmer zurück.

So als ob gar nichts vorgefallen sei, führte Herr Schultze hier seinen Bierkrug zum Mund, ließ eine Glocke ertönen, verlangte eine andere Pfeife anstelle der zerbrochenen und fragte den Kammerdiener:

»Sind Arminius und Sigimer bei der Hand?«

»Gewiß.«

»Sag ihnen, sie sollen nicht weggehen, damit ich sie rufen kann.«

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der Stahlkönig zu Marcel und schaute diesem direkt ins Gesicht.

Dieser schlug die Augen nicht nieder vor jenem Blick, der selbst metallische Härte angenommen zu haben schien.

»Sie wollen das erwähnte Vorhaben wirklich ausführen?« fragte er noch einmal.

»Natürlich. Ich kenne die Lage von France-Ville genau auf das Zehntel einer Sekunde bezüglich der Länge und Breite, und am 13. September um 11 Uhr 45 nachts wird die Stadt aufgehört haben zu existieren.«

»Einen solchen Plan hätten Sie aber doch völlig geheimhalten sollen.«

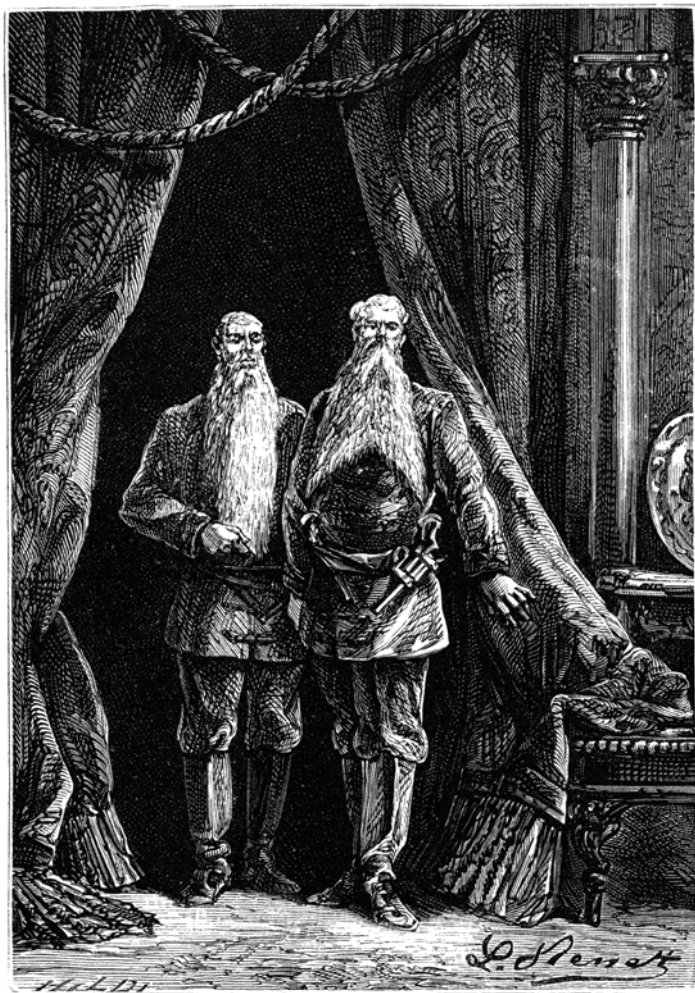
»Mein Lieber«, erwiderte Herr Schultze, »da fehlt es Ihnen wieder einmal an der nötigen Logik. Ich beklage es deshalb auch weniger, daß Sie so jung sterben müssen!«

Marcel war bei den letzten Worten aufgesprungen.

»Wußten Sie das wirklich nicht vorher«, fuhr Herr Schultze eiskalt fort, »daß ich von meinen Projekten niemals zu anderen spreche, außer zu denen, die sie nicht mehr verraten können?«

Die Glocke ertönte. Arminius und Sigimer, zwei Riesen von Gestalt, erschienen an der Tür.

»Sie wollten in mein Geheimnis dringen«, sagte Herr Schultze, »Sie kennen es! Nun werden Sie dafür den Tod erleiden!«



Marcel gab keine Antwort.

»Sie sind ein viel zu heller Kopf«, fuhr Herr Schultze fort, »als daß Sie annehmen könnten, ich würde Sie nun, da Sie davon wissen, was ich als nächstes vorhabe, noch am Leben lassen können. Das wäre ein unverzeihlicher Leichtsinn, das wäre unlogisch. Die Größe meines Ziels verbietet mir, dessen Erreichung durch die Rücksichtnahme auf den verhältnismäßig geringen Wert eines einzelnen Menschenlebens zu gefährden – selbst eines Menschen wie Sie, dessen gute Gehirnorganisation ich übrigens hochschätze. Ich bedauere wirklich, daß mich eine schwache Regung von Eigenliebe etwas zu weit hingerissen hat und mich nun zwingt, Sie unschädlich zu machen. Sie werden jedoch einsehen, daß ich angesichts der von mir verfolgten Interessen nicht einem weicheren Gefühl nachgeben darf. Ich gestehe Ihnen jetzt gern, daß Ihr Vorgänger Sohne wegen Verletzung desselben Geheimnisses hat sterben müssen und nicht durch die Explosion einer Dynamitpatrone umgekommen ist. Meine Regel duldet keine Ausnahme. An einem unumstößlichen Gesetz vermag ich selbst nichts zu ändern!«

Marcel blickte Herrn Schultze an. Der Ton seiner Stimme sagte ihm, daß der Starrsinn dieses Trotzkopfs nicht zu beugen sein würde und daß er verloren war. Er gab sich also nicht einmal Mühe, gegen das Urteil Einspruch zu erheben.

»Wann werde ich sterben und auf welche Weise?« fragte er.

»Sorgen Sie sich nicht um solche Einzelheiten«, erklärte Herr Schultze völlig ruhig. »Sie werden sterben, doch wird

Ihnen jede Todesqual erspart bleiben. Sie werden eines Morgens nicht wieder aufwachen. Das ist alles!«

Auf einen Wink des Stahlkönigs sah Marcel sich abgeführt und nach seinem Zimmer gebracht, vor dessen Tür die beiden Riesen Wache standen.

Als er sich aber allein sah, dachte er zitternd vor Angst und Wut an den Doktor, an dessen Familie, seine Landsleute, an alle, die er liebte.

»Der Tod, der meiner wartet, ist das Geringste«, sagte er, »doch die Gefahr, die ihnen droht, wie soll ich die beschwören?«

9. KAPITEL

»P. P. C.«

Marcel's Lage war gewiß sehr ernst. Was konnte er, dessen Lebensstunden jetzt gezählt waren und mit der untergehenden Sonne vielleicht seine letzte Nacht hereinbrechen sah, dagegen tun?

Er schlief nicht einen Augenblick – weniger aus Furcht, nicht wieder zu erwachen, wie ihm Herr Schultze versprochen hatte – sondern weil seine Gedanken sich von Franceville, dem eine so beispiellose Katastrophe drohte, nicht wieder zu trennen vermochten.

»Was soll ich beginnen?« fragte er sich immer wieder. »Die Kanone zerstören? Den Turm, der sie trägt, in die Luft sprengen? Wie könnte ich das? Fliehen! Fliehen, wo mein Zimmer von den beiden Riesen bewacht wird! Und wenn

es mir gelänge, vor jenem schrecklichen 13. September aus Stahlstadt zu entweichen, wie sollte ich das drohende Unheil abwenden? Immerhin! Kann ich auch unsere liebe Stadt nicht beschützen, so kann ich doch deren Bewohner retten, wenn ich noch zu ihnen gelange mit dem Ruf: Flieht! Flieht unverzüglich! Ihr seid bestimmt, durch Feuer und Eisen elend umzukommen! Flieht alle, alle!«

Dann wandten sich Marcells Gedanken einer anderen Richtung zu.

»Oh, der teuflische Schultze!« dachte er. »Selbst angenommen, er habe die zerstörende Gewalt seines Geschosses übertrieben und er könne nicht die ganze Stadt mit unverlöschbarem Feuer überschütten, so ist doch kaum daran zu zweifeln, daß ein einziger Schuß einen großen Teil von ihr in Asche legen werde! Es ist eine höllische Maschine, die er da erfunden hat, und diese fürchterliche Kanone wird ihr Geschos, trotz der großen Entfernung zwischen beiden Städten, gewiß sicher nach seinem Ziel schleudern. Eine Anfangsgeschwindigkeit, welche die gewöhnliche um das Zwanzigfache übertrifft! So etwa 10.000 Meter, oder $2\frac{1}{2}$ Lieue in der Sekunde! Das ist fast ein Drittel der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde am Äquator! Ist das wirklich möglich? Ja ... ja! Wenn sein Geschütz nicht beim ersten Abfeuern explodiert! Und das wird nicht geschehen, denn es besteht aus einem Metall, dessen Widerstand gegen das Zerreißen fast unbegrenzt zu nennen ist! Der Schurke kennt die Lage von France-Ville aufs Haar! Ohne seine Höhle zu verlassen, wird er sein Rohr mit mathematischer Sicherheit richten, und das Geschos wird, wie er vorausge-

sagt hat, mitten in die unglückliche Stadt hineinfallen! Wie kann ich die armen Einwohner warnen?«

Marcel hatte, als der Tag wieder anbrach, kein Auge zugehtan. Er verließ also sein Bett, auf das er sich in seiner fieberhaften Schlaflosigkeit vergebens ausgestreckt hatte.

»Also erst in der kommenden Nacht«, sagte er sich. »Dieser Henker will mir die Todesqual ersparen und wartet, bis mich vor Erschöpfung der Schlaf überwältigt hat! Und dann? Ja, welche Todesart mag er mir bestimmt haben? Wird er mich durch Einatmung von Blausäure ermorden, während ich schlafe? Oder will er in mein Zimmer heimlich Kohlensäure einströmen lassen, über die er ja in beliebiger Menge verfügt? Sollte er dieses Gas nicht vielmehr in flüssigem Zustand verwenden, so wie er es in seinen Glasgeschossen verwendet hat, dessen plötzliche Verflüchtigung eine Kälte von nahe 100 Grad erzeugt? Am folgenden Morgen läge dann an meiner Stelle statt dieses kräftigen, wohlgebauten lebensvollen Körpers eine trockene, gefrorene, verhornte Mumie! Oh, dieses Elend! Mein Herz möge vertrocknen, mein Leben bei jener unerträglichen Temperatur erstarren, wenn nur mein Freund, Doktor Sarrasin, seine Familie, Jeanne, meine liebe Jeanne gerettet würden! Um ihretwillen muß ich fliehen, und ich werde auch fliehen!«

Mit diesen letzten Worten hatte Marcel, obwohl er davon ausgehen mußte, jetzt eingesperrt zu sein, die Hand unwillkürlich auf den Drücker des Türschlosses gelegt.

Zu seinem größten Erstaunen öffnete sich die Tür, er konnte genau wie früher in den Garten hinab spazierengehen.

»Aha«, sagte er, »ich bin nur ein Gefangener in den Zentralanlagen, nicht in meinem Zimmer! Das ist schon etwas!«

Kaum erschien Marcel freilich draußen, als er bemerkte, daß er trotz seiner scheinbaren Freiheit doch nicht zwei Schritte ohne die Aufsicht der beiden Männer machen konnte, die ganz den historischen oder vielmehr prähistorischen Namen Arminius und Sigimer entsprachen.

Schon manchmal hatte er sich, wenn er ihnen beim Spazierengehen begegnete, gefragt, was wohl das eigentliche Amt dieser beiden Kolosse in grauer Uniform mit dem Stierhals, den herkulischen Muskeln und rötlichem Gesicht mit dichten grauen Schnurr- und Backenbärten sein mochte. Jetzt kannte er es. Sie waren die ausführenden Organe für Herrn Schultzes Machtsprüche und daneben seine persönliche Leibwache.

Die beiden Riesen ließen ihn nicht aus dem Auge, lagerten vor der Tür seines Zimmers und folgten ihm auf dem Fuß, wenn er in den Park hinaustrat. Eine reichliche Bewaffnung mit Revolvern und Dolchen sicherte den Erfolg ihrer Aufgabe noch weiter.

Ansonsten schienen sie stumm wie die Fische. Marcel hatte wohl mehrmals versucht, eine Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen, aber keine andere Antwort als drohende Blicke erhalten. Selbst das Angebot eines Kruges Bier, das er alle Ursache hatte, für unwiderstehlich zu halten, erwies sich als fruchtlos. Nach 15stündiger Beobachtung hatte er nur eine Leidenschaft seiner Wächter erkannt, eine einzige, die Pfeife, die sie auf Tritt und Schritt rauchten, wenn

sie ihm nachgingen. Konnte Marcel vielleicht diese eine Schwäche zu seinem Vorteil ausnutzen? Das wußte er für jetzt noch nicht und konnte es sich wirklich auch kaum vorstellen, doch er hatte sich nun einmal geschworen zu fliehen und durfte nun auch nicht das geringste unbeachtet lassen, was seine Entweichung begünstigen konnte.

Die Zeit drängte – was sollte er beginnen?

Beim leisesten Zeichen eines Widerstands oder Fluchtversuchs war er sicher, zwei Kugeln durch den Kopf zu bekommen. Selbst angenommen, daß die Schüsse ihn nicht trafen, so befand er sich doch inmitten einer dreifachen Umschließung, die mit dreifachen Reihen von Wachen besetzt war.

Seiner Gewohnheit als alter Zögling der Zentralschule entsprechend, hatte Marcel seine Aufgabe als klarer mathematischer Kopf zurechtgelegt.

»Angenommen, ein Mensch sei von zwei gänzlich rücksichtslosen Kerlen bewacht, die ihn auch körperlich an Stärke weit übertreffen und überdies bis an die Zähne bewaffnet sind, so kann es sich zuerst nur darum handeln, der Aufmerksamkeit dieser Argusaugen zu entweichen. Ist das erreicht, so gilt es, aus einem befestigten Platz zu entkommen, dessen Zugänge alle strengstens überwacht sind.«

Hundertmal stellte Marcel sich diese Fragen und hundertmal scheiterte er mit dem Versuch, sie zu lösen.

Es wäre schwer zu entscheiden, ob nur die Gefahr seiner Lage seinen Erfindungsgeist aufs höchste anspannte oder ob der bloße Zufall ihm endlich zu einem Rettungsanker verhalf.

Jedenfalls wurde Marcells Aufmerksamkeit schon am nächsten Tag, als er im Park umherging, unwillkürlich durch einen sonderbaren Strauch erregt, der auf einem Beet grünte.

Es war eine düstere, krautartige Pflanze mit wechselständigen, eiförmigen, zugespitzten Blättern, großen glockenförmigen, braunvioletten Blüten und verästeltm Achsengestängel.

Marcel, der sich mit Botanik nur so nebenher beschäftigt hatte, glaubte doch die Kennzeichen der Familie der Nachtschattengewächse zu erkennen. Wie zufällig pflückte er ein Blättchen davon ab, das er während des Gehens zerkaute.

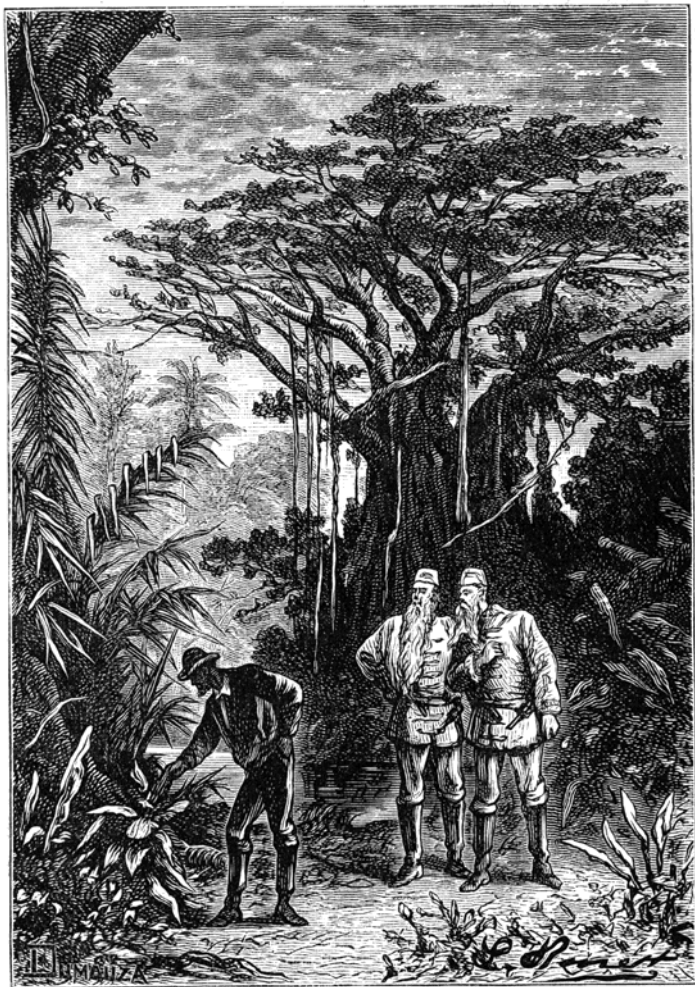
Er hatte sich nicht geirrt. Eine gewisse Schwere der Glieder, verbunden mit einem Gefühl von Übelkeit, bewies ihm, daß er hier ein natürliches Laboratorium für Belladonna, das heißt eines der wirksamsten Betäubungsmittel gefunden hatte.

Immer dahinschlendernd, gelangte er an einen kleinen See, der sich nach dem Süden des Parks hin erstreckte, um an seinem Ende einen Wasserfall zu speisen, der dem im Bois de Boulogne sklavisch nachgebildet war.

»Wo fließt aber das Wasser dieses Falles ab?« fragte sich Marcel.

Es ergoß sich zunächst in das Bett eines Fließchens, das nach vielen Windungen an der Grenze des Parks verschwand.

Dort mußte also ein Ausfluß sein, und allem Anschein nach entleerte sich der Fluß durch einen unterirdischen Kanal, der außerhalb Stahlstadts die Umgebung bewässerte.



Marcel ahnte, daß hier die Pforte zur Flucht zu suchen sei. War es auch kein Torweg, so blieb es doch immer eine Pforte.

»Doch, wenn der Kanal durch Eisengitter verschlossen wäre?« warf ihm da die Stimme der Klugheit ein.

»Wer nicht wagt, gewinnt nicht! Die Feilen wurden nicht erfunden, um Korkpfropfen abzunagen, und Feilen gibt es hier von der besten Art!« erwiderte eine ironische Stimme in seinem Innern, die Stimme, welche die raschen Entschlüsse zur Welt bringt.

Binnen 2 Minuten war Marcells Plan gefaßt. Ein Gedanke – wenn man es einen solchen nennen darf –, ein Gedanke war ihm gekommen, der sich vielleicht als unausführbar erwies, aber dem er doch zu folgen versuchen wollte, wenn ihn der Tod nicht vorher ereilte.

Er kehrte also wie zufällig nach dem Gebüsch zurück und pflückte zwei oder drei Blätter so davon ab, daß seine Wächter es bemerken mußten.

Dann begab er sich in sein Zimmer, trocknete die Blätter am Feuer, zerrieb sie mit den Händen und mischte sie unter seinen Tabak.

Auch die 6 folgenden Tage erwachte Marcel eigentlich zu seinem eigenen Erstaunen des Morgens immer wieder. Sollte Herr Schultze, den er jetzt nicht mehr sah und dem er bei seinen Spaziergängen niemals begegnete, seine Absicht aufgegeben haben? Nein, sicher nicht, so wenig wie sein Vorhaben, die Stadt von Doktor Sarrasin zu zerstören.

Marcel benutzte also das ihm noch geschenkte Leben und wiederholte sein Verfahren Tag für Tag. Wohlverstan-

den, es fiel ihm nicht ein, von der Belladonna selbst zu rauchen, und er teilte seinen Tabak deshalb in zwei Pakete, das eine für seinen gewöhnlichen Gebrauch, das andere für sein täglichen Manöver. Er ging dabei einfach darauf aus, Arminius' und Sigimers Neugier zu erregen. Als eingefleischte Raucher mußten sie sich doch endlich den Busch merken, von dem er seine Blätter pflückte, und einmal den Versuch machen, welchen Geschmack diese Beimischung dem Tabak wohl verleihe.

Seine Rechnung sollte aufgehen, und die beabsichtigte Folge trat sozusagen mit mechanischer Notwendigkeit ein.

Am 6. Tag – dem Tag vor jenem verhängnisvollen 13. September – sah Marcel endlich, als er den Blick zufällig nach rückwärts schweifen ließ, zu seiner größten Befriedigung, daß auch die beiden Wächter sich einigen Vorrat von jenen Blättern mitnahmen.

Bald darauf überzeugte er sich, daß sie sie am Feuer dörreten, dann in den groben Händen zerrieben und ihrem Tabak beimengten. Sie schienen schon im voraus gierig zu sein auf diesen Genuß.

Wollte Marcel denn Arminius und Sigimer wirklich nur einschläfern? Nein. Ihm genügte es ja nicht, nur ihrer Wachsamkeit zu entgehen. Er mußte auch Hilfsmittel finden, um im Wasser glücklich durch den Kanal zu kommen, selbst wenn dieser mehrere Kilometer lang war. Auch dieses Mittel stand klar vor Marcells Augen. Immerhin konnte der Versuch 9 von 10 Mal mißlingen, doch das Opfer seines jede Stunde bedrohten Lebens erschien ihm ja nur gering.

Der Abend kam heran, mit ihm die Essensstunde und

der Zeitpunkt für seinen gewöhnlichen letzten Spaziergang. Das unzertrennliche Kleeblatt begab sich in den Park.

Ohne eine Minute zu verlieren, wandte sich Marcel scheinbar absichtslos nach einem im Gebüsch errichteten Gebäude, nämlich der Modellkammer zu. Dort setzte er sich auf eine einsame Bank und begann zu rauchen.

Sofort ließen sich Arminius und Sigimer, die ihre Pfeifen stets bei der Hand hatten, auf einer Bank in der Nähe nieder und bliesen dicke Wolken vor sich her.

Die narkotische Wirkung ließ nicht lange auf sich warten.

Nach kaum 5 Minuten taumelten die zwei schweren Teutonen wie zwei Bären in ihrem Käfig umher. Ihre Augen verschleierte eine Wolke, ihre Ohren summten; ihre Gesichtsfarbe wechselte von Hellrot zu Kirschrot; kraftlos sanken ihre Arme herab, und die Köpfe fielen auf die Rücklehne der Bank.

Die Pfeifen lagen bald auf der Erde.

Endlich mischte sich ein lautes Schnarchen unter das Zwitschern der Vögel, die der ewige Sommer im Park von Stahlstadt zurückhielt.

Das war der Augenblick, auf den Marcel gewartet hatte. Man kann sich vorstellen, mit welcher Ungeduld, denn am nächsten Abend um 11 Uhr 45 sollte das von Herrn Schultze dem Untergang geweihte France-Ville verschwinden.

Marcel eilte in den Modellsaal. Dieser große Raum enthielt ein ganzes Museum, hydraulische Motoren, Lokomotiven, Dampfmaschinen, Lokomobilen, Pumpen, Turbinen, Bohrmaschinen, Schiffsmaschinen, Schiffsrümpfe – gewiß

für mehrere Millionen, wahre Meisterwerke. Hier wurden die Holzmodelle von jedem Stück aufbewahrt, das seit Gründung der Fabrik des Herrn Schultze jemals darin angefertigt worden war, und selbstverständlich fehlten darunter Modelle für Kanonen, Torpedos und dergleichen nicht.

Die Nacht war dunkel und dem kühnen Unternehmen, das der junge Elsässer plante, besonders günstig. Während er seinen Fluchtversuch ermöglichte, wollte er auch das Modellmuseum von Stahlstadt der Vernichtung preisgeben. Oh, hätte er es mit der Kasematte und dem Geschütz, das diese barg, den furchtbaren unzerstörbaren Stierturm gleichzeitig vernichten können! Doch daran war nicht zu denken.

Marcel's erste Sorge war hier, sich eine kleine Stahlsäge auszuwählen, mit der er Eisen durchschneiden konnte, die er von einem Werkzeugregal herabnahm und in die Tasche gleiten ließ. Dann entzündete er ein Streichhölzchen und warf es brennend in die Ecke des Saals, wo Zeichnungen und leichte Modelle aus Weidenholz aufgehäuft lagen.

Dann verschwand er eiligst.

Kurze Zeit darauf züngelten schon die durch das viele leicht brennbare Material genährten Flammen durch die Fenster. Sofort ertönte die Alarmglocke; die elektrischen Klingeln meldeten den Unfall durch ganz Stahlstadt, und von allen Seiten stürmten die Feuerwehrmannschaften mit ihren Dampfspritzen herbei.

Gleichzeitig erschien Herr Schultze, dessen Gegenwart gut geeignet war, seine Arbeiter anzuspornen.

Binnen wenigen Minuten zeigten die Kessel schon vol-



len Dampfdruck, und die gewaltigen Spritzen warfen ihre mächtigen Wasserstrahlen in die Glut. Sie gossen eine ganze Sintflut gegen die Mauern und selbst auf das Dach des Modellhauses. Das Feuer erwies sich aber dem Wasser überlegen, das nur verdunstete, aber nicht zu löschen vermochte, und bald stand das ganze Bauwerk in hellen Flammen. Schon nach 5 Minuten hatte der Brand ein solches Ausmaß angenommen, daß man darauf verzichten mußte, seiner Herr zu werden. Der Anblick dieser Feuersbrunst war ebenso großartig wie entsetzlich.

Marcel, in einer Ecke verborgen, verlor Herrn Schultze nicht aus den Augen, der seine Leute anfeuerte wie zur Erstürmung einer feindlichen Stadt. Vergeblich. Das Feuer zehrte ruhig fort an seiner Beute, und das im Park isoliert stehende Gebäude mußte voraussichtlich total zugrunde gehen.

Als auch Herr Schultze sich überzeugte, daß nichts davon zu retten war, rief er plötzlich mit lauter Stimme:

»10.000 Dollar Belohnung demjenigen, der das unter der Glaskuppel des Mittelbaus aufbewahrte Modell Nummer 3.175 rettet!«

Eben dieses Modell war das Muster der von Herrn Schultze perfektionierten Kanone und hatte für diesen einen höheren Wert als irgendein anderes.

Um das geforderte Stück zu holen, mußte man sich aber durch einen wahren Feuerregen wagen und in eine absolut unatembare Atmosphäre begeben. Jedermann lief die größte Gefahr, darin selbst umzukommen. Trotz des Lock-

mittels der 10.000 Dollar trat auf Herrn Schultzes Aufruf doch niemand vor.

Da drängte sich ein Mann heran.

Es war Marcel.

»Ich werde gehen«, sagte er.

»Sie?« rief Herr Schultze.

»Ich!«

»Geben Sie sich aber nicht der Hoffnung hin, daß dadurch an dem über Sie verhängten Todesurteil etwas geändert werde.«

»Ich denke gar nicht daran, es von mir abzuwenden, sondern nur an die Rettung des kostbaren Modells.«

»So geh« antwortete Herr Schultze, »und ich schwör' dir im Fall des Gelingens, daß die 10.000 Dollar deinen rechtmäßigen Erben zugestellt werden sollen.«

»Darauf rechne ich!« erwiderte Marcel.

Man hatte mehrere für den Fall eines Schadenfeuers immer bereitgehaltene Galibertsche Apparate herbeigebracht, mit denen man sich ja auch in unatembare Gasarten wagen kann. Marcel hatte schon einmal einen benützt, als er damals den kleinen Karl, das Kind der Frau Bauer, dem Tod zu entreißen suchte.

Ein solcher mit Luft von mehreren Atmosphären Druck gefüllter Apparat wurde auf seinem Rücken befestigt. Mit der Klammer auf der Nase und das Mundstück des Schlauches zwischen den Lippen drang er nun beherzt in den Rauch ein.

»Endlich!« sagte er. »Für eine Viertelstunde besitze ich Luftvorrat in dem Behälter! Gott gebe, daß er ausreicht!«

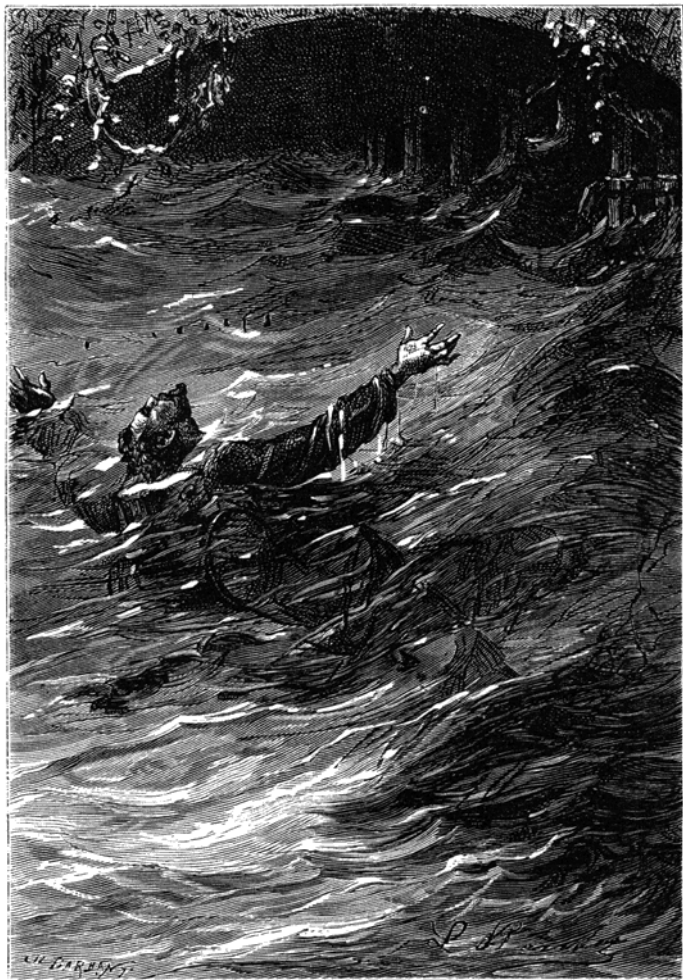
Selbstverständlich dachte Marcel nicht im geringsten daran, das Modell der Schultzeschen Kanone aus den Flammen zu retten. Er stürmte nun unter Lebensgefahr durch den qualmerfüllten Saal unter einem Hagel glühender Funken und prasselnder Balken, die ihn wie durch ein Wunder verschont ließen, und genau in dem Moment, wo das Dach unter einer Garbe von prächtigen Feuerstrahlen zusammenbrach, die der Wind bis zu den Wolken hinauftrieb, entkam er durch eine entgegengesetzte Tür des Saals, die in den Park hinaus führte.

Nach dem kleinen Fluß zu eilen, dessen Uferwand hinabzustürmen bis zu dem unbekannten Ausfluß, der ihn aus Stahlstadt befreien mußte, und sich ohne weiteres Besinnen in das Wasser zu stürzen, das alles war für Marcel nur das Werk weniger Sekunden.

Schnell riß die Strömung ihn in dem Wasserschwall, der 7 bis 8 Fuß tief sein mochte, dahin. Er brauchte auf die Richtung nicht zu achten, denn die Strömung führte ihn wie ein Ariadnefaden. Er merkte auch bald, daß er in einen engen Kanal hineingezogen worden war, eine Art weites Rohr, das vom Wasser vollkommen ausgefüllt wurde.

»Wie lang mag dieser Schlauch sein?« fragte sich Marcel, »davon hängt alles ab! Bin ich nicht binnen einer Viertelstunde heraus, dann geht mir die Luft aus und mein Schicksal ist besiegelt!«

Marcel bewahrte sich seine ganze Kaltblütigkeit. 10 Minuten lang wälzte ihn der Strom unaufhaltsam mit sich fort, dann stieß er an einen Widerstand.



Es war ein mit Haspen in der Mauer befestigtes Eisengitter.

»Das wußte ich vorher!« sagte Marcel für sich.

Sofort holte er die Säge aus der Tasche und begann die Krampen des Riegels zu durchsägen.

Nach 5 Minuten hatte er noch nicht viel erreicht. Schon atmete Marcel nur noch mit großer Beschwerde. Die in dem Behälter jetzt sehr verdünnte Luft strömte ihm nur ungenügend zu. In den Ohren begann es zu sausen, das Blut schoß ihm in die Augen, der Kopf brannte, alles deutete auf einen Schlaganfall hin, der ihn lähmen mußte.

Noch widerstand er, den Atem zeitweise anhaltend, um nur so wenig wie möglich von dem Sauerstoff zu verbrauchen, der ihm noch zu Gebote stand, aber der Riegel wich nicht von der Stelle.

Da entfiel ihm gar noch die Säge.

»Gott kann nicht meinen Untergang wollen!« dachte er.

Er packte das Gitter mit beiden Händen und mit einer Kraft, wie sie nur der Selbsterhaltungstrieb verleiht. Das Gitter gab nach. Der Riegel war gebrochen und die Strömung riß den unglücklichen Marcel mit sich fort, der schon fast erstickt war und nur mit größter Mühe die letzten Resten Luft aus seinem Behälter saugte.

Als Herrn Schultzes Leute am nächsten Tag in das vom Feuer gänzlich zerstörte Gebäude eindrangen, fanden sie unter dem Schutt und der glimmenden Asche nicht das geringste Überbleibsel von einem menschlichen Körper. Es lag auf der Hand, daß der mutige Arbeiter ein Opfer sei-

nes guten Willens geworden war. Diejenigen, die ihn von den Werkstätten her näher kannten, wunderten sich hierüber nicht.

Das kostbare Modell war also nicht zu retten gewesen, der Mann aber, der das Geheimnis des Königs von Stahlstadt kannte, weilte auch nicht mehr unter den Lebenden.

»Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ihm jede Todesqual ersparen wollte«, sagte sich Herr Schultze zur Beruhigung. »Jedenfalls spare ich auf diese Weise 10.000 Dollar!«

Das war die ganze Leichenrede für den jungen Elsässer!

10. KAPITEL

Ein Artikel aus »Unser Jahrhundert«, deutsche Revue

Einen Monat vor der Zeit, da sich die oben erzählten Ereignisse zutrug, stand in einer deutschen Revue mit dem Titel »Unser Jahrhundert« ein Aufsatz über France-Ville, der im deutschen Kaiserreich gerechtes Aufsehen machte, wahrscheinlich weil er die Verhältnisse dieser Stadt nur vom ausschließlich materiellen Standpunkt aus beleuchtete.

»Wir haben unsere Leser schon von der merkwürdigen Erscheinung an der fernen Westküste der Vereinigten Staaten unterrichtet. Die große amerikanische Republik hat – infolge der vielen Einwanderer, die ihre Bevölkerung umfaßt – uns schon seit langer Zeit an immer neue Überraschungen gewöhnt. Die letzte ist gleichzeitig eine der merkwürdigsten, nämlich die Gründung der Stadt France-Ville,

an die vor 5 Jahren noch kein Mensch dachte und die sich schon heute eines unerwartet blühenden Wohlstands erfreut.

Diese wunderbare Stadt ist wie durch Zauberkünste an der Küste des Pazifischen Ozeans emporgewachsen. Wir wollen hier nicht prüfen, ob der Plan und die erste Idee dazu, wie man allgemein behauptet, von einem Franzosen, einem Doktor Sarrasin, ausgegangen ist oder nicht. Die Sache ist nicht unmöglich, da sich der genannte Arzt einer entfernten Verwandtschaft mit unserem berühmten Stahlkönig rühmen kann. Man fügt auch, beiläufig bemerkt, hinzu, daß die Aneignung einer beträchtlichen Erbschaft, die rechtlicherwise Herrn Schultze zukam, mit der Gründung von France-Ville in Verbindung steht. Überall, wo in der Welt etwas Gutes geschieht, darf man gewiß sein, darin wenigstens ein germanisches Samenkorn zu finden, eine Wahrheit, die wir mit Genugtuung auch bei dieser Gelegenheit bestätigt sehen.

Doch wie dem auch sei, wir fühlen uns verpflichtet, unseren Lesern eingehende und verlässliche Details über diese Musterstadt mitzuteilen.

Man erspare sich die Mühe, ihren Namen auf der Landkarte zu suchen. Selbst der große Atlas in 378 Foliobänden, herausgegeben von unserem berühmten Tüchtigmann, wo alle Gebüsche und Baumgruppen der Alten und Neuen Welt mit größter Genauigkeit verzeichnet stehen, selbst dieses großartige Denkmal geographischer Wissenschaft enthält noch keine Spur von France-Ville. Noch vor 5 Jahren breitete sich an der Stelle, welche die neue Stadt jetzt ein-

nimmt, eine öde Wüstenei aus. Der betreffende Punkt liegt unter $43^{\circ} 11' 3''$ nördlicher Breite und $124^{\circ} 41' 17''$ westlicher Länge von Greenwich. Er findet sich, wie man hieraus ersieht, nahe der Küste des Stillen Ozeans, am Fuß der Vorkette der Rocky Mountains, der den Namen Cascade Range erhalten hat, 20 Meilen nördlich von Kap Blanc im Staat Oregon, USA.

Mit peinlichster Sorgfalt wurde diese geeignetste Stelle unter vielen anderen ziemlich günstigen Örtlichkeiten ausgewählt. Letztendlich ausschlaggebend für die Entscheidung war ihre Lage in der gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel, die bezüglich der Zivilisation unserer Erde stets den Reigen anführt, wie in der Mitte einer Föderativrepublik und gleichzeitig eines noch neuen Staates, der ihr vorläufig eine gewisse Unabhängigkeit gewährleistete und der Stadt mit ihrem Gebiet ähnliche Rechte einräumte, wie sie etwa das Fürstentum Monaco in Europa genießt – unter der Bedingung, nach einer gewissen Reihe von Jahren in den Staatenbund der Union einzutreten; – die Nähe des Ozeans, der doch mehr und mehr zur Landstraße der Welt wird; – die bergige fruchtbare und ungemein gesunde Natur des Erdbodens; – die Nachbarschaft einer Bergkette, die vor den Nord-, Süd- und Ostwinden gleichmäßig schützte und es der vom Meer hereinwehenden Brise überließ, die Atmosphäre der Stadt zu erneuern; – das Vorhandensein eines kleinen Flusses, dessen frisches, süßes, weiches, durch wiederholte Fälle ebenso wie durch rasche Strömung reichlich mit Sauerstoff angereicherte Wasser sich noch vollkommen klar ins Meer ergießt; – endlich ein natürlicher

Hafen, der durch Dammschüttung leicht vergrößert werden könnte und den ein bogenförmig verlaufendes Vorgebirge bildete.

Hier seien auch noch einige weniger bedeutende Vorzüge erwähnt, wie die Nähe ergiebiger Marmor- und Steinbrüche, ein Lager von Kaolin und endlich sogar das Vorkommen goldhaltiger Geschiebe. Gerade um dieses letzteren Umstands willen hätte man sich beinahe von hier weggewandt; die Begründer der Stadt glaubten, der Eintritt des Goldfiebers könnte ihre besten Pläne durchkreuzen. Zum Glück fanden sich aber nur sehr wenige und ganz kleine Goldkörner vor.

Wenn die Wahl des Terrains auch nur aufgrund der ernstesten und eingehendsten Erwägungen erfolgte, so hatte sie doch nur 2 Tage in Anspruch genommen und auch nicht erst eine besondere Expedition nötig gemacht. Die Kenntnis unserer Erdkugel ist jetzt so weit fortgeschritten, daß man sich über die entlegensten ihrer Punkte Auskunft verschaffen kann, auch ohne sein Zimmer zu verlassen.

Nach Entscheidung dieses Punkts schifften sich zwei Abgesandte des Gründungskomitees auf dem nächsten Liverpooler Dampfer ein, gelangten in 11 Tagen nach New York, 7 Tage später nach San Francisco und mieteten hier ein Dampfboot, das sie nach 10 Stunden an der erwählten Stelle an Land setzte.

Die unumgänglichen Verhandlungen mit der Legislatur von Oregon wegen Gewinnung der Konzession zum Landerwerb längs der Meeresküste am Fuß der Cascade Range und in einer Breite von 4 englischen Meilen, sowie die mit

einigen tausend Dollar erreichte Abfindung von einem halben Dutzend Farmern, die auf das betreffende Land begründete oder vorgebliche Ansprüche erhoben – alles das bedurfte kaum der Zeit eines Monats.

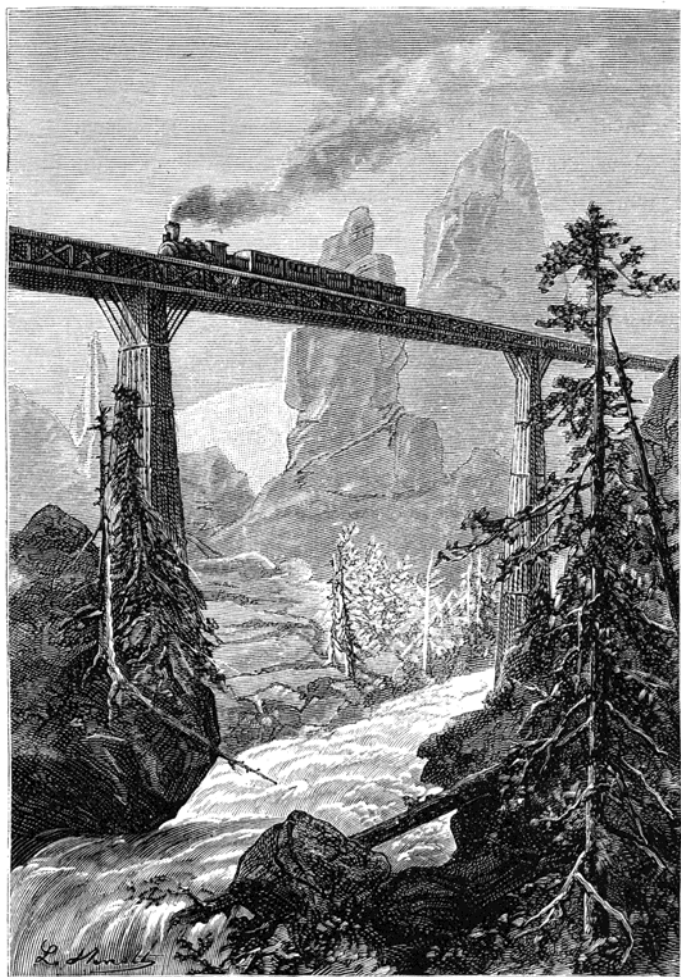
Im Januar 1872 war das Gebiet schon besichtigt, vermessen, abgesteckt und näher untersucht, während eine Armee von 20.000 chinesischen Kulis unter Anleitung von 500 europäischen Werkführern und Ingenieuren rüstig an die Arbeit ging. Plakate in ganz Kalifornien, eine permanente Waggonwerbung im Schnellzug, der jeden Morgen von San Francisco abgeht und den ganzen amerikanischen Kontinent durchfliegt, endlich tägliche Reklame in den 23 Journalen der genannten Stadt hatten gereicht, die notwendigen Arbeitskräfte herbeizuziehen.

Man hatte sogar Abstand nehmen können von der zur Zeit so beliebten ›Bekanntmachung im großen Stil‹, nämlich durch Ausmeißelung riesiger Buchstaben in den an der Bahnstrecke liegenden Rocky Mountains, obgleich eine Gesellschaft sich unter Ermäßigung der gewöhnlichen Preise dazu erbot. Hierbei ist freilich nicht zu vergessen, daß die massenhafte Zuströmung chinesischer Kulis nach Nordamerika gerade damals eine merkbliche Störung auf dem Arbeitsmarkt hervorgerufen hatte. Mehrere Staaten sahen sich genötigt, jene armen Teufel in Massen auszutreiben, um die Existenz ihrer eigenen Einwohner zu sichern und blutigen Zusammenstößen vorzubeugen. Die Gründung von Francville rettete da viele vor dem Untergang. Der Taglohn wurde für alle gleichmäßig auf 1 Dollar festgesetzt, der jedoch erst nach Vollendung der Arbeit ausgezahlt werden sollte, wäh-

rend die nötigen Lebensbedürfnisse bis dahin von den Verwaltungsorganen geliefert wurden. Auf diese Weise verhielt man jede Unordnung und jede schamlose Spekulation, die so häufig bei der Versetzung größerer Volksmengen vorzukommen pflegen. Der gesamte Arbeitslohn wurde allwöchentlich unter Zuziehung von Deputierten der Arbeiter nach der Bank von San Francisco abgeführt, während jeder Kuli, der seinen forderte, sich verpflichten mußte, seine Stellung zu verlassen und überhaupt nicht hierher zurückzukehren. Es war das eine von der Notwendigkeit, sich der gelben Bevölkerung wieder entledigen zu können, unbedingt gebotene Maßnahme, denn jene wäre auf den Typus und den Geist der neuen Stadt gewiß nicht ohne nachteiligen Einfluß geblieben. Da die Gründer sich überdies das Recht vorbehalten hatten, jedermann den Aufenthalt hier zu genehmigen oder zu versagen, so ließ sich jene Bestimmung von Anfang an leicht durchführen.

Das erste größere Unternehmen bestand in der Herstellung einer Gleisverbindung mit der Pacific Railroad, die zunächst nach Sacramento führte. Man suchte dabei alle größeren Dammschüttungen oder tieferen Einschnitte, die einen üblen Einfluß auf die Gesundheit der Nachbarschaft hätten ausüben können, möglichst zu vermeiden. Diese Arbeit und gleichzeitig die Fertigstellung des Hafens wurde mit außergewöhnlichem Eifer betrieben. Mit dem Monat April trafen auf dem Bahnhof von France-Ville die bisher noch in Europa zurückgebliebenen Komiteemitglieder mit dem ersten direkten Zug von New York ein.

Inzwischen waren der allgemeine Plan der Stadt entwor-



fen und die leitenden Grundsätze für Errichtung der Privatwohnungen und öffentlichen Gebäude festgestellt worden.

Am notwendigen Material mangelte es keineswegs; auf die ersten Nachrichten über dieses Projekt beeilte sich die amerikanische Industrie, die Kais von France-Ville mit allen nur denkbaren Baumaterialien zu überschwemmen. Die Gründer gerieten vielmehr wegen der großen Auswahl in Verlegenheit. Sie beschlossen zunächst, daß Quadersteine nur für öffentliche Gebäuden und sonst nur zur Ausschmückung benützt, das Mauerwerk für Wohnhäuser aber aus gebrannten Ziegeln errichtet werden solle. Wohlverstanden aber nicht aus jenen unförmigen, groben, mit mehr oder weniger Erde vermischten, oft nur halbgebrannten Ziegeln, sondern aus leichten, nach Form, Gewicht und Dichte gleichen und ihrer Länge nach von parallelen zylindrischen Luftzügen durchbohrten Backsteinen. Diese immer aneinandergefügt Öffnungen sollten dann in der ganzen Mauer verlaufende und an den Enden frei mündende Kanäle bilden, um der Luft auf diese Weise vollkommen unbehinderte Zirkulation sowohl in den Umfassungsmauern der Gebäude als auch in deren Innenwänden zu gewähren.* Eine solche Anordnung hatte daneben noch den Vorteil, den Schall bedeutend abzuschwächen und jeden Raum gewissermaßen unabhängig von den nebenliegenden zu machen.

* Die Vorschriften wie überhaupt die ganze Idee zu dem hier entwickelten Plan sind einem Entwurf von Dr. Benjamin Ward Richardson (1828–1896), Mitglied der Königl. Ges. d. Wissensch. in London, entlehnt. [Siehe seine Utopie ›Hygeia, a city of health‹. London: Macmillan, 1876.]

Das Komitee sah davon ab, den Bauenden einen gewissen Häusertyp vorzuschreiben; es bekannte sich vielmehr als Gegner einer ermüdenden, geschmacklosen Gleichförmigkeit und begnügte sich damit, nur folgende Grundregeln aufzustellen, nach denen die Architekten sich zu richten hätten:

1. Jedes Haus soll für sich isoliert mitten auf einem mit Bäumen, Rasenplätzen und Blumen ausgestatteten Platz stehen und für je eine einzige Familie eingerichtet werden.

2. Kein Haus darf mehr als zwei Stockwerke haben; Licht und Luft sollen von niemand zum Nachteil eines anderen abgesperrt werden.

3. Die Front jedes Gebäudes soll 10 Meter von der Straße zurückstehen und davon durch ein Gitter in Armhöhe geschieden sein. Der Raum zwischen Gitter und Fassade ist als Blumengarten herzurichten.

4. Die Mauern sind aus patentierten, probemäßigen Tubular-Backsteinen zu errichten. Bezüglich der Ausschmückung gilt keinerlei Vorschrift.

5. Die Dächer sind flach, mit leichter Neigung nach allen vier Seiten des Hauses anzulegen, mit Asphalt abzudecken und mit einem gegen Unfall sichernden Schutzgitter zu versehen; auch ist für eine geeignete Vorrichtung zum schnellen Abfluß des Regenwassers zu sorgen.

6. Alle Häuser sollen auf Kellerwölbungen ruhen, die nach allen Seiten offen sind. Wasserleitungen und Abfallrohre verlaufen an dem mittelsten Hauptpfeiler, um ihren Zustand bequem im Auge behalten zu können und im Fall

einer Feuersbrunst den nötigen Wasservorrat bei der Hand zu haben. Der Boden jener, das Straßenniveau mindestens einen halben Meter überragenden Gewölbehalle ist sorgfältig zu besanden. Von letzterer führt eine besondere Treppe nach den Küchen und sonstigen Wirtschaftsräumen, so daß alle diesbezüglichen Verrichtungen ausgeführt werden können, ohne den Gesichts- oder Geruchssinn zu beleidigen.

7. Küchen, Wirtschaftsräume usw. werden, abweichend von dem gewöhnlichen Gebrauch, in das oberste Stockwerk verlegt und stehen dort in bequemer Verbindung mit dem Flachdach, das zu ihnen gewissermaßen einen geräumigen Abhang in freier Luft darstellt. Ein Aufzug, bewegt durch mechanische Kräfte, die den Einwohnern ebenso wie das künstliche Licht und das Wasser zu sehr günstigen Preisen geliefert werden, besorgt die Beförderung aller Lasten nach jenem Stockwerk.

8. Die Anordnung der Zimmereinrichtung bleibt dem Gutdünken jedes einzelnen überlassen. Streng verpönt sind nur zwei gefährliche Krankheitserzeuger, zwei wirkliche Miasmenbrutstätten und Giftlaboratorien: Teppiche und Tapeten! Die von geschickten Kunsttischlern aus kostbaren Holzarten künstlich zusammengefügtten Parkettfußböden könnten nur verlieren, wenn sie unter Wollgeweben von stets zweifelhafter Sauberkeit verborgen würden. Die mit geglätteten und gefirnißten Backsteinen bekleideten Mauern prunken in dem Glanz und der Abwechslung der Gemächer aus der besten Zeit Pompejis und zeigen dabei eine Fülle und Dauerhaftigkeit der Farben, welche die Tapeten mit ihren feinverteilten Giftsubstanzen nimmermehr er-

reichen. Man wäscht sie einfach ab wie Spiegel- oder Fens- terscheiben, oder wie man Fußböden und Deckenflächen scheuert. Dabei kann sich keine Spur eines Krankheits- keims in irgendeinem Hinterhalt verstecken.

9. Schlaf- und Ankleidezimmer müssen getrennt sein. Es kann nicht warm genug empfohlen werden, das erstere, in dem man ja ein Drittel des Lebens zubringt, so groß, so luf- tig und zugleich so einfach wie möglich herzustellen. Es hat eben nur zum Schlafen zu dienen; vier Stühle, ein eisernes Bett mit Roßhaar-Stahlfedermatratze und eine fleißig aus- geklopfte Wolldecke genügen zu seiner Ausstattung. Dau- nenbetten, gesteppte und andere Fußdecken sind als die mächtigen Verbündeten epidemischer Krankheiten natür- lich ausgeschlossen. Feine, leichte und warmhaltende Woll- decken, die leicht zu reinigen sind, ersetzen sie vollständig. Ohne über Vorhänge und andere Draperien etwas Beson- deres zu bestimmen, folge man doch dem Rat, sie nur aus leicht waschbaren Stoffen zu wählen.

10. Jedes Zimmer erhält seinen eigenen Kamin, der nach Belieben mit Holz oder Kohle geheizt werden mag, für jede Feuerstelle soll aber auch eine nach außen mündende Öff- nung zum Aufsaugen frischer Luft vorhanden sein. Was den Rauch betrifft, so soll dieser nicht unmittelbar durch die Dächer entweichen, sondern durch unterirdische Kanäle nach speziellen, auf städtische Kosten zu unterhaltende Öfen geleitet werden, wobei jeder den Rauchabgang von je 200 Häusern aufnimmt, von den schwebenden Kohlenteil- chen befreit und in einer Höhe von 35 Meter in farblosem Zustand in die Luft entläßt.

Hiermit schließen die für Errichtung der Einzelwohnungen aufgestellten Regeln.

Auch die allgemeinen Grundsätze sind nur nach sorgfältigster Erwägung aufgestellt.

Der Plan der ganzen Stadt zeichnet sich zunächst durch seine Einfachheit und Regelmäßigkeit aus, die eine unbegrenzte Weiterentwicklung gestatten. Die sich rechtwinklig kreuzenden Straßen folgen einander in gleichen Abständen und sind alle gleich breit, mit Bäumen bepflanzt und durch Nummern bezeichnet.

Jeden halben Kilometer unterbricht diese Ordnung eine breitere, alleeartige Straße mit einer nicht bepflanzten Strecke an jeder Seite, die für die städtischen Pferde- und Dampfeisenbahnen bestimmt ist. Jede Kreuzung einer solchen Allee bildet einen öffentlichen, vorläufig mit schönen Kopien der Meisterwerke der Skulptur geschmückten Garten, bis einst die Künstler von France-Ville selbst würdige Originale anstelle jener Kopien geschaffen haben.

Alle Beschäftigungsarten und jede Handelstätigkeit sind frei.

Zur Erlangung des Aufenthaltsrechts in France-Ville genügt es, aber ist es auch unbedingt nötig, gute Empfehlungen beizubringen, sowie den Nachweis der Befähigung zu nützlicher Tätigkeit in einem Gewerbe, einer Wissenschaft oder einer Kunst, und sich endlich zur Einhaltung der städtischen Gesetze zu verpflichten. Eigentliche Müßiggänger bleiben vom Gemeinwesen ausgeschlossen.

Öffentliche Gebäude wuchsen schon in großer Zahl empor. Die hervorragendsten sind die Hauptkirche, eine An-

zahl Kapellen, die Museen, Bibliotheken und die Volks- und Gelehrtschule, die man so luxuriös und mit Rücksicht auf alle hygienischen Anforderungen hergestellt hat, daß sie je-der Großstadt zur Ehre gereichen würden.

Selbstverständlich unterliegen die Kinder einem weisen Schulzwang, der sie nötigt, an allen geistigen und körperlichen Übungen teilzunehmen, welche die gleichmäßige Gehirn- und Muskelausbildung verbürgt. Man gewöhnt sich dabei an eine so strenge Reinlichkeit, daß sie vor einem Flecken auf ihren einfachen Kleidern bald einen wirklichen Abscheu empfinden.

Die Beobachtung der peinlichsten Reinlichkeit seitens des einzelnen wie der Gesamtheit lag den Gründern von France-Ville übrigens von Anfang an besonders am Herzen. Zu säubern und immer wieder zu säubern, alle Miasmen, die jede Anhäufung von Menschen notwendigerweise mit sich bringt, schon im Keim zu ersticken und unschädlich zu machen, das betrachtete die städtische Verwaltung überhaupt als ihre wichtigste Aufgabe. Zu dem Zweck wurde der Abfluß der Kloaken vor der Stadt gesammelt und einem geeigneten Verfahren unterworfen, wodurch er verdichtet und zur bequemen Überführung nach den Feldern geeignet gemacht wurde.

Wasser fließt überall in reichlicher Menge. Die mit geteertem Holz gepflasterten Straßen, wie die mit Steinplatten belegten Fußwege erinnern an die Sauberkeit eines holländischen Hauses. Nahrungsmittel werden unablässig begutachtet und untersucht, und Händlern, die es versuchen sollten, sich auf Kosten der öffentlichen Gesundheit zu be-

reichern, drohen sehr empfindliche Strafen. Ein Geschäftsinhaber, der ein schlechtes Ei, verdorbenes Fleisch oder einen Liter Milch von zweifelhafter Güte verkauft, wird als Vergifter – und das ist er ja in der Tat – behandelt und verurteilt. Die Handhabung der so notwendigen und doch so schwierigen Gesundheitspolizei ist erfahrenen Männern, wirklichen Spezialisten in diesem Fach anvertraut, die in den Normalschulen hierzu eigens herangebildet werden.

Ihre Befugnis, rechtskräftig einzuschreiten, erstreckt sich sogar bis auf die in großem Stil eingerichteten Waschanstalten, die mit Dampf arbeiten und neben geräumigen Trockensälen besonders auch Desinfektionszimmer besitzen. Niemand erhält seine Leibwäsche zurück, ohne daß sie gründlich gebleicht worden wäre, und dabei achtet man auch sorgfältig darauf, die Sendungen zweier Familien niemals zu vermengen. Diese einfache Vorsichtsmaßregel ist von ganz außerordentlichem Erfolg.

Krankenhäuser gibt es nur wenige; man bevorzugt allgemein die häusliche Pflege, und jene dienen nur für wohnungslose Fremde oder ganz außergewöhnliche Fälle. Es ist wohl kaum nötig hervorzuheben, daß in den Köpfen der Begründer dieser Musterstadt der Gedanke nicht Platz greifen konnte, ein Krankenhaus in weit größerem Umfang als gewöhnliche Gebäude zu errichten und 7- bis 800 Kranke auf einem einzigen Infektionsherd zusammenzupferchen. Im Gegenteil, statt der wissenschaftlich gar nicht zu begründenden Methode, mehrere Kranke an einer Stelle zu vereinigen, strebte man vielmehr danach, sie möglichst zu isolieren, eine Maßnahme, die deren eigenes, wie auch das

öffentliche Interesse gebieterisch erheischt. Selbst in jedem Privathaus sorgt man dafür, einen Kranken in einem abgesperrten Zimmer zu pflegen. So dienen die kleinen Krankenhäuser eigentlich mehr nur als zeitweilige Stationen für dringende Fälle.

20, höchstens 30 Kranke finden, jeder in einem Raum für sich, Unterkunft in den leichten, aus Weidenholz errichteten Baracken, die man jedes Jahr einfach abbrennt, um sie neu zu errichten. Diese nach feststehendem Modell errichteten luftigen Bauten gewähren auch noch den Vorteil einer leichten Überführung nach dem oder jenem Teil der Stadt und einer dem jeweiligen Bedarf entsprechenden Vermehrung oder Verminderung.

Als nennenswerte Neuerung ist die Ausbildung eines ganzen Korps geprüfter Krankenpflegerinnen zu betrachten, welche die Verwaltung zur Verfügung der Bewohner bereithält. Diese sorgfältig ausgewählten Frauen leisten den Ärzten eine gar nicht zu unterschätzende Hilfe. Sie treten in den Schoß der betroffenen Familien, ausgerüstet mit den so notwendigen und gerade im Moment der Gefahr oft schmerzlich vermißten praktischen Kenntnissen, und erfüllen neben der Aufgabe, den Kranken zu pflegen, auch die andere, der Verbreitung der Krankheit selbst entgegenzuwirken.

Es würde viel zu weit führen, wollte man hier alle hygienischen Verbesserungen aufzählen, welche die Gründer der neuen Stadt dort eingeführt haben. Jeder Bewohner erhält bei seiner Ankunft ein kleines Büchlein überreicht, das ihm die wichtigsten Grundregeln einer nach wissenschaftlichen

Prinzipien geregelten Lebensweise in einfacher, leichtverständlicher Sprache erläutert.

Er ersieht daraus, daß das möglichst vollkommene Gleichgewicht aller Funktionen eine Grundbedingung der Gesundheit bildet; daß den Organen des Körpers Arbeit und Ruhe gleichermaßen notwendig sind; daß das Gehirn der Ermüdung ebenso bedarf, wie die Muskeln; daß 9 Zehntel aller Krankheiten von einer durch die Luft oder durch Nahrungsmittel verbreiteten Ansteckung herrühren. Er wird um seine Wohnung und seine Person also so viel wie möglich ›Quarantäne-Anstalten‹ errichten. Die Enthaltung von aufregenden Giften (Spirituosen und dergleichen), tägliche Körperübungen, gewissenhafte Durchführung auch geistiger Arbeit, der Genuß reinen Wassers, gesunden Fleisches und leichter, einfach zubereiteter Gemüse, eine regelmäßige Nachtruhe von 7 bis 8 Stunden, das ist so etwa das Abc der Gesundheit.

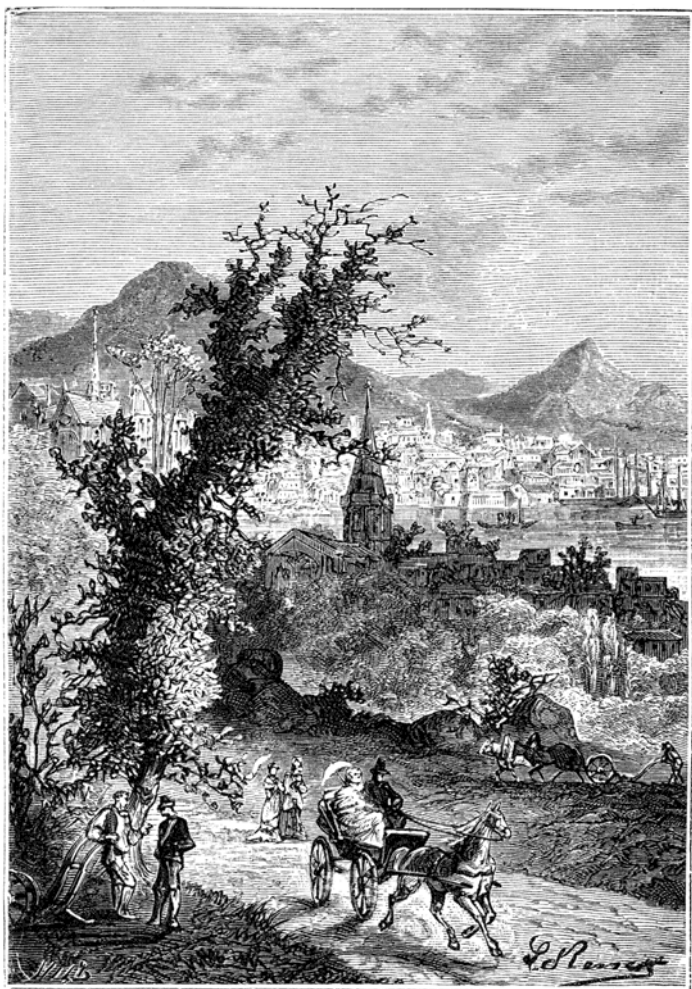
Während wir von den durch die Begründer aufgestellten Grundzügen ausgingen, haben wir von dieser eigenartigen Stadt unwillkürlich wie von einem in sich vollendeten Gemeinwesen gesprochen. Und in der Tat erhoben sich, nachdem nur die ersten Gebäude errichtet waren, die weiteren wie durch Zauberschlag aus der Erde. Man muß den ›Far West‹ (fernen Westen) selbst besucht haben, um dieses wunderbare Emporblühen der Stadt zu verstehen. Im Januar 1872 noch eine Einöde, zählte die erwählte Ansiedlungsstelle 1873 schon 6.000 Gebäude; im Jahr 1874 standen 9.000 vollendet.

An diesem unerhörten Erfolg hat freilich auch die Spe-

kulation ihren Anteil. Auf dem ausgedehnten und anfangs ziemlich wertlosen Terrain wurden die Häuser gleich in Massen erbaut und dann zu sehr günstigen Preisen und unter annehmbaren Bedingungen vermietet. Die vollständige Zollfreiheit, die politische Unabhängigkeit des kleinen, isolierten Gebiets, der Reiz der Neuheit und die Milde des Klimas lenkten die Auswanderung hierher. Zur Zeit zählt France-Ville schon 100.000 Einwohner.

Von größerem Wert und für uns von alleinigem Interesse erscheint die Tatsache, daß dieses hygienische Experiment als vollkommen geglückt zu betrachten ist. Während die jährliche Sterblichkeit in den meistbegünstigten Städten Europas und der Neuen Welt nie merklich unter 3 Prozent herabgegangen ist, erreicht der 5jährige Durchschnitt für France-Ville nur 1 ½ Prozent. Auf die Höhe dieser Ziffer wirkte auch noch eine kleine Sumpffieberepidemie, die ganz im Anfang ausbrach. Die Sterblichkeit des letzten Jahres zum Beispiel betrug nur 1 ¼ Prozent. Eine andere gewichtige Erscheinung ist die, daß mit sehr wenigen Ausnahmen alle registrierten Todesfälle von spezifischen, meist angeerbten Erkrankungen herrühren. Zufällige Erkrankungen waren dagegen ungemein selten, beschränkter und von weniger gefährlicher Natur, als an irgendeinem anderen Ort. Eigentliche Epidemien waren gar nicht zu beobachten.

Wir werden die weitere Entwicklung dieses Versuchs im Großen stets mit Interesse verfolgen. Es wäre besonders wertvoll, festzustellen, ob der Einfluß einer wissenschaftlich geregelten Lebensweise auf eine ganze Generation, oder besser auf mehrere einander folgende Generationen wohl



imstande wäre, auch angeerbte krankhafte Anlagen aufzuheben.

›Eine solche Hoffnung erscheint gar nicht kühn‹, schreibt einer der Begründer dieser wunderbaren Kolonie, ›und wie weittragend müßten in diesem Fall die Folgen davon sein! Die Menschen würden bis zum 90. oder 100. Jahr leben und, wie die meisten Tiere, wie die pflanzlichen Organismen, nur infolge von Altersschwäche vergehen!‹

Ein solcher Traum hat wirklich viel Verführerisches.

Sollen wir indes unsere innerste Überzeugung aussprechen, so glauben wir vorläufig noch nicht sehr fest an den Erfolg des ganzen Experiments. Einen Grund- und Hauptfehler finden wir darin, daß die Leitung in Händen von lateinischer Abstammung ruht und das germanische Element davon prinzipiell ausgeschlossen wurde. Das ist ein übles Vorzeichen. Seit die Welt besteht, ist nichts Beständiges geschaffen worden, außer durch Deutschland, und so wird es auch in Zukunft sein. Die Gründer von France-Ville vermochten wohl den Weg zu bahnen, über einige dunkle Punkte Licht zu verbreiten; aber nicht an diesem Punkt Amerikas, in Syrien ist es, wo wir einst die wahre Musterstadt werden emporwachsen sehen.«

11. KAPITEL

Ein Abendessen bei Dr. Sarrasin

Am 13. September – nur wenige Stunden vor dem von Herrn Schultze für die Zerstörung France-Villes festgesetztem Zeitpunkt – hatten weder der Gouverneur noch die Einwohner der Stadt eine Ahnung von der ihnen drohenden entsetzlichen Gefahr.

Es war um 7 Uhr abends.

Lauschig verdeckt von dichten Oleandern und Tamarinden, dehnte sich die freundliche Stadt längs des Abhangs der Cascade Range aus, während die kurzen Wellen des Stillen Ozeans sich an ihren Marmorkais geräuschlos brachen. Die sorgsam gesprengten, von der frischen Meeresbrise durchwehten Straßen boten ein ebenso lachendes wie belebtes Bild. Die Bäume, die sie beschatteten, murmelten in leisem Rauschen. Die Rasenplätze prangten im herrlichsten Grün. Auf schmucken Beeten öffneten die Blumen ihre Kelche und strömten liebliche Wohlgerüche aus. Selbst die Häuser schienen selbstgefällig zu lächeln in ihrem sauberen weißen Gewand. Die Luft war ruhig, der Himmel blau wie das endlose Meer, das am Ende der langen Alleestraßen glänzte.

Ein Reisender, der zufällig die Stadt betreten hätte, wäre erstaunt gewesen über das gesunde Aussehen der Bewohner und über das rege Treiben, das in den Straßen herrschte. Man schloß soeben die in einem Stadtviertel vereinigten Akademien für Malerei, Bildhauerkunst und Musik nebst der öffentlichen Bibliothek, Anstalten, in denen ausgezeich-

nete Lehrkurse mit stets nur wenigen Schülern abgehalten wurden, wobei jeder einzelne dafür desto größeren Nutzen daraus zu ziehen vermochte. Die Menschenmenge, die diesen Instituten entströmte, verursachte zeitweilig sogar wirkliche Verkehrsstaue; trotzdem ließ sich kein ungeduldiger Ausruf, kein wüstes Geschrei vernehmen. Alles trug das Gepräge der Ruhe und Befriedigung.

Nicht im Herzen der Stadt, sondern nah an der Küste des Ozeans hatte die Familie Sarrasin sich ihr trauliches Heim errichtet. Hier ließ sich gleich zu Anfang – denn sein Haus gehörte zu den zuerst vollendeten Bauten – Doktor Sarrasin mit Gattin und seiner Tochter Jeanne nieder.

Octave, der improvisierte Millionär, zog es vor, in Paris zu bleiben; jetzt fehlte ihm aber Marcel, der treue Mentor, sehr fühlbar.

Seit jener Zeit, wo sie in der Rue du Roi-de-Sicile beieinander wohnten, hatten sich die beiden Freunde fast aus den Augen verloren. Als der Doktor mit Frau und Tochter nach der Küste von Oregon auswanderte, blieb Octave also als sein eigener Herr zurück. Bald wandte er sich von der Schule, wo er nach dem Wunsch seines Vaters die Studien fortsetzen sollte, mehr und mehr ab und fiel beim letzten Examen, das Marcel mit der besten Zensur bestand, elend durch.

Bis dahin war Marcel der Kompaß des armen Octave gewesen, der nun einmal seinen Weg nicht allein zu finden wußte. Nach der Abreise des jungen Elsässers begann er in Paris bald das Leben eines großen Herrn zu führen. Den größten Teil seiner Zeit verbrachte er auf dem Bock

eines prächtigen Viergespanns, das fortwährend zwischen der Avenue Marigny, wo er jetzt wohnte, und den verschiedenen Rennbahnen innerhalb der Bannmeile umherjagte. Octave Sarrasin, der sich noch vor 3 Monaten kaum im Sattel der Reitbahn Pferde halten konnte, die er damals stundenweise mietete, war plötzlich zu einem der in die Geheimnisse der Hippologie am besten eingeweihten Männer Frankreichs geworden. Diese »Erziehung« verdankte er einem von ihm gemieteten englischen Groom, der ihn durch den Reichtum seiner Fachkenntnisse vollkommen zu beherrschen verstand.

Schneider, Sattler, Schuhmacher beanspruchten seine Morgenstunden. Die Abende gehörten den kleinen Theatern und den funkelnagelneuen, an der Ecke der Rue Trouchet eröffneten Gesellschaftssälen, die Octave deshalb bevorzugte, weil er hier Leute fand, die wenigstens seinem Geld die Ehre erwiesen, die seine Verdienste ihm doch niemals errungen hätten. Die Welt hier erschien ihm als das Ideal der Vornehmheit. Auffallenderweise zeigte die im Vorzimmer angebrachte, kostbar eingerahmte Liste der Besucher nur ausländische Namen. Vielsagende Titel wucherten hier wie Unkraut, so daß man beim Durchlesen eher geglaubt hätte, sich im Vorzimmer eines heraldischen Hörsaals zu befinden. Beim weiteren Eindringen mußte man sich dagegen unwillkürlich in eine lebende ethnologische Ausstellung versetzt glauben. Alle großen Nasen und gelben Teints der Alten und der Neuen Welt schienen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben. Diese kosmopolitischen Gestalten erschienen zwar alle in höchst sorgfältiger Garde-

robe, doch verriet dabei die sichtbare Bevorzugung hellfarbiger Stoffe das ewige Bestreben der schwarzen und gelben Rassen, sich äußerlich den »Bleichgesichtern« möglichst ähnlich zu machen.

Octave Sarrasin erschien inmitten dieser Zweihänder wie ein kleiner Gott. Man zitierte seine Worte, kopierte seine Krawatten und erkannte seine Urteile als Glaubensartikel an. Betäubt von solchem Weihrauchduft, bemerkte er selbst dann gar nicht, daß er bei jeder Gelegenheit stets sein Geld verlor. Einige Mitglieder des Clubs, geborene Orientalen, schienen für sich einen gewissen Anspruch auf die Nachlassenschaft der Begum zu erheben. Jedenfalls wußten sie nicht zu wenig davon auf langsamem aber sicherem Weg in ihre Taschen überzuleiten.

Unter diesen neuen Verhältnissen hatten sich die alten Bande zwischen Octave und Marcel bald gelockert. Kaum wechselten die beiden Freunde in langen Zwischenräumen einmal einen Brief miteinander. Welche Gemeinsamkeit bestand noch zwischen dem emsigen Arbeiter, der nur nach dem einen Ziel strebte, seine geistige Entwicklung nach allen Seiten zu vervollkommen, und dem auf seinen Reichtum stolzen, hübschen jungen Mann, dessen Kopf einzig mit Club- und Rennstallgeschichten erfüllt war?

Wir wissen, daß Marcel die Hauptstadt Frankreichs verließ, zuerst, um die Maßnahmen des Herrn Schultze zu beobachten, der eben Stahlstadt, eine Rivalin von France-Ville, auf demselben unabhängigen Gebiet der Vereinigten Staaten gegründet hatte, und später, um in den Dienst des Stahlkönigs einzutreten.

Octave führte sein unnützes Leben voller Zerstreuung 2 Jahre hindurch. Endlich begab er sich, all der hohlen Dinge herzlich müde, nach Vergeudung einiger Millionen wieder zu seinem Vater, ein Schritt, der ihn noch 5 vor 12 vor dem Untergang – dem physischen weniger als dem moralischen – rettete. Jetzt wohnte er also in France-Ville im Haus des Doktors.

Seine Schwester Jeanne hatte sich, ihrem Äußeren nach zu urteilen, zu einer anmutigen jungen Frau entwickelt. Jetzt 19 Jahre alt, zeigte sie nach 4jährigem Aufenthalt in dem neuen Vaterland alle hervorragenden Eigenschaften der Amerikanerin in Verbindung mit der Grazie der Französin. Ihre Mutter äußerte manchmal, daß sie erst seit dem stündlichen Zusammenleben mit der Tochter den Reiz eines innig vertrauten Umgangs kennengelernt habe.

Frau Sarrasin selbst war **seit der Heimkehr ihres verlorenen Sohnes**, ihres Kronprinzen, des Kindes ihrer Hoffnung, so vollkommen glücklich, wie man es hienieden überhaupt sein kann, denn sie fühlte sich als Teilnehmerin all der Wohltaten, die ihr Mann dank seines unermeßlichen Reichtums austeilen konnte und auch wirklich austeilte.

Am heutigen Abend hatte Dr. Sarrasin zwei seiner besten Freunde bei Tisch, Colonel Hendon, ein altes Überbleibsel aus dem Sezessionskrieg, der damals einen Arm bei Pittsburg und ein Ohr bei Seven Oaks zurückließ, seine Partie Schach aber noch ebenso gut wie jeder andere spielte, und dazu Herrn Lentz, den Oberleiter des Unterrichtswesens in der neuen Stadt.

Die Unterhaltung bewegte sich um einige städtische Ver-



waltungsangelegenheiten, sowie um die in den öffentlichen Anstalten jeder Art, in den Schulen, Hospitälern, gegenseitigen Hilfskassen usw. bisher erzielten Erfolge.

Nach dem Programm des Doktors, das auch der Unterweisung in der Religion eine Stelle anwies, hatte Herr Lentz mehrere Volksschulen ins Leben gerufen, in denen es als Hauptaufgabe der Lehrer betrachtet wurde, den Geist der Kinder zu entwickeln, indem er gewissermaßen einer intellektuellen Gymnastik unterworfen wurde, die sich der natürlichen Entfaltung seiner Fähigkeiten möglichst anpaßte. Man lehrte den Kindern einen Zweig des Wissens eher lieben, bevor man sie damit vollpfropfte, und vermied damit jene seichten Kenntnisse, die nach Montaigne »nur auf der Oberfläche des Gehirns schwimmen«, nicht in das Verständnis übergehen und weder weiser noch besser machen. Später, nach verständig geleiteter Vorbereitung, würde sich der dann einzuhaltende, erfolgversprechende Weg der Weiterbildung von selbst offenbaren.

In jener Zeit stand France-Ville übrigens in schönster Blüte, in materieller wie in intellektueller Hinsicht. Hier fanden sich die hervorragendsten Gelehrten beider Halbkugeln zusammen. Künstler wie Maler, Bildhauer und Musiker, die das Ansehen der Stadt herbeilockte, gab es in Menge. Unter solchen Meistern bildete sich die aufwachsende Jugend und versprach diesen Winkel Amerikas einst mit noch größerem Glanz zu umgeben. Man durfte mit Recht erwarten, daß dieses neue Athen französischen Ursprungs noch allen anderen Städten den Rang ablaufen würde.

Gleichzeitig wurde in den höheren Schulen auch der mi-

litärischen Erziehung ihr Teil. Beim Abgang kannten die jungen Leute neben der Handhabung der Waffen auch die Grundsätze der Taktik und der Strategie.

Colonel Hendon sprach sich, als man dieses Thema berührte, auch mit größter Befriedigung über die jungen Rekruten aus.

»Sie sind«, sagte er, »schon an die Gewaltmärsche, an Strapazen und alle körperlichen Übungen gewöhnt. Unser Heer besteht aus allen wehrfähigen Männern der Stadt, und wenn der Tag einmal kommen sollte, würden sich gewiß alle als geschulte, disziplinierte Soldaten erweisen.«

Wohl stand France-Ville mit allen Nachbarstaaten, die es sich bei jeder Gelegenheit zu Dank verpflichtet hatte, im besten Einvernehmen; geht es aber um das eigene Interesse, so hat der Undank meist die lauteste Stimme; deshalb hielten Doktor Sarrasin und seine Freunde sich auch immer an den Grundsatz: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! – und waren also gewöhnt, sich nur auf sich allein zu verlassen.

Das Abendessen näherte sich dem Ende, der Nachttisch wurde eben aufgehoben und die Damen verließen, nach der hier eingehaltenen angelsächsischen Sitte, den Tisch und das Zimmer.

Doktor Sarrasin, Octave, Colonel Hendon und Herr Lentz setzten die begonnene Unterhaltung fort und besprachen die wichtigsten Fragen der politischen Ökonomie, als ein Diener eintrat und dem Doktor seine Zeitung überreichte.

Es war der ›New York Herald‹. Dieses hochangesehene Blatt hatte von vornherein der Gründung und später der

Entwicklung France-Villes mit wohlwollender Teilnahme gedacht und die ersten Persönlichkeiten der Stadt pflegten sich aus dessen Spalten über das Urteil der Allgemeinheit bezüglich ihres Unternehmens zu unterrichten. Diese Vereinigung glücklicher, freier und in ihrem beschränkten Gebiet gänzlich unabhängiger Männer entbehrte natürlich auch nicht der Neider, und wenn die Bewohner France-Villes in Amerika auf der einen Seite Freunde besaßen, die sich ihrer annahmen, so gab es doch auch genug feindlich Gesinnte, die sie angriffen. Jedenfalls stand der ›New York Herald‹ auf ihrer Seite und versäumte nicht, ihnen öffentlich seine Achtung und Bewunderung zu zollen.

Plaudernd hatte Doktor Sarrasin das Kreuzband zerrissen und ließ ganz mechanisch seinen Blick über den ersten Artikel des Blattes gleiten.

Wie erstaunte er aber schon bei den ersten Zeilen, die er erst für sich und dann zur größten Verwunderung und tiefsten Entrüstung seiner Freunde mit lauter Stimme las:

»New York, den 8. September. – Die nächsten Tage drohen mit der Erscheinung der gröblichsten Verletzung anerkannten Völkerrechts. Wir vernehmen aus bester Quelle, daß in Stahlstadt die umfangreichsten Vorbereitungen im Werk sind, um France-Ville, die Stadt französischen Ursprungs, anzugreifen und zu vernichten. Wir wissen nicht, ob die Vereinigten Staaten imstande oder gar verpflichtet sind, intervenierend in diesen Kampf einzutreten, der die lateinische und sächsische Rasse gegeneinander aufhetzen könnte; wir unterlassen aber nicht, alle Männer von Ehr-

gefühl über diesen schnöden Mißbrauch der Gewalt zu benachrichtigen. Möge France-Ville keine Stunde verlieren, sich in Verteidigungszustand zu setzen.« usw.

12. KAPITEL

Der Kriegsrat

Der Haß des Stahlkönigs gegen Doktor Sarrasin und dessen Bestrebungen war niemandem ein Geheimnis. Man wußte, daß er absichtlich seine Stadt gegenüber der anderen gegründet hatte. Immerhin lag doch ein weiter Zwischenraum zwischen diesem Schritt und der Absicht, die letztere durch einen Gewaltstreich ohnegleichen zu zerstören. Der ›New York Herald‹ meldete das Unerhörte aber schwarz auf weiß. Die Korrespondenten des mächtigen Journals hatten Herrn Schultzes Geheimnisse erspäht, und – sie sagten es ja – jetzt war keine Stunde zu verlieren!

Der würdige Doktor saß anfangs ganz betäubt da. So wie jeder brave Mann sträubte er sich lange, das Entsetzliche zu glauben. Es schien ihm unmöglich, daß jemand sich so weit verirren könne, eine Stadt, die gewissermaßen das allgemeine Eigentum der Menschheit bildete, ohne Ursache, aus reiner Prahlerei, vernichten zu wollen.

»Bedenken Sie doch«, rief er in aller Unschuld aus, »daß unsere Sterblichkeit dieses Jahr nur 1 ¼ Prozent betragen würde; daß wir keinen Knaben von 10 Jahren haben, der nicht lesen könnte, daß seit der Gründung France-Villes keine Mordtat, kein Diebstahl vorgekommen ist! Und nun

sollten Barbaren kommen, einen so glückverheißenden Versuch in seinem Anfang zunichte zu machen? Nein, ich kann es nicht glauben, daß ein Chemiker, ein Gelehrter, und wäre es hundertmal ein Deutscher, solcher Verruchtheit fähig wäre!«

Nichtsdestoweniger durfte man die Warnung einer dem Werk des Doktors freundlich gesonnenen Zeitung nicht unbeachtet lassen. Nach Überwindung der ersten Bestürzung wandte sich der Doktor, der seiner wieder Herr geworden war, an seine Freunde.

»Meine Herren«, begann er, »Sie sind Mitglieder des Stadtrats, es liegt ihnen nicht weniger ob als mir, alle zur Rettung der Stadt nötigen Maßnahmen zu ergreifen. Was haben wir zunächst zu tun?«

»Gibt es keine Möglichkeit eines gütlichen Vergleichs?« fragte Herr Lentz. »Ist der Kampf ehrenvollerweise zu vermeiden?«

»Gewiß nicht«, fiel Octave ein, »Herr Schultze sucht ihn offenbar um jeden Preis. Sein Haß wird jede Verständigung vereiteln!«

»So sei es«, rief der Doktor, »vielleicht sind wir doch imstande, ihm gebührend zu antworten. Meinen Sie, Colonel, daß wir imstande sind, den Kanonen von Stahlstadt Widerstand zu leisten?«

»Jede menschliche Kraft kann offenbar durch eine andere menschliche Kraft überwunden werden«, erwiderte Colonel Hendon, »doch dürfen wir gar nicht daran denken, uns durch dieselben Mittel und Waffen, mit denen Herr Schultze höchstwahrscheinlich angreifen wird, verteidigen



zu wollen. Die Herstellung von Kriegsmaschinen, die gegen seine zu kämpfen vermöchten, erfordern eine viel zu lange Zeit, und ich bezweifle überhaupt, daß wir damit zustande kämen, da uns die dazu nötigen Werkstätten gänzlich fehlen. Für unsere Rettung gibt es nur den einen Weg, den Feind uns fernzuhalten und jede Belagerung unmöglich zu machen.«

»Ich werde sofort die Ratsversammlung einberufen!« sagte Doktor Sarrasin.

Mit diesen Worten schritt er schon seinen Gästen nach dem Arbeitszimmer voran.

Letzteres bildete ein einfach ausgestatteter, auf drei Seiten mit Bücherregalen erfüllter Raum, dessen vierte Seite unter einigen Gemälden und Kunstwerken eine Reihe numerierter, etwa einer Hörrohrmündung ähnlicher Apparate einnahm.

»Dank dem Telefon«, sagte er, »können wir in Franceville eine Verhandlung abhalten, während jeder Teilnehmer zu Hause bleibt.«

Der Doktor berührte den Drücker eines Anrufglockensystems, das gleichzeitig in den Häusern sämtlicher Ratsmitglieder ertönte. In weniger als 3 Minuten verkündete die durch jeden Leitungsdraht zugeführte Antwort: »Anwesend!« daß der Rat versammelt war.

Der Doktor setzte sich nun vor seinen Sprechapparat, klingelte und sagte:

»Die Sitzung ist eröffnet. Mein ehrenwerter Freund, Colonel Hendon, hat das Wort, um dem Stadtrat eine höchst wichtige Mitteilung zu machen.«

Darauf nahm der Colonel den Platz vor dem Telefon ein, verlas zuerst den Artikel aus dem ›New York Herald‹ und beantragte, daß sofort die nötigen Maßnahmen beschlossen würden.

Kaum hatte er geendet, als Nr. 6 die Frage stellte:

»Hält der Colonel eine Verteidigung auch dann noch für möglich, wenn sich die von ihm vorgeschlagenen Mittel zur Fernhaltung des Feindes als unzureichend erweisen sollten?«

Colonel Hendon antwortete bejahend. Frage und Antwort waren inzwischen augenblicklich auch den anderen nicht sichtbaren Teilnehmern der Sitzung ebenso zu Ohren gekommen, wie die vorhergegangenen Erklärungen.

Nr. 7 fragte an, wieviel Zeit ihnen zur Vorbereitung auf den Kampf bleiben würde.

Der Colonel vermochte das nicht zu bestimmen, meinte aber, man solle ans Werk gehen, als stehe der Angriff schon in 14 Tagen bevor.

Nr. 2: »Sollen wir den Angriff abwarten, oder halten Sie es für ratsamer, ihm zuvorzukommen?«

»Unsere Lage verlangt das letztere«, antwortete der Colonel, »und wenn uns zum Beispiel eine Landung von der Seeseite her droht, werden wir Herrn Schultzes Schiffe durch Torpedos zu sprengen suchen!«

Auf diese Äußerung hin erbot sich Doktor Sarrasin, ein Komitee der hervorragendsten Chemiker und der erfahrensten Artillerieoffiziere einzuberufen, um diesem die Prüfung der von Colonel Hendon zu machenden Vorschläge zu überweisen.

Frage des Telefons Nr. 1:

»Welche Geldsumme wird notwendig sein für den sofortigen Beginn der Verteidigungsarbeiten?«

»Wir brauchen etwa 15 bis 20 Millionen Dollar.«

Nr. 4: »Ich beantrage, sofort eine allgemeine Bürgerversammlung einzuberufen.«

Präsident Sarrasin: »Ich bringe diesen Antrag zur Abstimmung!«

Zwei aus jedem Telefon ertönende Glockenschläge meldeten die einstimmige Annahme.

Es war jetzt halb 9. Die Sitzung hatte kaum 18 Minuten gedauert und niemand aus seiner Ruhe gestört.

Die Volksversammlung wurde hierauf durch ein ebenso einfaches wie schnell wirksames Mittel einberufen. Kaum hatte Doktor Sarrasin, immer mittels Telefon, den Beschluß des Ratsgremiums nach dem Stadthaus gemeldet, als schon auf allen bei den 280 Straßenkreuzungen der Stadt angebrachten Säulen eine elektrische Glocke ertönte. Diese Säulen überragte ein beleuchtetes Zifferblatt, dessen durch Elektrizität bewegte Zeiger sofort auf halb 9 – die Stunde der Einberufung – eingestellt wurden.

Alle Bewohner, denen durch jene eine Viertelstunde andauernden Glockenzeichen eine gleichzeitige Meldung zugeing, eilten aus den Häusern, richteten die Blicke nach dem ihnen nächsten Zifferblatt und verloren, überzeugt, daß eine nationale Pflicht sie nach dem Stadthaus rief, keinen Augenblick, sich dahin zu begeben.

In kürzester Zeit war die Versammlung vollzählig. Doktor Sarrasin befand sich schon auf seinem Ehrenplatz, um-

geben von den Mitgliedern des Rates. Colonel Hendon wartete am Fuß der Tribüne nur darauf, daß ihm das Wort erteilt wurde.

Die meisten Anwesenden kannten schon die Hiobspost, die Veranlassung zu diesem Meeting gab. Die vom Telefon des Stadthauses automatisch niedergeschriebene Verhandlung des Rates war sofort an die Journale versandt worden, die sie als Extrablatt durch öffentlichen Anschlag bekanntgaben.

Der Stadthausaal bildete einen großartigen, glasüberdachten Raum mit vorzüglicher Ventilation, über den lange, an den eisernen Gewölbeträgern angebrachte Gasflammenreihen ihr gleichmäßiges, überreiches Licht ergossen.

Ringsumher stand die ruhige, erwartungsvolle Menge. Jedes Antlitz glänzte heiter. Das Vollgefühl von Gesundheit, die Gewohnheit eines regelmäßig geordneten Lebens und das Bewußtsein der eigenen Kraft ließen bei niemandem eine besondere Erregung oder gar eine zornige Hitze aufkommen.

Kaum ertönte das Glockenzeichen des Vorsitzenden, als auch schon die vollkommenste Ruhe herrschte.

Der Colonel betrat die Tribüne.

Mit tiefer starker Stimme, ohne unnützen Redeschmuck und nichtssagende Floskeln – in der Sprache der Leute, die wissen, was sie sagen und sich über ihren Gegenstand mit Klarheit verbreiten, weil sie ihn beherrschen – schilderte Colonel Hendon Herrn Schultzes tiefwurzelnden Haß gegen Frankreich, gegen Sarrasin und sein Werk und, nach

dem ›New York Herald‹, die furchtbaren Vorbereitungen zur Vernichtung France-Villes und seiner Bewohner.

»An diese selbst tritt nun die Forderung heran, den besten Ausweg zu suchen«, fuhr er dann fort. »Leute ohne Mut und Vaterlandsliebe würden vielleicht vorziehen, zurückzuweichen und den Angreifern die neue Heimat zu überlassen. Ich bin jedoch im voraus überzeugt, daß solche kleintütigen Vorschläge in den Herzen meiner Mitbürger kein Echo finden werden. Die Männer, welche die Tragweite der von den Gründern France-Villes erstrebten Ziele begriffen und sich den Gesetzen der Musterstadt unterwerfen konnten, diese Männer sind unvermeidlich auch Leute, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben. Als aufrichtige und streitbare Vertreter des Fortschritts werden sie gern alles tun, dieses Gemeinwesen ohnegleichen, dieses preiswürdige Denkmal, das der Kunst, das Menschenlos zu verbessern, errichtet wurde, zu retten! Ja, es ist ihre Pflicht, auch das Leben in die Schanze zu schlagen für die Sache, die sie vertreten!«

Ein ungeheurer Beifallssturm folgte diesen mannhaften Worten.

Verschiedene Redner schlossen sich den Äußerungen Colonel Hendons vollinhaltlich an.

Doktor Sarrasin betonte die Notwendigkeit der sofortigen Konstituierung eines Verteidigungsrats, der unter unentbehrlicher Geheimhaltung seiner Operationspläne die dringendsten Maßnahmen aus eigener Machtvollkommenheit zu treffen habe. (Ohne Diskussion angenommen.)

Während der Sitzung regte ein Ratsmitglied noch an,

daß es sich empfehlen würde, für die ersten Arbeiten einen vorläufigen Kredit von 5 Millionen Dollar auszuwerfen. Alle Hände erhoben sich zustimmend.

Um 10 Uhr 25 schloß die Versammlung, und schon wollten sich die Bewohner France-Villes nach der Erledigung der Anführerwahl zurückziehen, als sich ein unerwarteter Zwischenfall ereignete.

Die eben leerstehende Tribüne erklimm ein Unbekannter von sehr fremdartiger Erscheinung.

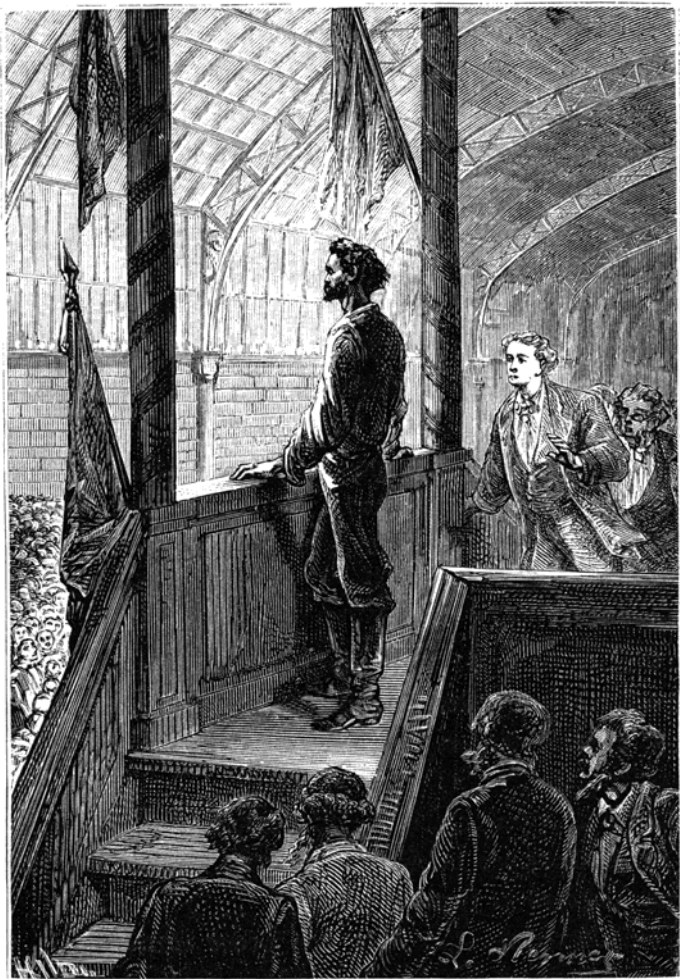
Der Mann schien wie durch Zauberei emporgeschnellt. Sein energisches Gesicht verriet die gewaltigste Aufregung, während sein Auftreten die ruhigste Entschlossenheit zeigte. Die halbzerfetzte Kleidung voller Schmutz und Schlamm und die noch blutige Stirn ließen erkennen, daß er manche Fährlichkeiten überwunden haben möge.

Bei seinem Anblick blieben alle stehen. Durch nicht mißzudeutende Handbewegungen gebot der Unbekannte der Versammlung Ruhe.

Wer war er? Woher kam er? Niemand, nicht einmal Doktor Sarrasin, dachte daran, ihn danach zu fragen.

Über seine Persönlichkeit erhielt man doch bald einigen Aufschluß.

»Ich bin aus Stahlstadt geflohen«, sagte er, »Herr Schultze hatte mich zum Tode verurteilt. Gottes Gnade verdanke ich es, bis zu Euch gelangt zu sein, um rechtzeitig eine Rettung zu versuchen. Mein verehrter, väterlicher Freund, Doktor Sarrasin, wird gewiß bestätigen, daß man, wenn mein jetziges Aussehen mich auch ihm selbst unkenntlich macht, zu Marcel Bruckmann einiges Vertrauen haben kann!«



»Marcel!« riefen der Doktor und Octave wie aus einem Mund.

Beide eilten auf ihn zu ...

Eine erneute Handbewegung hielt sie zurück.

In der Tat, das war der wunderbar errettete Marcel. Nachdem er, eben als er besinnungslos zusammenbrach, das Gitter des Kanals gesprengt hatte, riß die Strömung seinen fast leblosen Körper mit sich fort. Zum Glück schloß jenes Gitter auch die Umwallung von Stahlstadt ab, und 2 Minuten später wurde Marcel draußen auf den Bachrand geworfen – jetzt ein freier Mann, wenn er noch einmal auflebte.

Lange Stunden hindurch lag der mutige Jüngling ohne Bewegung, in finsterner Nacht und einsamer Gegend ohne alle Hilfe.

Als er wieder zu sich kam, war es schon hell geworden. Allmählich kehrte ihm auch die Besinnung wieder. Gott sei Dank, endlich war er dem vermaledeiten Stahlstadt entronnen und kein Gefangener mehr! Alle seine Gedanken strebten zu Doktor Sarrasin, seinen Freunden, seinen Landsleuten.

»Zu ihnen! Zu ihnen!« rief er laut.

Mit äußerster Anstrengung gelang es Marcel, sich aufzurichten.

10 Meilen trennten ihn von France-Ville, 10 Meilen, die er ohne Eisenbahn, Pferd oder Wagen durch das rings um Stahlstadt verlassene Land zurücklegen mußte. Ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, überwand er diese Strecke und langte um Viertel nach 10 bei den ersten Häusern der Stadt von Doktor Sarrasin an.

Hier klärten ihn schon die Plakate über die Lage auf. Er erfuhr, daß die Bewohner von der ihnen drohenden Gefahr Kenntnis hatten; er sagte sich aber auch, daß diese weder wissen konnten, wie nah sie über ihnen schwebte, noch viel weniger, von welcher Art sie sei.

Die von Herrn Schultze beabsichtigte Katastrophe sollte noch heute Abend um 11 Uhr 45 hereinbrechen. Jetzt war es Viertel nach 10!

Eine letzte Anstrengung stand ihm noch bevor. Marcel stürmte durch die Stadt, was er nur laufen konnte, und um 10 Uhr 25, eben als die Versammlung auseinandergehen wollte, stand er, ohne zu fragen, auf der Tribüne.

»Nicht nach einem Monat, meine Freunde«, rief er, »auch nicht erst nach einer Woche droht Euch das Unheil zu erreichen. Vor Ablauf einer Stunde soll eine Katastrophe ohnegleichen, ein Regen von Eisen und Feuer über Eure Stadt hereinbrechen. Eine wahre Höllenmaschine, die 10 Meilen weit trägt, wird jetzt, da ich hier spreche, schon gegen sie gerichtet. Ich habe jene mit eigenen Augen gesehen! Mögen Frauen und Kinder Schutz suchen in den festesten Kellern oder bringt sie vorläufig aus der Stadt hinaus auf die Berge. Alle kräftigen Männer müssen sich zum Feuerlöschen bereithalten. Für jetzt ist das Feuer Euer einziger Feind! Weder Armeen noch Soldaten marschieren gegen Euch. Der Gegner, der Euch bedroht, verschmäht so alltägliche Angriffsmittel. Wenn sich die Pläne, die Berechnungen eines Mannes, dessen Herrschaft über das Böse anerkannt ist, verwirklichen, wenn Herr Schultze sich nicht zum ersten Mal geirrt hat, so wird in France-Ville auf einmal an hun-

dert Stellen Feuer ausbrechen! An hundert Orten werden wir gleichzeitig dem verheerenden Element entgegentreten müssen. Was aber auch kommen möge, zuerst gilt es, die Bevölkerung zu retten, denn sollten auch Eure Häuser, Denkmäler, ja schlimmstenfalls selbst die ganze Stadt zugrunde gehen – diesen Verlust vermögen Zeit und Geld ja zu ersetzen!«

In Europa würde man Marcel für einen Narren gehalten haben. In Amerika pflegt man jedoch kein Wunder der Wissenschaft, und wäre es noch so unerwarteter Natur, von vornherein zu leugnen. Man hörte den jungen Ingenieur ruhig an und schenkte ihm, auf Doktor Sarrasins Versicherung hin vollen Glauben.

Mehr noch durch den Nachdruck des Redners als durch seine Worte bezwungen, gehorchte ihm die Menge, ohne neue Verhandlungen zu beginnen. Doktor Sarrasin bürgte für Marcel Bruckmann. Das genügte.

Sofort wurden die nötigen Verordnungen erlassen, zu deren Verbreitung sich zahlreiche Boten nach allen Seiten zerstreuten.

Von den Bewohnern der Stadt selbst kehrten die einen nach ihren Behausungen zurück und flüchteten in die Keller, bereit, die Schrecken eines Bombardements über sich ergehen zu lassen; die anderen eilten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen hinaus ins Feld und sammelten sich auf den ersten Abhängen der Cascade Range. Währenddessen verteilten sich die kräftigen Männer nach den von Doktor Sarrasin bezeichneten Stellen und schafften alles herbei, was

zur Dämpfung einer Feuersbrunst dienen konnte, nämlich Wasser, Sand und Erde.

Im Sitzungssaal spannen sich die Verhandlungen noch in der Form von Zwiegesprächen fort.

Da schien es aber, als sei Marcel plötzlich von einem Gedanken erfaßt, der nicht aus seinem Gehirn weichen wollte. Er sprach nicht mehr, sondern seine Lippen murmelten nur noch die einzigen Worte:

»Um Viertel vor 12! Wäre es möglich, daß dieser verfluchte Schultze uns durch seine teuflische Erfindung vernichten sollte?«

Plötzlich zog Marcel ein Notizbuch aus der Tasche. Er deutete ringsum an, daß er völlige Ruhe wünsche, und warf mit fieberhaft zitternder Hand einige Ziffern auf das Papier. Dann wurde seine Stirn allmählich heiterer und sein Antlitz leuchtete wieder auf.

»Oh, meine Freunde«, rief er laut, »entweder sind diese Zahlen hier Lügner, oder alles, was wir befürchten, löst sich in nichts auf wie ein Alpdrücken vor dem Ergebnis eines ballistischen Problems, dem ich lange vergeblich auf den Grund zu kommen suchte. Herr Schultze hat sich geirrt. Die uns drohende Gefahr ist nur ein Traum. Diesmal ist seine Weisheit eitel Dunst. Es wird, es kann nichts von dem eintreffen, was er beabsichtigte! Sein entsetzliches Geschloß wird über France-Ville hinwegfliegen, ohne ihm zu nahe zu kommen, und wenn irgend etwas zu fürchten ist, so ruht das noch im Schoß der Zukunft!«

Was wollte Marcel hiermit sagen? Niemand verstand ihn.

Da erklärte der junge Elsässer das Resultat seiner eben durchgeführten Rechnung den erstaunten Zuhörern. Mit klarer, noch schwach zitternder Stimme führte er seine Beweisweise so schlagend, daß sie auch jeden Uneingeweihten überzeugen mußten. Da wurde es Licht nach der Finsternis und friedliche Ruhe nach der Todesangst. Das Geschoß konnte nämlich weder die Stadt des Doktors noch sonst etwas treffen. Es mußte sich im Weltraum verlieren!

Doktor Sarrasin prüfte und bestätigte die Aussagen Marcells und wies dann mit dem Finger nach dem Zifferblatt der Uhr im Saal.

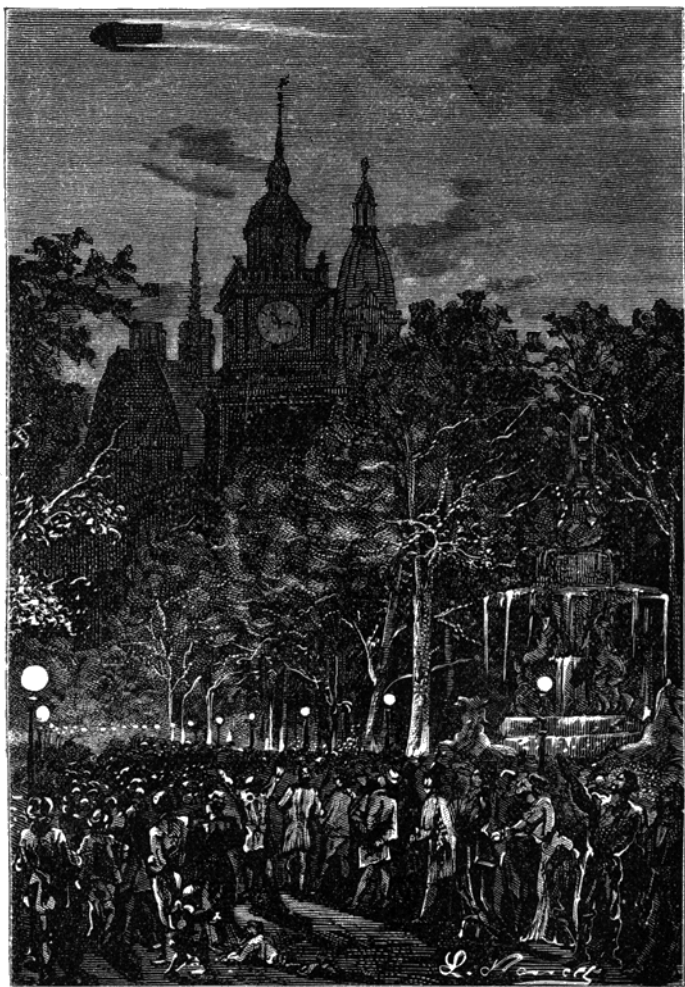
»In 3 Minuten«, sagte er, »werden wir wissen, ob Schultze oder Marcel Bruckmann recht hat! Doch, wie dem auch sei, liebe Freunde, bedauern wir nicht die getroffenen Vorsichtsmaßnahmen und vernachlässigen wir nichts, was die Henkerpläne unseres Feindes zu durchkreuzen vermag! Sein Schuß wird das Ziel verfehlen, wie Marcel uns eben versichert, aber es dürfte nicht der letzte sein. Schultzes Haß wird sich nicht geschlagen geben und ihn durch den einmaligen Mißerfolg zum Verzicht auf weitere Versuche bringen.«

»Kommt, kommt!« rief Marcel.

Alle eilten mit ihm hinaus nach dem großen Platz.

Die 3 Minuten verflossen. Jetzt schlugen die Turmuhren Viertel vor 12!

4 Sekunden später rauschte eine dunkle Masse hoch in der Luft über die Köpfe der erwartungsvollen Menge hinweg und verlor sich, schnell wie ein Gedanke, mit unheimlichem Sausen in der Ferne.



»Glückliche Reise!« rief Marcel hell auflachend. »Bei einer solchen Anfangsgeschwindigkeit kann das Geschoß des Herrn Schultze, das jetzt schon die Grenzen der Atmosphäre verlassen hat, nicht mehr auf den Erdboden zurückfallen!«

2 Minuten später ließ sich eine Detonation vernehmen, so als wenn ein dumpfes Grollen aus den Eingeweiden der Erde herausträte.

Das war der Donner der Kanone vom Stierturm, der erst 113 Sekunden nach dem Vorüberfliegen des Geschosses hörbar wurde, da letzteres mit weit größerer, wahrhaft fabelhafter Schnelligkeit dahinraste.

13. KAPITEL

Marcel Bruckmann an Prof. Schultze, Stahlstadt

France-Ville, den 14. September

»Ich halte mich für verpflichtet, den Herrn Stahlkönig zu benachrichtigen, daß ich die Grenze seines Gebiets vorgestern abend glücklich überschritten habe, da ich erklärlicherweise lieber mich selbst als das Schultzesche Kanonenmodell in Sicherheit zu bringen suchte.

Indem ich Ihnen hiermit Lebewohl sage, würde ich mich für pflichtvergessen betrachten, wenn ich Ihnen jetzt nicht auch meine Geheimnisse mitteilte; doch seien Sie deshalb ruhig, Sie werden die Mitwissenschaft nicht mit dem Leben zu bezahlen haben.

Ich heiße weder Schwartz, noch bin ich ein Schweizer.

Ich bin geborener Elsässer. Mein Name ist Marcel Bruckmann. Ich bin, wenn ich Ihren Worten Glauben schenken darf, ein leidlicher Ingenieur, vor allem aber Franzose. Sie sind der unversöhnliche Feind meines Vaterlandes, meiner Freunde, meiner Familie. Sie nähren abscheuliche Pläne gegen alles, was ich liebe. Ich habe gewagt, was ich wagen konnte, sie zu durchschauen, und werde alles aufbieten, sie zu vereiteln.

Ich beeile mich, Sie wissen zu lassen, daß Ihr erster Schuß mißlungen ist und, Gott sei Dank, sein Ziel nicht getroffen hat, ja überhaupt nicht treffen konnte. Ihre Kanone bleibt nichtsdestoweniger ein Hauptwunderwerk, die Projektile aber, die sie unter ihrer ungeheuren Pulverladung schleudert, werden niemals jemand ein Leid antun. Sie können nirgends niederfallen! Ich ahnte das vorher; heute ist es, zu Ihrem größeren Ruhm, eine erwiesene Tatsache, daß Herr Schultze eine zwar entsetzliche – aber ganz unschuldige Kanone erfunden hat.

Sie werden ohne Zweifel mit Vergnügen hören, daß wir gestern abend, 4 Sekunden nach Viertel vor 12 Uhr, Ihr allzu perfektes Langgeschloß über unsere Stadt wegfliegen sahen. Es hielt eine westliche Richtung ein, sauste fort durch den leeren Raum und wird so bis ans Ende der Jahrhunderte weiter gravitieren. Ein Projektil mit einer, der gewöhnlichen um das Zwanzigfache überlegenen Anfangsgeschwindigkeit kann eben nicht mehr ›fallen‹! Seine Fortbewegungskraft macht es zusammen mit der Anziehungskraft der Erde zu einem Körper, der bestimmt ist, um unsere Erdkugel zu kreisen.

Das hätten Sie übrigens wissen sollen!

Endlich hoffe ich, daß die Riesenkanone des Stierturms durch diesen ersten Probeschuß gänzlich zerstört ist; das Vergnügen, die Planetenwelt mit einem neuen Gestirn, die Erde mit einem zweiten Satelliten beschenkt zu haben, bezahlt man immerhin mit 200.000 Dollar nicht zu teuer.

Marcel Bruckmann«

Ein Expreßbote brachte dieses Schreiben sofort von France-Ville nach Stahlstadt. Marcel war es wohl nachzusehen, daß er sich die höhnische Genugtuung nicht versagen konnte, Herrn Schultze seinen Brief so bald wie möglich zuzustellen.

Der junge Mann hatte in der Tat ganz recht, wenn er behauptete, daß jenes berüchtigte, mit einer Anfangsgeschwindigkeit ohnegleichen fortgeschleuderte und jenseits der Erdatmosphäre kreisende Geschosß nicht mehr auf unseren Planeten zurückfallen könne; ebenso wenn er annahm, daß die Kanone des Stierturms durch die Explosion ihrer enormen Pyroxil-Ladung unbrauchbar gemacht worden sei.

Herr Schultze empfand obige Mitteilung als ein herbes Mißgeschick, als den schwersten Schlag für seine zügellose Selbstliebe.

Er erblaßte bei der Lektüre, und nachher sank ihm das Haupt auf die Brust herab, als wäre er von einem Keulenschlag getroffen. Aus diesem Zustand einer dumpfen Betäubung erwachte er erst nach einer Viertelstunde – aber schäumend vor Zorn! Arminius und Sigimer allein waren Zeugen des furchtbaren Ausbruchs.

Herr Schultze aber war nicht der Mann, sich sofort für überwunden zu erklären. Jetzt erst sollte der Kampf auf Leben und Tod zwischen ihm und Marcel beginnen. Verblieben ihm denn nicht seine mit flüssiger Kohlensäure geladenen Geschosse, die durch weniger mächtige, aber zweckmäßigere Geschütze auf kürzere Entfernungen geschleudert werden konnten?

Mit Anstrengung beruhigt, betrat der König von Stahlstadt wieder sein Kabinett und ging wie gewöhnlich an die Arbeit.

Das jetzt mehr denn je bedrohte France-Ville durfte nichts unterlassen, sich in Verteidigungszustand zu setzen.

14. KAPITEL

Klar zum Gefecht

Wenn die Gefahr auch nicht unmittelbar drohte, so war sie doch nicht weniger ernst. Marcel unterrichtete Doktor Sarrasin und dessen Freunde von allem, was er über die Vorbereitungen des Herrn Schultze und dessen Zerstörungswerkzeuge wußte. Schon am nächsten Tag trat ein Verteidigungsrat, an dem er teilnahm, zusammen, verhandelte über den Plan zum Widerstand und traf danach die entsprechenden Maßregeln.

Nach allen Seiten fand Marcel bei Octave, der sich jetzt moralisch sehr zum eigenen Vorteil verändert zeigte, tatkräftige Unterstützung.

Was hatte man aber im Rat beschlossen? Im einzelnen



wußte das kein Mensch. Nur die leitenden Grundsätze wurden durch die Presse zweckentsprechend unter der Menge veröffentlicht. In allem erkannte man unschwer Marcells praktische Hand.

»Bei jeder Verteidigung« – so ging die Rede in der Stadt – »geht es besonders darum, die Kräfte des Feindes zu kennen und das Verteidigungssystem daran anzupassen. Ohne Zweifel sind Herrn Schultzes Kanonen von furchtbarer Wirkung. Immer ist es aber besser, diese Kanonen, deren Anzahl, Kaliber, Tragweite und Zerstörungsvermögen man kennt, vor sich zu haben, als gegen halb unbekannte Höllmaschinen zu kämpfen.«

Zuerst kam es darauf an, die Stadt vor einer Einschließung zu Wasser und zu Land sicherzustellen.

Auf diese Frage verwendete der Verteidigungsrat allen Eifer, und als eines Tages Plakate verkündeten, daß sie gelöst sei, fiel es niemand ein, daran zu zweifeln. Die Bewohner der Stadt eilten in Menge herbei, sich zur Ausführung der nötigen Arbeiten zu erbieten. Keine Verwendung wurde zu gering geschätzt, wenn dadurch nur die Widerstandsfähigkeit France-Villes erhöht wurde. Leute jeden Alters und Berufs beteiligten sich unter den gegebenen Umständen als einfache Arbeiter. Rasch und freudig wurde das Werk gefördert. In der Stadt sammelte man einen für 2 Jahre reichenden Vorrat an Lebensmitteln an. Kohle und Eisen häuften sich zu beträchtlichen Mengen; Eisen als das wichtigste Material zur Bewaffnung und Ausrüstung, Kohle als Reservoir der Wärme und Bewegung, das ja niemals zu entbehren ist.

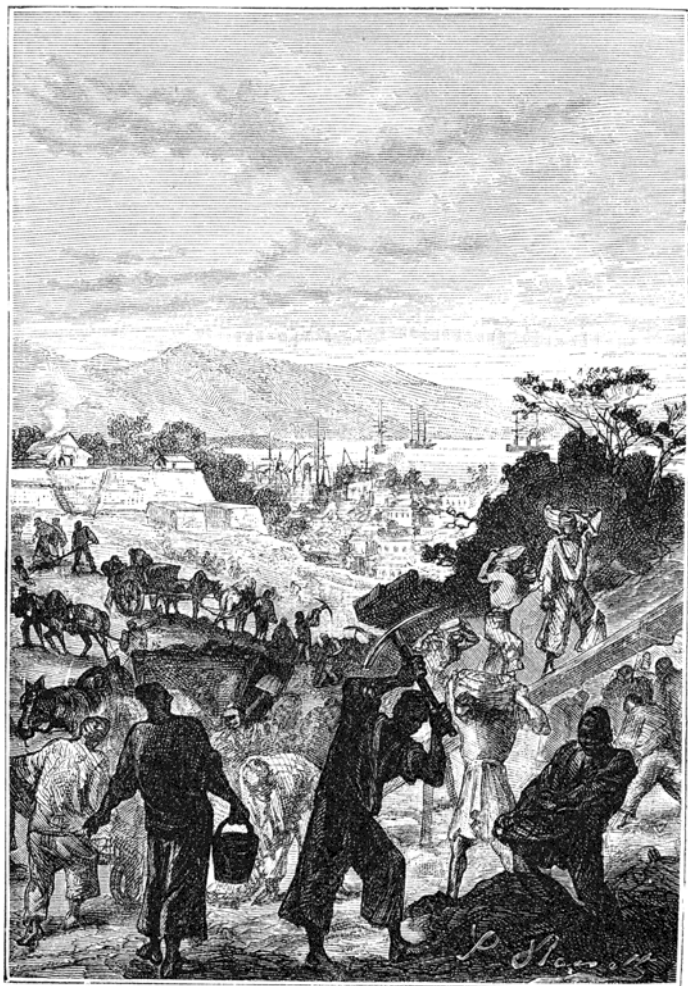
Während aber Kohle und Eisen auf den freien Plät-

zen zusammenströmten, wuchsen auch riesige Pfeiler von Mehlsäcken und Kisten mit geräuchertem Fleisch empor, erhoben sich ganze Meiler von Käse, Berge von Konserven jeder Art und füllten getrocknete Gemüse die in Magazine umgewandelten Hallen und Hörsäle. In den Gärten tummelten sich zahlreiche Herden und machten aus Franceville eine einzige große Weide.

Als endlich der Erlaß zur Einberufung aller waffenfähigen Männer erschien, da legte die Begeisterung, mit der man ihn aufnahm, noch einmal Zeugnis ab von dem vorzüglichen Geist dieser Bürgersoldaten. Bekleidet mit einfachen wollenen Blusen, Leinwandbeinkleidern und Halbstiefeln, bedeckt mit einem Hut aus gummiertem Leder und bewaffnet mit den von Werder (in Nürnberg) erfundenen Gewehren, übten sie in den Alleestraßen fleißig das Waffenhandwerk.

Schwärme von Kulis durchwühlten die Umgebung, hoben Gräben aus und warfen an geeigneten Stellen Feldschanzen und wirkliche Wälle auf. Auch das Gießen von Geschützen wurde nun emsig betrieben, eine Arbeit, welche die große Zahl der leicht in Gießöfen umzuwandelnden Rauchverbrennungsöfen wesentlich begünstigte.

Mitten in diesem regen Treiben zeigte sich Marcel unermüdlich. Er war überall und stets seiner Aufgabe gewachsen. Wo sich eine theoretische oder praktische Schwierigkeit herausstellte, er wußte sie sofort zu lösen. Im Notfall streifte er selbst die Ärmel auf und zeigte ein vorteilhaftes Verfahren oder einen zweckmäßigen Handgriff. Seine Au-



torität wurde auch ohne Widerspruch anerkannt, seine Anordnungen gewissenhaft ausgeführt.

Neben ihm tat Octave ebenfalls sein Bestes. Beabsichtigte er anfangs auch seine Beinkleider mit goldenen Galons zu verzieren, so sah er doch bald davon ab, da er einsah, daß er zunächst nur als einfacher Soldat nützlich wirken könne.

Er trat in das ihm angewiesene Bataillon ein und wußte sich als Mustersoldat zu führen. Denen, die ihn anfänglich darum bedauerten, erwiderte er:

»Jeder nach Verdienst! Zu kommandieren verstehe ich jetzt wahrscheinlich nicht ... so will ich wenigstens gehorchen lernen!«

Plötzlich verlieh eine – freilich unbegründete – Nachricht den Verteidigungsarbeiten einen noch erhöhten Nachdruck. Herr Schultze, sagte man, sollte mit Schiffahrtsgesellschaften wegen des Transports seiner Kanonen verhandeln. Von dieser Stunde an jagte eine »Ente« die andere. Bald steuerte die Schultzesche Flotte schon auf France-Ville zu, bald wieder war die Eisenbahn in Sacramento von offenbar aus dem Himmel gefallen »Ulanen« besetzt worden.

All diese schnell darauf widerrufenen Gerüchte waren nur von verzweifelten Journalisten zum Vergnügen ihrer nach Neuigkeiten lechzenden Leser erfunden. In Wahrheit gab Stahlstadt keinerlei Lebenszeichen von sich.

Ließ dieses absolute Stillschweigen Marcel auch die nötige Zeit zur Vollendung der Verteidigungsarbeiten, so beunruhigte es ihn doch in seinen seltenen Mußeminuten desto mehr.

»Sollte der Räuber seine Batterien wieder verändert ha-

ben und mit einem neuen Stierturm seiner Erfindung ins Feld treten?« fragte er sich wiederholt.

Seine Pläne, sowohl feindliche Schiffe abzuhalten, als auch einer Einschließung von der Landseite zu begegnen, versprochen jedoch, sich auf jeden Fall zu bewähren, und solche Momente der Besorgnis verdoppelten dann nur seine Tatkraft.

Das einzige Vergnügen und die einzige Erholung nach mühevolem Tagwerk bot ihm die flüchtige Stunde, die er jeden Abend im Salon von Frau Sarrasin zubrachte.

Der Doktor hatte von Anfang an verlangt, daß er, wenn ihn nicht eine andere unaufschiebbliche Abhaltung hinderte, jeden Tag bei ihm speisen sollte; wunderbarerweise war er noch niemals so dringend in Anspruch genommen gewesen, um auf dieses Privileg verzichten zu müssen. Die ewige Schachpartie zwischen dem Doktor und Oberst Hendon konnte für ihn kaum ein ausreichendes Interesse zur Erklärung jenes Umstands darbieten. Es drängte sich deshalb die Annahme auf, daß auf Marcel eine ganz andere Anziehungskraft einwirkte, deren Natur der Beobachter vielleicht erraten konnte, obwohl er selbst sich darüber jedenfalls nicht im mindesten Rechenschaft gab, wenn er das Interesse sah, welche die Abendplaudereien mit Frau Sarrasin und Fräulein Jeanne dem jungen Elsässer einflößten, sobald alle drei an dem großen Tisch Platz genommen hatten, an dem die beiden beherzten Frauen schon jetzt alles vorbereiteten, was für den späteren Dienst der Ambulanzen notwendig werden konnte.

»Werden diese neuen Stahlbolzen besser sein als die, von

denen Sie uns kürzlich die Zeichnung vorlegten?» fragte Jeanne, die sich für alle Verteidigungsarbeiten lebhaft interessierte.

»Ohne allen Zweifel«, antwortete Marcel.

»Oh, das freut mich so sehr! Wieviel Mühe und Arbeit verursacht doch oft das Kleinste! Sie sagten mir, daß das Ingenieurkorps gestern 500 laufende Meter neue Gräben gezogen habe; das ist viel, nicht wahr?«

»O nein, das ist noch nicht genug. Auf diese Weise würden wir die Umwallung vor Ende des Monats nicht fertig haben.«

»Ich möchte sie gerne ausgeführt und die abscheulichen Leute Schultzes im Anzug sehen! Ach, die Männer sind so glücklich, jetzt handeln und sich nützlich machen zu können. Das Warten ist für sie gewiß ebenso ermüdend wie für uns, die wir zu nichts taugen.«

»Zu nichts taugen?« rief Marcel, der sonst weit ruhiger sprach, »Sie und zu nichts taugen! Für wen mühen sich denn, Ihrer Ansicht nach, jene braven Leute ab, die alles verlassen haben, um jetzt Soldaten zu werden, wenn sie dadurch nicht die Ruhe und das Glück ihrer Mütter, ihrer Frauen und Verlobten behüten wollen? Wer verleiht ihnen den Feuereifer, wenn nicht Sie, wem wollen Sie diese Opferfreudigkeit zuschreiben, wenn nicht ...«

Etwas verwirrt hielt Marcel bei diesem Wort inne. Jeanne erwiderte nichts auf seine Rede, und die gute Frau Sarrasin sah sich genötigt, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, indem sie dem jungen Mann gegenüber behaup-

tete, daß bei den meisten wohl das einfache Pflichtgefühl für ihren Eifer eine ausreichende Erklärung gäbe.

Wenn Marcel dann der unerbittliche Zwang der Verhältnisse aus dem trauten kleinen Kreis abrief, so entzog er sich zwar nur ungern der wohlthuenden Plauderei, aber er nahm den unerschütterlichen Entschluß mit sich fort, Franceville zu retten bis zum geringsten seiner Bewohner.

Er dachte kaum daran, wie sich die Ereignisse gestalten könnten, offenbar die natürliche Folge des jetzigen Zustands der Dinge, wo alles, entsprechend dem Grundgesetz von Stahlstadt, auch hier in der Hand eines einzigen lag.

15. KAPITEL

Die Börse von San Francisco

Die Börse von San Francisco – gleichsam der kondensierte und gewissermaßen algebraische Ausdruck einer ungeheuren Industrie- und Handelstätigkeit – ist eine der lebhaftesten und eigenartigsten der Welt. Als natürliche Folge der geographischen Lage der Hauptstadt Kaliforniens zeigt auch sie den kosmopolitischen Charakter, der jene so auffallend kennzeichnet. Unter ihren Säulengängen von herrlichem roten Granit trifft der blondhaarige, hochgewachsene Angelsachse zusammen mit dem gebräunten, dunkellockigen, mit beweglicherem und feinerem Gliederbau ausgestatteten Kelten. Der Neger begegnet hier dem Finnländer und dem Hindu. Erstaunt sieht der Polynesier neben sich den Grönländer. Der Chinese mit schiefer Augenspalte und sorgfäl-

tig gepflegtem Zopf sucht den Japaner, seinen historischen Feind, zu übervorteilen. Alle Sprachen, alle Mundarten schwirren hier, wie in einem modernen Babel, durcheinander.

Die Eröffnung dieses in seiner Art einzig in der Welt dastehenden Mammontempels erfolgte am 12. Oktober ganz wie gewöhnlich. Schlag 11 Uhr sah man die bedeutendsten Makler und Geschäftsagenten, lustig oder ernsthaft, je nach besonderem Temperament, herankommen, Händedrucke wechseln und sich nach dem Restaurant begeben, um die Tagesoperationen durch ein Sühneopfer einzuleiten. Einer nach dem andern öffneten sie dann das kleine Kupfertürchen der nummerierten Kästen im Vorraum, welche die Korrespondenzen der Abonnenten enthalten, zogen ganz gewaltige Briefpakete daraus hervor und durchflogen sie mit zerstreuten Blicken.

Bald entwickelten sich die ersten Tageskurse, während die geschäftige Menge nach und nach anwuchs. Aus den zahlreicher gewordenen Gruppen stieg ein leichtes Murmeln auf.

Aus allen Gegenden der Erde regnete es bald telegrafische Depeschen. Es verging kaum eine Minute, ohne daß ein mit lauter, alles Geräusch übertönender Stimme vorgelesener blauer Papierstreifen die an der Nordwand des Saals angeheftete Sammlung von Telegrammen vermehrte.

Von Minute zu Minute wurde die Bewegung lebhafter. Eilig liefen die Handlungsagenten herbei oder wieder fort, stürzten nach dem Telegrafienbüro und brachten Antworten dorthin. Alle Notizbücher waren geöffnet, mit Notizen

und Durchstreichungen bedeckt oder teilweise gar zerrissen. Die ganze Menschenmenge schien eine ansteckende Tollheit ergriffen zu haben, als gegen 1 Uhr irgendeine geheimnisvolle Neuigkeit alle Gruppen wie ein Schauer zu packen schien.

Eine erstaunliche, unerwartete, unglaubliche Nachricht war eben von einem der Miteigentümer der »Bank des fernen Westens« überbracht worden und verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit weiter.

Die einen riefen:

»Welch dummer Witz! Das ist ein Börsenmanöver! Wer soll eine solche Flause glauben?«

»Oh, oh«, bemerkten andere, »kein Rauch ohne Feuer!«

»Geht man in einer Lage wie dieser zugrunde?«

»Man kann aus jeder Lage versinken.«

»Aber, Herr, die Immobilien allein und die Maschinen repräsentieren einen Wert von 80 Millionen Dollar!« versetzte der erstere.

»Ohne die Gußstücke, den Rohstahl, die Vorräte und fertigen Produkte zu rechnen!« vervollständigte der zweite.

»Zum Kuckuck, das sagte ich ja! Schultze ist gut für 90 Millionen Dollar, und ich verpflichte mich, seine Aktiva sofort dafür zu realisieren!«

»Ja, wie erklären Sie sich dann diese Zahlungseinstellung?«

»Ich erkläre sie mir gar nicht! Ich glaube einfach nicht daran!«

»Als ob solche Dinge nicht alle Tage und auch den ansehnlichsten Häusern passierten!«

»Stahlstadt ist kein Haus, es ist eine ganze Stadt!«

»Nun, auf alle Fälle ist es damit nicht aus. Unzweifelhaft wird eine Gesellschaft zusammentreten zur Fortführung der Geschäfte.«

»Warum, zum Teufel, hat Schultze aber nicht eine gebildet, bevor er seine Wechsel protestieren ließ.«

»Richtig, mein Herr, das ist so sinnlos, daß es keiner Prüfung standhält! Das Ganze ist nichts als eine falsche Nachricht, die wahrscheinlich von Nash ausgeht, der für seine Stahlvorräte dringend eine Hausse braucht!«

»Nein, keine falsche Nachricht! Schultze ist nicht nur bankrott, er ist auch flüchtig.«

»Was fällt Ihnen ein?«

»Durchgegangen, sag' ich Ihnen. Das Telegramm mit dieser Mitteilung ist soeben angeheftet worden!«

Eine gewaltige Menschenwoge rollte nach der Depe-schentafel. Der neueste blaue Streifen enthielt folgende Worte:

»NEW YORK, 12H 10M. – ZENTRALBANK. WERK STAHLSTADT. ZAHLUNGEN EINGESTELLT. BEKANNTE PASSIVA: 47 MILLIONEN DOLLAR. SCHULTZE VERSCHWUNDEN.«

Jetzt war kein weiterer Zweifel möglich, so überraschend die Neuigkeit auch klingen mochte, und Vermutungen über Vermutungen kamen bald in Gang.

Um 2 Uhr begannen die Listen der durch Schultzes Fal-lissement mitgerissenen Häuser zweiter Ordnung den Platz zu überschwemmen. Die größten Verluste erlitt die Mining



Bank in New York; die Firma Westerlay & Sohn in Chicago, die mit 7.000.000 Dollar beteiligt war; das Haus Milwaukee in Buffalo 5.000.000; die Industriebank in San Francisco 1.500.000 Dollar; endlich ein kleiner Ausschuß von Firmen dritten Ranges.

Andererseits machten sich, ohne weitere Nachrichten abzuwarten, die natürlichen Gegenwirkungen des Ereignisses in stürmischer Weise geltend.

Der nach Aussage der Sachverständigen am Vormittag so schwerfällige Markt von San Francisco gewann um 2 Uhr ein gänzlich verändertes Aussehen. Welche Sprünge, welche Kurssteigerungen und zügellose Entfesselung der Spekulation traten da zutage!

Hausse in Stahlsorten, die von Minute zu Minute steigen. Hausse in Kohlen! Hausse in den Papieren aller Eisenhütten der amerikanischen Union! Hausse in den Erzeugnissen der Eisenindustrie jeder Art! Hausse auch in den Landpreisen von France-Ville. Fielen diese seit der Kriegserklärung auf Null und verschwanden sie fast von der Börse, so stand der Acre Land heute wieder auf 180 Dollar!

Von dem Abend dieses Tages an wurden die Zeitungs-
expeditionen förmlich belagert. Wenn auch der ›Herald‹ wie die ›Tribune‹, der ›Alta‹ wie der ›Guardian‹ die mageren Nachrichten, die sie sich zu verschaffen gewußt hatten, in Plakaten mit Riesenlettern bekanntgaben, so reduzierten sie sich im Grunde doch eigentlich auf nichts.

Was man wußte, beschränkte sich darauf, daß eine von Jackson, Edler & Co. gezogene, von Herrn Schultze akzeptierte Tratte über 8.000.000 Dollar bei Schving, Strauß &

Co., den New Yorker Bankiers des Stahlkönigs, präsentiert worden sei und daß die genannten Herrn konstatiert hätten, die Bilanz des Kredits ihres Klienten reiche zur Deckung dieser enormen Zahlung nicht aus, während eine telegrafische Mitteilung an jenen bezüglich dieser Tatsache unbeantwortet geblieben sei; daß sie ferner bei Durchsicht ihrer Bücher mit Verwunderung gesehen hätten, wie ihnen von Stahlstadt seit 13 Tagen weder ein Brief noch irgendeine Deckung zugegangen war; daß sich seit eben dieser Zeit die von Herrn Schultze auf ihre Kasse gezogenen Tratten und Schecks täglich mehr angehäuften hätten, um dem Schicksal aller übrigen zu verfallen, das heißt mit der Bezeichnung ›no effects‹ (keine Deckung) nach ihrem Ursprungsort zurückzuwandern.

4 Tage lang stürmten einerseits auf Stahlstadt, andererseits auf obige Bankfirma Bitten um Aufklärung, unruhige Telegramme und wütende Anfragen haufenweise ein.

Endlich war aus Stahlstadt eine Antwort eingetroffen. Das betreffende Telegramm lautete:

»HERR SCHULTZE SEIT 17. SEPTEMBER VERSCHWUNDEN. NIEMAND VERMAG DIESE GEHEIMNISVOLLE TATSACHE AUFZUHELLEN. ER HAT KEINE ORDRES HINTERLASSEN, DIE ABTEILUNGSKASSEN SIND LEER.«

Von jetzt an konnte die Wahrheit nicht mehr verheimlicht werden. Die Hauptgläubiger hatten Angst bekommen und ihre Papiere bei den Handelsgerichten deponiert. Binnen wenigen Stunden verbreitete sich der Zusammensturz

mit Blitzeseile und riß sein Gefolge von sekundären Bankrotten nach sich. Am Mittag des 13. Oktober belief sich die Summe der angemeldeten Forderungen auf 47.000.000 Dollar. Allem Anschein nach betrugen die gesamten Passiva unter Hinzurechnung der kleineren Schulden fast 60.000.000 Dollar.

Das war alles, was man wußte und was die Journale, vielleicht noch mit einigen Übertreibungen berichteten. Selbstverständlich stellten alle ohne Ausnahme für den folgenden Tag die verlässlichsten, eingehendsten Nachrichten in Aussicht.

Und wirklich hatte sich jede Zeitung beizeiten beeilt, ihre Korrespondenten nach Stahlstadt auszuschicken.

Vom Abend des 14. Oktober an sah sich Stahlstadt plötzlich von einer ganzen Armee Reporter mit geöffnetem Notizbuch und gespitztem Bleistift in der Hand belagert. Wie eine Woge am Felsenufer brach sich diese Armee aber an der äußeren Umwallung der Riesenanlage. Die Wachen bezogen dort nach wie vor ihre Posten, und die Reporter konnten alle möglichen Verführungsmittel versuchen, es gelang doch keinem, jene pflichtvergessen zu machen.

Immerhin gelangten Sie zu der Überzeugung, daß die Arbeiter nichts wußten und daß in deren betreffenden Sektion keine Veränderung eingetreten sei. Die Werkmeister hatten jedoch am letzten Abend auf höheren Befehl mitgeteilt, daß in den Abteilungskassen kein Geld mehr vorhanden, aus dem Zentralblock auch weitere Instruktion nicht eingegangen sei, infolgedessen, außer bei Widerruf dieser

Ankündigung, die Arbeiten am nächsten Sonnabend eingestellt werden würden.

All das trug mehr dazu bei, die Situation zu komplizieren, als sie zu klären. Nur darüber war niemand länger im Zweifel, daß Herr Schultze seit fast einem Monat verschwunden war. Dagegen kannte keiner den Grund dieses Verschwindens oder vermochte die endlichen Folgen zu übersehen. Trotz aller Beunruhigung herrschte doch immer noch das unbestimmte Gefühl, daß die mysteriöse Persönlichkeit jede Minute wieder erscheinen könne.

Im Laufe der ersten Tage nahmen die Arbeiten in den Werkstätten ihren Fortgang im gewohnten Tempo. Jeder mann beschäftigte sich innerhalb seines beschränkten Gesichtskreises nur mit der eigenen Aufgabe. Die Abteilungskassen hatten jeden Sonnabend die fälligen Löhne ausbezahlt. Die Hauptkasse deckte bisher die lokalen Bedürfnisse. In Stahlstadt war die Zentralisation aber so sehr auf die Spitze getrieben und hatte sich der Besitzer eine so ausnahmslose Aufsicht über den ganzen Geschäftsgang ganz allein vorbehalten, daß seine Abwesenheit schon nach kurzer Frist den notwendigen Stillstand des ganzen Getriebes herbeiführen mußte. So kam es, daß seit dem 17. September, dem Tag, an dem der Stahlkönig seine letzten Anordnungen unterzeichnete, bis zum 13. Oktober, wo die Hiobspost der Zahlungseinstellung wie ein Donnerschlag eintraf, Tausende von Briefen – darunter unzweifelhaft viele mit beträchtlichen Geldsendungen – mit der Stahlstadter Post anlangten, im Briefkasten des Zentralblocks abgegeben und jedenfalls auch in Herrn Schultzes Arbeitszimmer befördert

wurden, nur hatte er sich allein das Recht vorbehalten, sie zu öffnen, mit einem Rotstiftstrich als erledigt zu bezeichnen und ihren Inhalt dem Hauptkassierer zu übergeben.

Selbst die höchsten Beamten des Werks hätten sich niemals unterfangen, über den bestimmten Kreis ihrer Tätigkeit hinauszugehen. Besaßen sie ihren Untergebenen gegenüber eine fast unbeschränkte Machtvollkommenheit, so glichen sie doch Herrn Schultze – und sogar dessen Erinnerung – gegenüber nur leblosen Werkzeugen ohne Autorität und Initiative. Jeder verschanzte sich hinter der Verantwortung seiner Stellung, hatte gewartet, aufgeschoben und die Ereignisse »kommen sehen«.

Endlich waren sie wirklich gekommen. Die eigentümliche Lage verschleppte sich bis zu dem Zeitpunkt, wo die hauptsächlich interessierten und plötzlich erschreckten Geschäftsfreunde telegrafierten, Antwort begehrten, reklamierten, protestierten und endlich gesetzliche Schritte taten. Hierzu entschloß man sich nicht allzu schnell. Keinem wollte es einleuchten, daß ein so weltbekanntes Vermögen wirklich auf tönernen Füßen ruhe. Jetzt freilich lag die Tatsache offen vor Augen: Herr Schultze hatte sich seinen Gläubigern durch die Flucht entzogen.

Das war alles, was die Reporter erfahren konnten. Selbst der berühmte Meiklejohn, dadurch bekannt, daß es ihm gelang, General Grant, dem schweigsamsten Mann unseres Jahrhunderts, politische Geständnisse abzulocken, und der unermüdliche Blunderbuss, weit bekannter als der erste, der, ein einfacher Korrespondent der ›World‹, dem Zar die große Neuigkeit vom Fall Plewnas überbrachte, selbst diese

Haupthelden des Reportertums waren diesmal nicht glücklicher gewesen als ihre Genossen. Sie mußten eingestehen, daß weder die ›Tribune‹ noch die ›World‹ schon das letzte Wort bezüglich des Fallissements Schultzes sprechen könnten.

Was dieses industrielle Unglück aber zu einem Ereignis ohnegleichen stempelte, das war die sonderbare Lage Stahlstadts als einer unabhängigen, gänzlich isolierten Ansiedlung, die jedes regelrechte gesetzliche Eingreifen untunlich machte. Freilich war die Unterschrift des Herrn Schultze in New York protestiert worden und seine Gläubiger durften wohl davon ausgehen, daß die durch das Werk selbst repräsentierten Aktiva zur Befriedigung ihrer Forderung ziemlich reichen würden. An welchen Gerichtshof aber sollten sie sich wenden, um eine Beschlagnahme oder die Stellung unter Sequester durchzusetzen? Stahlstadt bildete bis heute noch ein für sich bestehendes, nicht in den Staatsverband aufgenommenes Territorium, wo alles nur Herrn Schultze gehörte und von ihm abhing. Wenn er nur wenigstens einen Repräsentanten, einen Verwaltungsrat oder einen Stellvertreter zurückgelassen hätte! Hier war aber nur er allein der König, der Oberrichter, der kommandierende General, der Notar, der Sachwalter und das Handelstribunal seiner Stadt. In seiner Person verkörperte sich das Ideal der Zentralisation. Sobald er fehlte, standen die anderen dem einfachen Nichts gegenüber, und das ganze kolossale Gebäude stürzte wie ein Kartenhaus zusammen.

Unter allen anderen Verhältnissen hätten die Gläubiger ein Syndikat bilden, an die Stelle des Herrn Schultze tre-

ten, die Hand nach seinem Vermögen ausstrecken und sich der Leitung des Geschäfts bemächtigen können. Allem Anschein nach würden sie sich überzeugt haben, daß es dem ganzen Räderwerk zum Fortgang nur augenblicklich an ein wenig Geld und einer regulierenden Triebkraft mangle.

Das blieben aber alles fromme Wünsche. Es fehlte an dem Gesetz, diese Substitution durchzuführen. Man stand hier vor einer moralischen Sperre, die sich vielleicht noch unübersteiglicher erwies als die rings um Stahlstadt aufgeworfenen Wälle. Die bedauernswerten Gläubiger sahen die Deckung für ihre Forderungen vor Augen, aber ebenso die Unmöglichkeit, sie sich anzueignen.

Es blieb ihnen nur der Ausweg, sich zu einer allgemeinen Versammlung zu vereinigen, ihre Angelegenheiten zu beraten und eine Eingabe an den Kongreß zu richten mit dem Ersuchen, sich ihrer Sache anzunehmen, das Interesse der Staatsbürger zu sichern, Stahlstadts Einverleibung in den amerikanischen Bundesstaat auszusprechen und auf diese Weise jene monströse Schöpfung dem gewöhnlichen Recht zivilisierter Länder unterzuordnen. Mehrere Kongreßmitglieder waren persönlich bei der Angelegenheit interessiert; das Gesuch hatte, von mehr als einem Gesichtspunkt aus, etwas Verführerisches für den amerikanischen Volkscharakter, und man durfte sich wohl der Hoffnung auf durchschlagenden Erfolg hingeben. Leider hielt der Kongreß jetzt keine Sitzungen ab, und es stand ein langer Aufschub bevor, ehe ihm die Angelegenheit unterbreitet werden konnte.

In Erwartung dieses Zeitpunkts stockte nun in Stahl-

stadt jede Tätigkeit, und die Öfen erloschen einer nach dem andern.

Unter der Bevölkerung von 10.000 Familien, die von dem Werk lebten, herrschte natürlich eine nicht geringe Bestürzung. Was sollten die Leute aber beginnen? Die Arbeit fortsetzen in der Hoffnung auf eine spätere Ablöhnung, die vielleicht in 6 Monaten, vielleicht auch niemals erfolgen sollte? Niemand wußte Rat. Welche Arbeiten sollten wohl ausgeführt werden? Die Quelle der gewohnten Anordnungen war mit den übrigen versiegt. Herrn Schultzes sämtliche Klienten erwarteten, um ihre Verbindungen wieder aufzunehmen, die gesetzliche Regulierung. Die aller Befehle entbehrenden Abteilungsleiter, die Ingenieure und Werkmeister konnten nichts unternehmen.

Nun gab es Versammlungen, Meetings, Verhandlungen, Vorschläge, aber es kam kein eigentlicher Plan zustande, weil das eben unmöglich war. Das allgemeine Feiern zog bald sein Gefolge von Elend, Verzweiflung und Verbrechen nach sich. Je nachdem sich die Werkstatt leerte, füllte sich das Wirtshaus. Für jede Esse, die nicht mehr rauchte, sah man in der Nachbarschaft eine Schenke entstehen.

Die klügsten und vorsichtigsten Arbeiter, diejenigen, die sich in Voraussicht schlimmerer Tage eine kleine Barschaft zurückgelegt hatten, beeilten sich mit Waffen und Gepäck – mit dem Werkzeug und den der Logiswirtin so ans Herz gewachsenen Betten – zu entfliehen; pausbäckige Kinder jubelten voll Entzücken über den neuen Anblick der Welt, den sie durch die Türfenster des Waggons genossen. Diese Leute zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden und hatten

bald – der im Osten, jener im Süden, ein Dritter im Norden eine neue Werkstatt – einen anderen Amboß, einen neuen Herd gefunden.

Wie viele blieben aber für einen, für zehn, die sich in dieser Weise helfen konnten, zurück, die das Elend an die Scholle fesselte! Da standen sie mit hohlem Auge und blutendem Herzen der bittersten Not gegenüber!

Sie blieben, verkauften ihre wenigen Habseligkeiten an eine Horde Raubvögel in Menschengestalt, die instinktmäßig überall zusammenflattern, wo sie ein geschehenes Unglück wittern, griffen binnen wenigen Tagen schon zu den letzten Hilfsmitteln, standen bald da ohne Kredit und ohne Lohn, ohne Hoffnung und ohne Arbeit, und sahen vor sich, dunkel wie der Winter, der nun bald beginnen sollte, nichts als eine Zukunft von Sorge und Elend!

16. KAPITEL

Zwei Franzosen gegen eine Stadt

Als sich die Nachricht von Schultzes Verschwinden in France-Ville verbreitete, war Marcells erstes Wort gewesen:

»Und wenn das nur eine Kriegslist wäre?«

Bei näherer Überlegung sagte er sich zwar, daß die Folgen einer derartigen Kriegslist für Stahlstadt so verderblich hätten sein müssen, daß eine gesunde Logik sie von vornherein verwerfen mußte. Dagegen erinnerte er sich auch, daß dem Haß die Überlegung zu mangeln pflegt und daß der tödliche Haß eines Mannes, wie des Herrn Schultze, ihn

wohl fähig machen könnte, seiner Leidenschaft alles zum Opfer zu bringen. Doch wie dem auch sein mochte, jedenfalls mußte er auf der Hut bleiben.

Auf seinen Antrag erließ der Verteidigungsrat auch eine Proklamation, in der die Bewohner ermahnt wurden, sich durch die vom Feind zum Zweck ihrer Einschläferung verbreiteten falschen Nachrichten in ihrer steten Wachsamkeit nicht beirren zu lassen.

Die mit verdoppeltem Eifer betriebenen Arbeiten und Kriegsübungen zeigten, welche Antwort France-Ville auf das bereit habe, was mit aller Gewalt nur ein absichtsloses Manöver des Herrn Schultze sein sollte. Die wahren oder falschen Einzelheiten aber, welche die Journale von San Francisco, Chicago und New York mitteilten, die finanziellen und kommerziellen Folgen der Stahlstadter Katastrophe, die Gesamtheit unbegreiflicher, einzeln so unwichtiger, in ihrer Anhäufung so erdrückender Beweise ließen doch keinen Zweifel aufkommen.

Eines schönen Morgens jedoch erwachte die Stadt des Doktors wirklich und endgültig gerettet wie ein Schläfer, der eines bösen Traums schon durch das einfache Erwachen ledig wird. Ja! Jetzt war France-Ville wirklich und ohne Schwertstreich gänzlich außer Gefahr und verdankte diese frohe Botschaft Marcel, der sie nach gewonnener eigener Überzeugung schnellstens durch alle ihm zu Gebote stehenden publizistischen Mittel verbreitete.

Da herrschte bald ein allgemeines Gefühl der Erlösung und der Freude, eine festliche Stimmung, als alle erleichtert aufatmeten. Man drückte einander unter Glückwünschen

die Hände und lud sich gegenseitig zu Tisch ein; die Frauen glänzten wieder in frischen Toiletten, die Männer nahmen sich einstweilen Urlaub von den Exerzitien, Manövern und Arbeiten. Alle Welt fühlte sich gesichert, befriedigt, geistig erregt. Man hätte eine Stadt voll Wiedergenesener vor sich zu haben geglaubt.

Der glücklichste von allen war ohne Zweifel aber Doktor Sarrasin selbst. Der wackere Mann fühlte sich verantwortlich für das Wohlergehen aller, die sich im Vertrauen auf ihn innerhalb seines Gebiets niedergelassen und unter seinen Schutz gestellt hatten. Schon seit einem vollen Monat ließ ihn die Furcht, diejenigen ins Verderben gelockt zu haben, deren Glück er ja nur zu befördern suchte, keinen Augenblick Ruhe finden. Endlich schwand dieser ungeheure Alp von seiner Brust und er konnte wieder frei aufatmen.

Die allgemeine Gefahr hatte die Bürger der Stadt jedoch nur noch mehr einander genähert. Alle Gesellschaftsklassen traten damit in innigere Beziehung zueinander; jeder erkannte in dem anderen den Bruder, der von denselben Gefühlen beseelt, von dem gleichen Interesse beeinflußt war. Im Herzen jedes einzelnen erwachte damit eine ganz neue Empfindung. Von jetzt an besaßen die Einwohner France-Villes wirklich ein gemeinsames »Vaterland«. Man hatte darum gefürchtet, dafür gelitten und war sich damit erst bewußt geworden, wie sehr man es liebte.

Die Stadt erzielte von dieser plötzlichen Versetzung in den Verteidigungszustand sogar gewisse materielle Erfolge. Man hatte seine Kräfte kennengelernt und brauchte sie bei später vorkommender Gelegenheit nicht erst zu improvi-

sieren. Mit einem Wort, man war seiner selbst sicherer geworden und in Zukunft für jeden Fall gerüstet.

Noch niemals hatte Doktor Sarrasins Schöpfung Gelegenheit gehabt, eine so glänzende Probe ihrer Lebensfähigkeit abzulegen. Man erwies sich auch – immerhin eine seltene Erscheinung – nicht unerkennlich gegen Marcel. Obwohl die Rettung aller jetzt nicht eigentlich sein Werk zu nennen war, so belohnte man den jungen Ingenieur, der die Verteidigung organisiert und dessen Opferwilligkeit die Stadt vor dem völligen Untergang bewahrt hätte, falls Herrn Schultzes böse Absichten in Erfüllung gingen, doch wenigstens durch den Ausdruck des öffentlichen Danks.

Marcel selbst hielt seine Rolle indes damit noch nicht für beendet. Das Geheimnis, das Stahlstadt jetzt verhüllte, konnte jeden Augenblick, so meinte er, eine neue Gefahr gebären. Er mochte sich nicht eher für befriedigt erklären, als bis er in das Dunkel, das jetzt über der Fabrik des Stahlkönigs lag, volles Licht verbreitet sähe.

Deshalb beschloß er auch, nach Stahlstadt zurückzukehren und vor nichts zurückzuschrecken, bis er den Schlüssel zu diesem Rätsel fände.

Wohl machte ihm Doktor Sarrasin ernstliche Vorstellungen wegen der Schwierigkeiten, vielleicht auch der Gefahren dieses Beginns, indem er sagte, jener liefe damit in den offenen Höllenschlund und bei jedem Schritt könne er ins Verderben stürzen. Seiner eigenen früheren Schilderung nach war Herr Schultze nicht der Mann dazu, so lautlos vom Schauplatz abzutreten und sich selbst unter den Trümmern seiner Hoffnungen zu begraben. Man werde

nicht fehlgehen, auch den letzten Gedanken einer solchen Persönlichkeit zu fürchten – wie etwa den Hai im schrecklichen Kampf mit dem Tod!

»Eben weil ich selbst der Meinung bin, lieber Doktor, daß alles, was Sie denken, möglich ist, halte ich es für meine Pflicht, nach Stahlstadt zu gehen. Mir scheint es, als läge eine Bombe vor mir, deren Zünder zu entfernen meine Aufgabe ist, und ich möchte Sie sogar um die Erlaubnis bitten, Octave mitnehmen zu dürfen.«

»Octave?« rief der Doktor.

»Ja! Er ist jetzt ein wackerer Mann geworden, auf den man zählen kann, und ich versichere Ihnen, daß ihm der Spaziergang nur förderlich sein wird.«

»So nehme Gott Euch beide in seinen Schutz!« erwiderte der Greis, ihn gerührt in die Arme schließend.

Am folgenden Morgen setzte ein Wagen Marcel und Octave, nachdem sie durch die verlassenenen Dörfer der Umgebung gefahren waren, vor dem äußeren Tor von Stahlstadt ab. Beide waren mit Waffen und allem Notwendigen reichlich versehen und entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis sie das merkwürdige Geheimnis enträtselt hätten.

Nebeneinander gingen sie auf der Gürtelstraße hin, welche die Befestigungen umschloß, und hier überzeugte sich nun Marcel, der es bis dahin nicht hatte glauben wollen, daß die Werkstätten alle stillstanden.

Auf dem Weg, den er jetzt in finsterner Nacht, ohne einen Stern am Himmel, mit Octave dahinwanderte, hätte er früher beim Glanz des Gaslichtes das Blitzen des Bajonetts eines Wachpostens und tausend andere Zeichen regen Le-

bens gesehen. Da wären die erleuchteten Fenster der Sektoren erschienen wie ebenso viele glühende Augen. Jetzt lag alles düster und stumm vor ihm. Der Tod allein schien über der Zyklopenstadt zu schweben, deren hohe Schornsteine skelettartig zum Himmel emporragten. Marcells und die Schritte seines Begleiters verhallten in der entsetzlichen Leere. Die Öde und Trostlosigkeit übten einen so unabwehrbaren Einfluß auf ihn aus, daß Octave sich nicht enthalten konnte zu bemerken:

»Es ist eigentümlich, aber ich habe noch nie ein so schauerliches Schweigen vernommen wie hier; wirklich eine Friedhofsruhe!«

Gegen 7 Uhr gelangten Marcel und Octave an den Rand des Wallgrabens, gegenüber dem Haupteingang von Stahlstadt. Kein lebendes Wesen zeigte sich auf der Zinne der Mauer, und von den Wachposten, die sonst statuengleich in abgemessener Entfernung voneinander standen, war keine Spur zu sehen. Zwischen der Straße und der aufgezogenen Torbrücke gähnte aber der offene Graben in einer Breite von 5 bis 6 Metern.

Über 1 Stunde verging, bis es gelang, eine Seilschlinge über einen Pfahl auf der anderen Seite zu werfen. Endlich glückte es Marcel nach vieler Mühe; Octave ergriff darauf das Seil und kletterte daran bis zum Dach des Tors empor. Marcel beförderte nun auf demselben Weg die Waffen nebst Munition hinüber und folgte endlich selbst nach.

Nun beeilten sie sich, das Tau an der anderen Seite der Mauer zu befestigen, alles »Zubehör« herabzulassen und dann auch auf den Erdboden hinunterzugleiten.



Jetzt befanden sie sich auf demselben Rundweg, dem Marcel sich erinnerte bei seiner Ankunft in Stahlstadt gefolgt zu sein. Überall dieselbe Leere, dasselbe Todesschweigen. Schwarz und stumm erhob sich die imposante Masse von Gebäuden mit ihren tausend Fenstern, als wollten sie zu den Eindringlingen sagen:

»Nur vorwärts! Jetzt liegen unsere Geheimnisse für jeden offen, der sie nur ergründen will!«

Marcel und Octave überlegten einen Augenblick.

»Wir werden am besten auf die mir bekannte Pforte O zugehen!« meinte Marcel.

Sie wandten sich nach Westen und standen bald vor dem monumentalen Eingang, in dessen Bogen der Buchstabe O stand. Die beiden massiv-eichenen, mit dicken Stahlnägeln verstärkten Torflügel waren geschlossen. Marcel schlug wiederholt mit einem von der Straße aufgenommenen Pflasterstein kräftig daran.

Nur das Echo gab ihm Antwort.

»Nun denn, ans Werk!« drängte Octave.

Von neuem begannen jetzt die mühsamen Versuche, das Seil über den Eingang hinwegzuschleudern, bis es zufällig an irgend etwas fest genug haftete. Wohl war das schwierig, endlich gelang es Marcel und Octave aber doch, die Mauer zu übersteigen, womit sie sich nun in der Achse des Sektors O befanden.

»Das wäre alles recht gut«, rief Octave, »doch was erreichen wir damit? Nach glücklicher Überwindung einer Mauer stehen wir nur vor einer anderen!«

»Ruhe im Glied!« erwiderte Marcel. »Hier ist meine alte

Werkstatt. Ich sehe sie nicht ungern einmal wieder, auch finden sich dort bestimmt manche Werkzeuge und einige Dynamitpatronen, die uns noch zustatten kommen könnten.«

Dies war der große Gießsaal, in dem der junge Elsässer bei seiner Anstellung Platz fand. Wie traurig sah er jetzt aus mit seinen erloschenen Öfen, den verrosteten Schienen und den bestäubten Kränen, die, ebenso vielen Galgen ähnlich, ihre leeren Arme in die Luft ausstreckten! Der Anblick machte einen so frostigen Eindruck, daß Marcel das Bedürfnis nach Abwechslung empfand.

»Komm, hier ist eine Werkstatt, die dich mehr interessieren wird!« sagte er zu Octave, den Weg zur Kantine einschlagend.

Octave antwortete mit einem Kopfnicken, das seiner Zustimmung, bald aber sogar seiner Befriedigung Ausdruck gab, als er auf einem Holzgestell ein ganzes Regiment roter, gelber und grüner Flaschen in Schlachtordnung aufgestellt fand. In verschiedenen Kästen mit Konserven sah man auch die bekannten Weißblechdosen mit vielversprechenden Aufschriften. Kurz, hier fand sich alles beisammen zu einem Frühstück, nach dem man allmählich Verlangen verspürte. Schnell wurde nun ein köstliches Essen bereitet, das die beiden jungen Leute zur Fortsetzung ihres Wagnisses stärkte.

Marcel überlegte dabei immer, was jetzt zu beginnen sei. An ein Ersteigen der Umfassungsmauer des Zentralblocks war von vornherein nicht zu denken. Diese Mauer ragte viel zu hoch empor und stand zu isoliert von jedem anderen

Gebäude, hatte auch nirgends einen Vorsprung zum Befestigen eines Seils. Um zu deren Tor – jedenfalls dem einzig vorhandenen – zu gelangen, hätte man durch alle Sektoren vordringen müssen, und das wäre keine so leichte Arbeit gewesen. Nun blieb nur die immerhin etwas gewagte Anwendung von Dynamit übrig, denn es erschien fast undenkbar, daß Herr Schultze vor seinem Verschwinden nicht Gegenminen gegen diejenigen angebracht haben sollte, die von denen, die Stahlstadt zu überwältigen suchen möchten, wahrscheinlich gelegt würden. Doch all das war nicht imstande, Marcel auf sein Vorhaben verzichten zu lassen.

Als Octave sich gestärkt und genügend ausgeruht hatte, ging er mit ihm bis zum Ende der Achsenstraße des Sektors O und bis zum Fuß der gewaltigen Granitmauer.

»Was meinst du zu einem Minengang hier drunten?« fragte er.

»Das wird ein hartes Stück Arbeit geben, doch wir sind ja keine Müßiggänger!« antwortete Octave, bereit zu jedem Versuch.

Die Arbeit begann. Erst mußte der Grund der Mauer bloßgelegt und ein eiserner Hebel in den Spalt zwischen zwei Bruchsteine getrieben werden, um einen davon auszubrechen; nachher wurden mittels eines Bohrers mehrere kleine, parallele Löcher hergestellt. Gegen 10 Uhr war die Arbeit vollbracht; die Dynamitpatronen lagen an ihrer Stelle und die Lunte wurde entzündet.

Marcel kannte ihre Brenndauer von 5 Minuten, und da er wußte, daß sich unter der Kantine ein gewölbter Keller befand, flüchtete er mit Octave einstweilen in diesen Raum.

Plötzlich erzitterte das Gebäude samt dem Keller wie von einem Erdbeben. Gleich danach erschütterte die Luft ein entsetzliches Krachen, so als hätten drei bis vier ganze Batterien mit einem Mal gefeuert. Nach weiteren 2 bis 3 Sekunden stürzte eine ganze Lawine nach allen Seiten verstreuter Sprengstücke zur Erde.

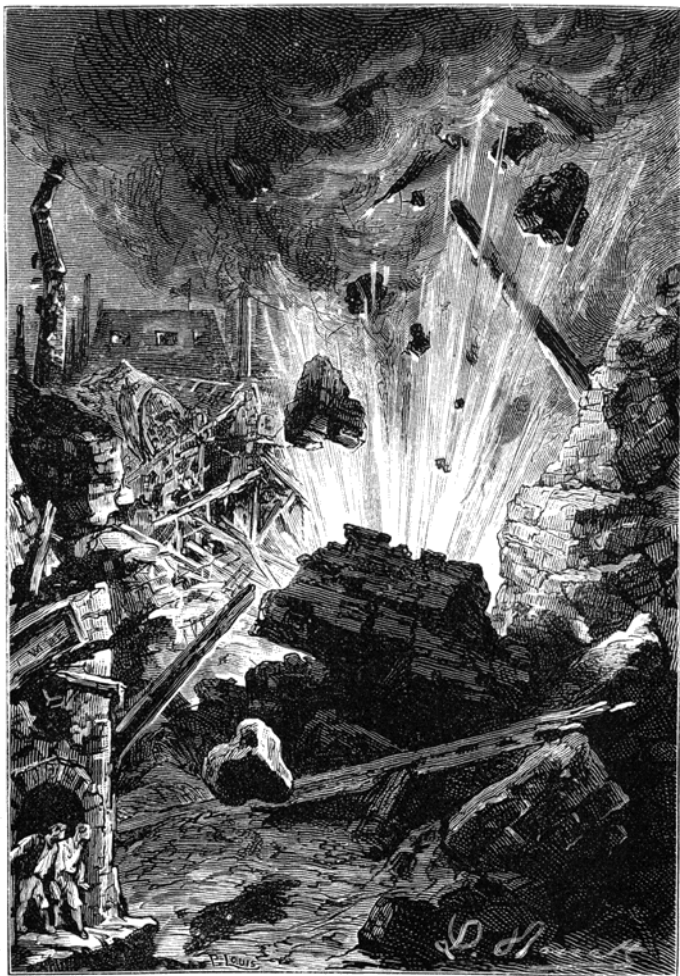
Eine Zeitlang hörte man nichts als das Dröhnen zusammenbrechender Dächer, krachenden Balkenwerks, einstürzender Mauern und dazwischen das Klirren zerspringender Fensterscheiben.

Endlich war es wieder still. Octave und Marcel verließen ihren Schlupfwinkel.

Trotz seines Vertrautseins mit den Wirkungen explosiver Stoffe erstaunte Marcel doch nicht wenig über die angeordnete Verheerung. Die Hälfte des Sektors war gesprengt und die abgerissenen Mauern aller in der Nähe des Zentralblocks befindlichen Werkstätten glichen mehr einer bombardierten Stadt. Überall lagen die Trümmer umher, Glascherben und Metallplatten bedeckten den Boden, während ganze Wolken von Staub, die über der Stelle der Explosion langsam aus der Luft herabsanken, sich schneeähnlich über die Ruine ablagerten.

Marcel und Octave eilten nach der inneren Mauer. Auch diese zeigte sich in einer Breite von 15 bis 20 Meter zerstört, und auf der anderen Seite der Bresche sah der frühere Zeichner des Zentralblocks nun den ihm wohlbekannten Hof, in dem er so viele eintönige Stunden verbracht hatte.

Da dieser Hof jetzt unbewacht war, konnte man das ihn



umschließende Eisengitter ohne Schwierigkeit übersteigen, was denn auch bald geschah.

Überall dieselbe Grabesstille.

Marcel schritt durch die Säle, wo die Kameraden früher seine Entwürfe bewundert hatten. In einer Ecke fand er auch die halbvollendete Zeichnung zu einer Dampfmaschine wieder, an der er eben arbeitete, als Herr Schultze ihn damals in den Park abrufen ließ. Im Lesesaal lagen die Zeitungen neben den gewöhnlich benützten Büchern.

Alle Gegenstände hier verrieten eine plötzlich aufgehobene Bewegung, eine schroff unterbrochene Tätigkeit.

Die jungen Leute gelangten zur inneren Grenze des Zentralblocks und befanden sich bald an der Mauer, die sie, Marcells Meinung nach, von dem Park noch trennte.

»Werden wir auch diese Bruchsteine noch sprengen müssen?« fragte ihn Octave.

»Vielleicht. Doch um hindurchzugelangen, können wir zunächst die Tür aufsuchen, die schon eine einfache Rakete in die Luft jagt.«

Beide gingen nun längs der Mauer um den Park herum. Von Zeit zu Zeit waren sie zu Umwegen genötigt durch eine spornartig hervortretende Gruppe von Gebäuden, oder mußten sie auch Gittertore überklettern. Sie verloren jene dabei aber nie aus den Augen und sahen ihre Anstrengungen denn auch bald belohnt. Eine kleine schiefe Tür kam in der Mauer zum Vorschein.

Binnen 2 Minuten hatte Octave mittels eines Handbohrers ein kleines Loch durch die Eichenplanken gebohrt. Marcel sah, als er das Auge an die Öffnung legte, daß sich

auf der anderen Seite der prächtige tropische Park mit ewigem Grün und lauer Frühlingsluft ausbreitete.

»Noch eine Tür zu sprengen und wir sind zur Stelle«, sagte er zu seinem Begleiter.

»Eine Rakete für ein Holzbrett«, antwortete Octave, »das wäre zu viel Ehre!«

Er begann die Pforte also mit kräftigen Axtschlägen zu bearbeiten.

Kaum hatte er darangeschlagen, als er im Innern das Schloß von einem Schlüssel klirren und zwei Riegel zurückschieben hörte.

Die inwendig durch eine starke Kette gehaltene Tür öffnete sich ein wenig.

»Wer da?« rief eine rauhe Stimme heraus.

17. KAPITEL

Erklärungen mit Pulver und Blei

Die jungen Leute erwarteten gewiß nichts weniger als diese Frage. Sie verwunderten sich darüber fast mehr, als sie etwa ein Gewehrschuß erschreckt hätte.

Von allen Hypothesen, die Marcel bezüglich dieser in Totenschlaf versenkten Stadt durch den Kopf gingen, hatte er die eine allerdings nicht aufgestellt, daß ihn jemand ganz ruhig fragen würde, was er hier suche. Sein Unternehmen, das ganz erklärlich erschien, wenn man Stahlstadt als verlassen ansah, gewann ein ganz anderes Aussehen, wenn es noch Bewohner hatte. Was im ersten Fall für eine Art archä-

ologischer Untersuchung gelten konnte, wurde im zweiten zum bewaffneten Überfall gemeiner Einbrecher.

Diese Gedanken stürmten zuerst so sehr auf Marcel ein, daß er sprachlos stehenblieb.

»Wer da?« wiederholte die Stimme etwas ungeduldig. Diese Ungeduld war gewiß ganz am Platz. Wer so vielerlei Hindernisse überwunden hatte, um zu dieser Tür zu gelangen, dabei Mauern erklettert und ganze Stadtteile in die Luft gesprengt hatte, ohne hier auf die einfache Frage nach dem Zweck seines Erscheinens Antwort geben zu können, der mußte damit wohl einige Verwunderung erregen.

Eine halbe Minute reichte Marcel, um sich über die Schiefheit seiner Lage klarzuwerden, und er antwortete sofort:

»Freund oder Feind, wie Ihr wollt. Ich will Herrn Schultze sprechen.«

Kaum verhallten diese Worte, als er durch die halbgeöffnete Tür einen Aufschrei des Erstaunens hörte.

»Ah!« klang es durch sie heraus.

Marcel konnte dabei durch den Türspalt ein Stückchen roten Backenbart, einen struppigen Schnurrbart und ein glotzendes Auge bemerken. An allem erkannte er Sigimer, seinen früheren Wächter.

»Johann Schwartz«, rief der Riese, halb entsetzt und halb erfreut. »Johann Schwartz!«

Das unerwartete Wiedererscheinen seines Gefangenen schien ihn nicht weniger wunderzunehmen als dessen geheimnisvolles Verschwinden.

»Kann ich Herrn Schultze sprechen?« wiederholte Marcel, da er keine andere Antwort erhielt als jenen Ausruf.

Sigimer schüttelte den Kopf.

»Keinen Befehl!« sagte er. »Ohne solchen hier nicht eintreten!«

»Können Sie Herrn Schultze wenigstens wissen lassen, daß ich hier bin und ihn zu sprechen wünsche?«

»Herr Schultze nicht hier. Herr Schultze abgereist!« erwiderte der Riese mit einem Anflug von Bedauern.

»Doch wo ist er? Wann kehrt er zurück?«

»Weiß nicht! Wache nicht abgelöst. Niemand eintreten ohne Befehl!«

Diese abgerissenen Sätze waren alles, was Marcel aus Sigimer herauslocken konnte, der allen weiteren Fragen ein halsstarriges Schweigen entgegensetzte.

»Weshalb sollen wir hier länger um die Erlaubnis zum Eintreten bitten?« sagte er. »Wir nehmen sie uns ganz einfach!«

Er stemmte sich gegen die Tür, um sie mit Gewalt zu öffnen. Indes, die Kette widerstand und ein dem seinigen überlegener Druck hatte bald den Flügel zugeschlagen, hinter dem man die beiden Riegel verschieben hörte.

»Hinter dem Brett muß mehr als einer stecken!« sagte Octave beschämt über diesen Ausgang.

Er legte das Auge an das Bohrloch und rief plötzlich erstaunt:

»Da ist noch ein zweiter Riese!«

»Etwa Arminius?« antwortete Marcel.

Nun blickte auch er durch die enge Öffnung.

»Richtig, das ist Arminius, Sigimers Kamerad!«

Plötzlich veranlaßte eine andere, scheinbar vom Himmel herabtönende Stimme Marcel, den Kopf zu heben.

»Wer da?« rief diese Stimme.

Diesmal war es die von Arminius.

Der Kopf des Wächters erschien über der Mauer, die jener mit Hilfe einer Leiter erstiegen haben mochte.

»Das wißt Ihr ja längst recht gut, Arminius!« entgegnete Marcel. »Nun vorwärts! Wollt Ihr öffnen oder nicht?«

Noch hatte er den Satz nicht vollendet, als eine Gewehrmündung über der Mauerzinne erschien. Sofort krachte ein Schuß und eine Kugel streifte die Hutkrempe Octaves.

»Warte, dir will ich Antwort geben!« rief Marcel, der eine Dynamitpatrone unter die Tür steckte und sie in Stücke sprengte.

Durch die geöffnete Bresche drangen Octave und Marcel, den Karabiner in der Faust und das Messer zwischen den Zähnen, in den Park ein.

An einem durch die Explosion zerrissenen Stück der Mauer, durch die sie eben gelangten, lehnte noch eine Leiter, an deren Fuß sich Blutspuren zeigten. Aber weder Sigimer noch Arminius waren sichtbar, um den Eingang zu verteidigen.

Vor den Blicken der beiden Angreifer lagen die Gärten in der ganzen Pracht ihrer Vegetation. Octave war entzückt.

»O wie herrlich!« rief er. »Doch Achtung! Wir wollen einzeln weiterkämpfen. Diese Sauerkrautfresser könnten hinter irgendeinem Busch versteckt liegen!«

Octave und Marcel trennten sich und eilten jeder nach

einer Seite der vor ihnen liegenden Allee, wo sie nach den Grundprinzipien der Strategie für den Einzelkampf vorsichtig von Baum zu Baum, von Deckung zu Deckung weiter vordrangen.

Bald erwies sich der Nutzen dieser Maßnahme. **Kaum hatten sie 100 Schritte zurückgelegt**, als ein zweiter Schuß krachte. Eine Kugel sprengte die Rinde des von Marcel eben verlassenen Baumes ab.

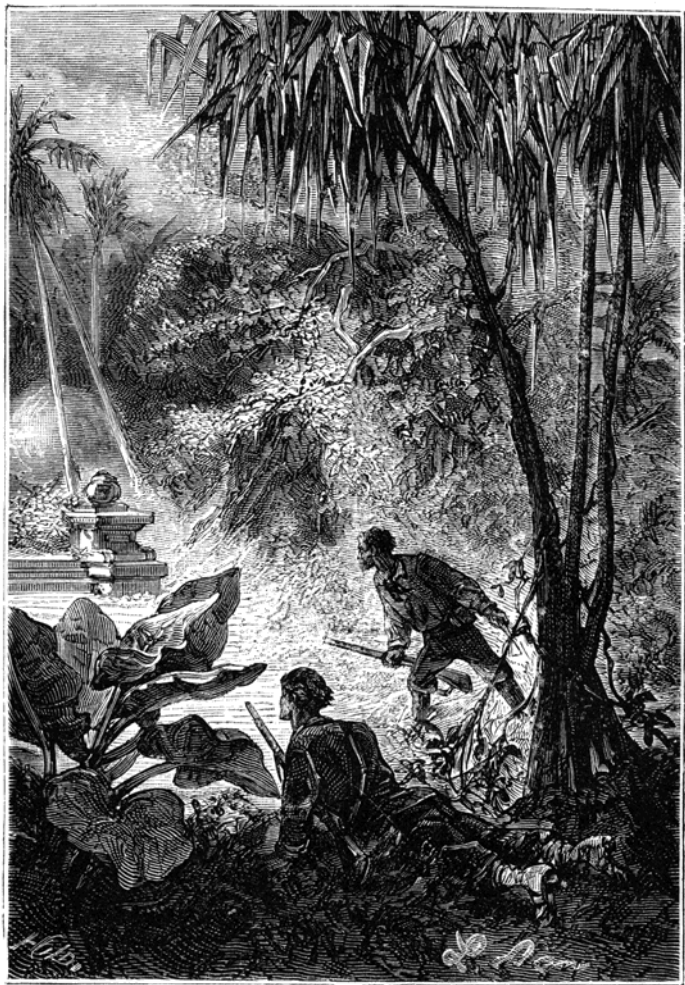
»Keine Dummheiten! Lang auf die Erde!« rief Octave halblaut.

Er folgte selbst sogleich seinem Befehl und kroch auf Knien und Ellbogen bis zu einem Dornenbusch am Rand des Rundteils, in dessen Mitte der Stierturm sich erhob. Marcel, der jener Mahnung nicht sofort gefolgt war, erhielt noch einen dritten Schuß und konnte sich nur hinter den Stamm einer Palme werfen, um einem vierten zu entgehen.

»Zum Glück schießen die Kerle wie Rekruten!« rief Octave seinem etwa 30 Schritte entfernten Begleiter zu.

»Still!« antwortete Marcel mit den Augen wie mit den Lippen. »Siehst du den Rauch dort aus dem Fenster des Erdgeschosses? Dort haben sich die Banditen versteckt! Nun werde ich ihnen aber nach meiner Art aufspielen!«

Im Nu hatte Marcel auch einen ziemlich langen Pfahl hinter dem nächsten Busch herausgerissen; dann warf er seine Jacke ab, diese über das Holz, setzte seinen Hut darüber und stellte eine Vogelscheuche her. Darauf stellte er das Ganze so auf den von ihm eingenommenen Platz, daß Hut und Ärmel sichtbar blieben, glitt zu Octave hinüber und raunte diesem ins Ohr:



»Jetzt beschäftige die beiden dadurch, daß du einmal von hier und einmal von meinem Platz aus nach dem Fensterfeuerst. Ich werde ihnen in den Rücken fallen!«

Marcel ließ nun Octave schießen und glitt selbst durch das dichte Gebüsch auf dem Rundbeet des Turms.

Eine Viertelstunde verging, während der wohl zwanzig Kugeln erfolglos gewechselt wurden.

Marcel's Jacke und Hut waren buchstäblich wie ein Sieb durchlöchert, er selbst hatte natürlich keinen Schaden dabei erlitten. Die Jalousien des Erdgeschoßfensters hatte Octave seinerseits in Stücke geschossen.

Plötzlich schwieg das Feuer, und Octave hörte eine halberstickte Stimme rufen:

»Zu Hilfe! Ich hab' ihn fest!«

Sein Versteck zu verlassen, ohne Deckung über das Rundbeet zu eilen und das Fenster zu erklettern, das war für Octave nur das Werk einer halben Minute. Gleich darauf sprang er in den Raum hinab.

Wie zwei Schlangen umeinander gewunden, lagen Marcel und Sigimer in verzweifelterm Ringen am Boden. **Überrascht von dem urplötzlichen Angriff des Feindes**, der eine Tür hinter ihm unversehens geöffnet hatte, konnte der Riese von den Waffen keinen Gebrauch machen. Seine herkulische Stärke machte ihn aber trotzdem zu einem furchtbaren Gegner, und obwohl zur Erde geworfen, hoffte er doch immer noch, die Oberhand zu gewinnen. Marcel seinerseits entwickelte ganz außerordentliche Kraft und Gewandtheit.

Der Kampf mußte notwendigerweise mit dem Tod des einen der beiden Ringenden enden, wenn Octaves Dazwi-



schentreten nicht einen weniger tragischen Ausgang herbeigeführt hätte. Von zwei Paar Armen gepackt und entwaffnet, wurde Sigimer gefesselt, daß er sich nicht rühren konnte.

»Und der andere?« fragte Octave.

Marcel wies nach dem anderen Ende des Raums, wo Arminius über und über blutig auf einem Sofa ausgestreckt lag.

»Hat er eine Kugel bekommen?« fragte Marcel.

»Ja!« bestätigte Octave.

Marcel trat an Arminius heran.

»Er ist tot!« sagte er.

»Meiner Treu, er hat's verdient«, bemerkte Octave.

»Nun sind wir Herren des Platzes«, rief Marcel. »Jetzt laßt uns eine sorgfältige Untersuchung vornehmen. Zuerst Herrn Schultzes Kabinett!«

Von dem Wartezimmer aus, wo sich der letzte ernsthafteste Akt abspielte, folgten die beiden jungen Leute nun der Reihe von Zimmern, die zum Allerheiligsten des Stahlkönigs führten.

Octave staunte über all die Wunder, die ihm entgegen traten.

Marcel lächelte nur und öffnete nach und nach alle Türen bis zu dem grün und goldenen Salon.

Er erwartete wohl, hier etwas Neues zu finden, doch nimmermehr ein so eigentümliches Bild, wie es sich jetzt seinen Blicken bot. Man hätte meinen sollen, das Zentralpostamt von New York oder Paris wäre geplündert worden und man hätte alles bunt durcheinander in diesen Salon ge-

worfen. Allüberall lagen Briefe, versiegelte Pakete auf dem Schreibtisch, auf allen Möbeln und dem Fußboden umher. Bis ans Knie versank man in dieser Überschwemmung. Die ganze Korrespondenz, die alle Geldangelegenheiten, die Fabrik oder auch nur die eigene Person des Herrn Schultze betraf und sich tagtäglich in dem Briefkasten an der Parkmauer angesammelt hatte, war von Arminius und Sigimer getreulich hierher gebracht worden und füllte nun das Privatkabinett des Herrn.

Wie viele Anfragen, Schmerzen, ängstliche Erwartung, Elend und Tränen mochten diese stummen, kleinen Papiere mit der Adresse des Herrn Schultze wohl verbergen! Wie viele Millionen auch in Papiergeld, Wechseln, Anweisungen und Rechnungen aller Art! Alles das schlief jetzt gleichsam bewegungslos wegen der Abwesenheit der einzigen Hand, der das Recht zustand, diese schwachen und doch unverletzlichen Hüllen zu lösen.

»Nun geht es darum«, sagte Marcel, »die verborgene Tür zum Laboratorium aufzufinden!«

Er begann also die Bücher der reichhaltigen Bibliothek wegzuräumen. Vergebens. Es gelang ihm nicht, den geheimen Eingang, den er früher in Begleitung des Herrn Schultze passiert hatte, wieder aufzufinden. Fruchtlos rüttelte er an allen Gestellen und sprengte sie mit einer aus dem Kamin entnommenen Eisenstange los. Vergeblich klopfte er an die Mauer, um irgendwo einen hohlen Klang zu vernehmen. Offenbar hatte Schultze im Bewußtsein, nicht mehr der einzige Kenner jener Tür zu seinem Laboratorium zu sein, diese überhaupt beseitigt.

Notwendigerweise mußte er dafür aber eine andere hergestellt haben.

»Aber wo?« fragte sich Marcel. »Es kann nur hier sein, da Arminius und Sigimer die Briefschaften in diesen Raum beförderten. In diesem Salon muß Herr Schultze sich auch nach meinem Weggang aufgehalten haben. Ich kenne seine Gewohnheiten gut genug, um zu wissen, daß er nach der Vermauerung des alten Zugangs einen anderen in unmittelbarer Nähe und geschützt vor indiskreten Blicken haben mußte. Sollte sich unter dem Teppich eine Falltür befinden?«

Der Teppich erwies sich als unbeschädigt. Man hatte ihn auch nicht vom Boden abgelöst und aufgenommen. Das Tafel für Tafel untersuchte Parkett zeigte ebenfalls nichts Verdächtiges.

»Wer sagt dir, daß sich die Öffnung in diesem Raum befindet?« fragte Octave.

»Ich bin davon überzeugt!« erwiderte Marcel.

»Dann bleibt mir nichts übrig, als die Decke zu untersuchen!« antwortete Octave auf einen Stuhl steigend.

Er beabsichtigte, den Kronleuchter zu erklettern und die Rosette um ihn herum mit Kolbenstößen zu untersuchen.

Kaum hing indes Octave an dem vergoldeten Leuchter, als er ihn zu seinem höchsten Erstaunen herabsinken sah. Ein Stück der Decke folgte nach und ließ eine gähnende Öffnung zurück, aus der eine leichte stählerne Leiter bis zum Parkett herabglitt.

Das Ganze sah aus wie eine Einladung zum Hinaufsteigen.



»Aha, da haben wir's ja!« sagte Marcel gelassen und schwang sich, sein Gefährte dicht hinter ihm, auf die Leiter.

18. KAPITEL
Des Rätsels Lösung

Die oberste Stufe der schwachen Leiter reichte bis zum Fußboden eines geräumigen, kreisrunden, nach allen Seiten abgeschlossenen Saals, der ohne einen blendendweißen, durch ein Rundfenster im Fußboden heraufströmenden Lichtglanz vollkommen finster gewesen wäre. Jene Glasscheibe glich etwa dem Mond, wenn er, in Opposition zur Sonne stehend, in vollster Klarheit leuchtet.

Das tiefste Schweigen herrschte zwischen den dunklen starken Mauern. Die beiden jungen Männer glaubten im Vorraum einer Totengruft zu wandeln.

Marcel zauderte unwillkürlich einen Augenblick, bevor er sich über die glänzende Scheibe beugte. Er näherte sich endlich seinem Ziel. Hier mußte sich, das sagte ihm eine untrügliche Ahnung, das Geheimnis, das unheimlich über Stahlstadt lagerte, endlich vor seinen Augen offenbaren!

Bald hatte er jedoch dieses erklärliche Zögern überwunden. Octave und er knieten neben dem Glas nieder und neigten den Kopf darüber, so daß sie den unter ihnen befindlichen Raum nach allen Seiten überblicken konnten.

Da bot sich ihren Blicken ein ebenso entsetzliches wie unerwartetes Bild.

Die auf beiden Seiten schwach konvexe, also einer Linse ähnliche Scheibe vergrößerte alle durch sie gesehenen Gegenstände ganz gewaltig.

Hier lag nun Herr Schultzes Laboratorium offen vor ihnen. Das intensive Licht, das wie aus der Laterne eines Leuchtturms durch die Glaslinse strahlte, rührte von einer doppelten elektrischen Lampe her, die in ihrer luftleeren Glocke noch immer fortbrannte, da sie ein mächtiger galvanischer Strom ununterbrochen versorgte. Mitten in dem Zimmer und in blendendem Glanz saß, durch die Strahlenbrechung der Linse enorm vergrößert – ähnlich einer Sphinx aus der libyschen Wüste – eine regungslose menschliche Gestalt.

Ringsumher bedeckten Sprengstücke eines Geschosses den Boden.

Hier war kein Zweifel möglich! Da saß Herr Schultze, noch immer erkennbar an dem schrecklichen Hohnlachen um den Mund, wie an den weißen Zähnen, aber Schultze in Riesengestalt, den die Explosion einer seiner furchtbaren Mordwaffen gleichzeitig erstickt und durch eine entsetzliche Kälte versteinert hatte.

Der Stahlkönig beugte sich ein wenig über seinen Tisch, mit einer Riesenfeder, die mehr einer Lanze ähnlich sah, in der Hand, und schien noch zu schreiben. Ohne den stieren Blick seiner erweiterten Pupillen und die Unbeweglichkeit seines Mundes hätte man ihn wohl für lebendig halten können. Wie die Mammuts, die man zuweilen im Eis der Polarländer findet, ruhte diese Leiche hier, seit einem Monat jedem menschlichen Auge entrückt. Daneben befand sich

noch alles in gefrorenem Zustand, die Reagentien in den Probiergläsern, das Wasser in den Rezipienten, das Quecksilber in den Thermometerkugeln.

Trotz seines Entsetzens über diesen Anblick fühlte Marcel doch eine gewisse Befriedigung, daß es ihm vergönnt gewesen war, das Innere dieses Laboratoriums schon von außen haben übersehen zu können, denn im anderen Fall würden Octave und er gewiß ebenfalls von einem plötzlichen Tod überrascht worden sein.

Wie konnte sich aber dieser fürchterliche Zufall überhaupt ereignen? Marcel erriet das sehr bald, als er erkannte, daß die auf dem Fußboden verstreuten Sprengstücke des Geschosses aus kleinen Glasscherben bestanden. Die innere Umhüllung, welche die flüssige Kohlensäure in den erstickenden Geschossen des Herrn Schultze enthielt, bestand mit Rücksicht auf den furchtbaren Druck, die sie auszuhalten hatte, aus sogenanntem gehärteten Glas, ein Produkt, das die Widerstandsfähigkeit des gewöhnlichen Glases wohl um das Zehn- bis Zwölfwache übertraf. Dieses nur erst kurze Zeit bekannte Erzeugnis leidet aber an einem bisher noch nicht völlig erklärten Fehler, dem nämlich, daß es, wahrscheinlich infolge irgendeiner Molekularveränderung seiner Substanz, manchmal ohne jeden nachweisbaren Grund scheinbar von selbst explodiert. Vielleicht mochte auch der ungeheure innere Druck dazu beigetragen haben, das in das Laboratorium des Stahlkönigs gebrachte Geschosß zu zersprengen. Die plötzlich befreite Kohlensäure erzeugte dann, streng nach physikalischen Gesetzen, indem sie wieder in

Gasform übergang, eine unerträgliche Erniedrigung der umgebenden Temperatur.

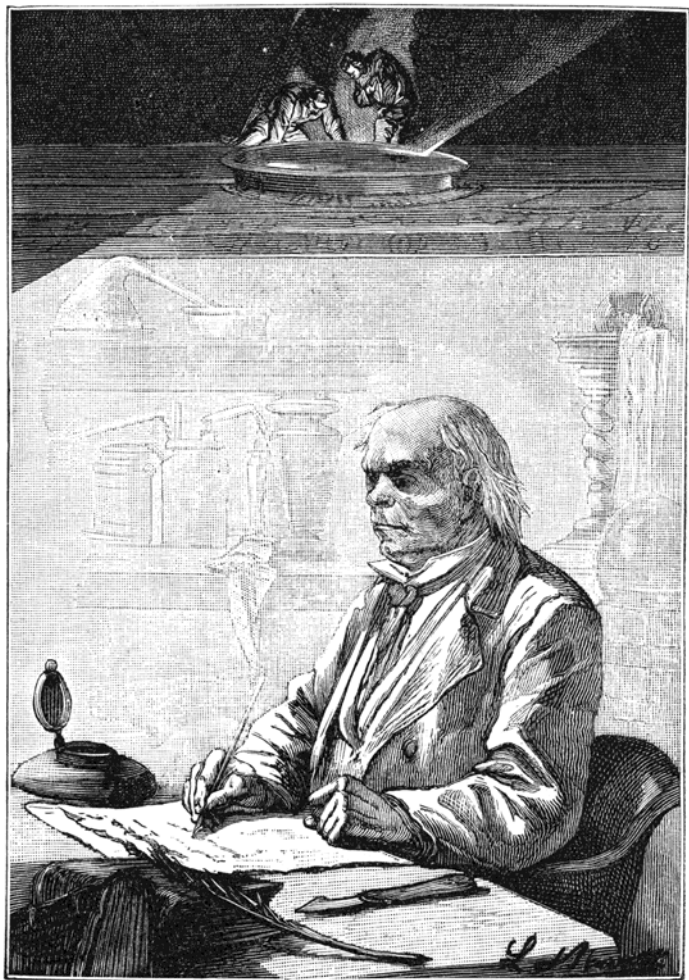
Auf jeden Fall mußte die Wirkung dieses Unfalls wahrhaft blitzartig gewesen sein. Herrn Schultze überraschte der Tod in derselben Stellung, die er im Moment der Explosion innehatte, indem er durch eine Kälte von über 100 Grad unter Null sofort mumifiziert wurde.

Marcel's Aufmerksamkeit erregte jetzt aber besonders die Wahrnehmung, daß der König von Stahlstadt mitten im Schreiben den Tod gefunden hatte.

Was mochte er wohl dem Papier mit jener Feder, die er noch immer in der Hand hielt, anvertraut haben? Es hätte gewiß die Neugier eines jeden gereizt, den letzten Gedanken, die letzten Worte eines so eigenartigen Mannes zu erfahren.

Wie konnte man aber an dieses Papier herankommen? Zunächst war überhaupt nicht daran zu denken, sich durch Zerdrücken der Glaslinse Eingang in das Laboratorium selbst zu verschaffen. Die darin unter gewaltigem Druck eingeschlossene Kohlensäure wäre unzweifelhaft nach außen entwichen und hätte jedes lebende Wesen umhüllt und rasch erstickt. Auf diese Weise wäre man also nur einem gewissen Tod entgegengegangen, und offenbar stand die Gefahr in keinem Verhältnis zu den Vorteilen, die der Besitz jenes Papiers versprach.

Erschien es nun so gut wie unmöglich, Herrn Schultzes Leichnam die letzten von seiner Hand geschriebenen Zeilen zu entreißen, so konnte man sie vielleicht von außen entziffern, da sie durch die Strahlenbrechung der Linse



vergrößert erschienen und von dem mächtigen Schein der zwei elektrischen Lampen taghell erleuchtet waren.

Marcel kannte ja Herrn Schultzes Handschrift, und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm wirklich, die folgenden Zeilen zu enträtseln.

So wie alles, was Herr Schultze aufzeichnete, enthielten auch diese mehr einen Befehl als etwa eine Instruktion.

»Ordre an B.K.R.Z., binnen 14 Tagen mit der gegen France-Ville ausgerüsteten Expedition aufzubrechen. – Gleich nach Empfang dieser Ordre die von mir vorbereiteten Maßnahmen zur Ausführung zu bringen. – Das Experiment muß diesmal vernichtend und vollständig wirken. – Ändern Sie kein Jota an meinen Anordnungen. – Ich will, daß France-Ville nach 14 Tagen eine tote Stadt und keiner ihrer Bewohner am Leben sei. – Ich brauche ein modernes Pompeji und will damit Schrecken und Bestürzung über die ganze Welt verbreiten. – Wenn mein Befehl richtig ausgeführt wird, wird dieser Erfolg unzweifelhaft erreicht.

Die Leichen von Doktor Sarrasin und Marcel Bruckmann werden Sie hierher senden. – Ich will Sie sehen und besitzen.

Schultz...«

Die Unterschrift war unvollendet; das »e« am Ende und der gewöhnliche Schnörkel unter dem Namen fehlten noch.

Stumm und regungslos standen Marcel und Octave eine Zeitlang diesem fremdartigen Anblick gegenüber, die ent-

setzten Zeugen der Berufung eines bösen Geistes vor das ewige Gericht, eines Geistes, dessen Bestrebungen sich in unerhört phantastischen Regionen verloren.

Endlich mußten sie sich doch dieser traurigen Szene entreißen. Tief im Innern erregt, verließen die beiden Freunde den Saal über dem unheimlichen Laboratorium.

In diesem Grab, in dem vollkommene Dunkelheit herrschen mußte, wenn die Lampen nach dem Aufhören des elektrischen Stroms verlöschten, sollte also der Leichnam des Stahlkönigs allein ruhen, erstarrt und vertrocknet wie eine Mumie aus der Pharaonenzeit, die auch 20 Jahrhunderte noch nicht zu Staub zu verwandeln vermochten.

Eine Stunde später, und nachdem sie auch Sigimer, der sich über die wiedergeschenkte Freiheit herzlich befriedigt zeigte, wieder losgebunden hatten, eilten Octave und Marcel aus Stahlstadt hinweg und schlugen den Weg nach Franceville ein, wo sie am Abend glücklich anlangten.

Doktor Sarrasin arbeitete eben in seinem Kabinett, als man ihm die Rückkehr der beiden jungen Leute meldete.

»Laßt sie herein«, rief er, »schnell herein!«

Sein erstes Wort, als er der beiden ansichtig wurde, war:

»Nun?«

»Die Nachrichten, die wir aus Stahlstadt bringen, Herr Doktor«, begann Marcel, »sind derart, daß sie uns für lange Zeit Ruhe sichern. Herr Schultze ist nicht mehr! Herr Schultze ist tot!«

»Tot?« rief Doktor Sarrasin.

Nachdenklich und ohne ein Wort zu sprechen, stand der gute Doktor eine Weile vor Marcel.

»Mein Kind«, sagte er darauf mit weicher Stimme, »begriffst du, daß diese Neuigkeit, die mich erfreuen sollte, da sie uns von dem befreit, was ich am meisten verabscheue, von dem Krieg und noch dazu von dem ungerechtesten, grundlosesten Krieg, begreifst du, daß sie mir im Gegenteil recht nahegeht? Warum mußte dieser Mann mit so hervorragenden Geistesgaben unser Feind sein? Warum widmete er seine so seltenen Eigenschaften nicht dem Wohl seiner Mitmenschen? Wieviel Kraft wurde hier verschwendet, die so nutzbringend hätte verwendet werden können, wenn sie sich mit der unsrigen zum Heil der Allgemeinheit verband! Sieh, das kam mir zuerst in den Sinn, als du sagtest: ›Herr Schultze ist tot!‹ Doch nun erzähl, mein Freund, was du von seinem unerwartetem Ende weißt.«

»Herr Schultze fand seinen Tod«, berichtete Marcel, »in dem geheimnisvollen Laboratorium, das er mit diabolischer Schlaueit so eingerichtet hatte, daß während seines Lebens kein anderer einzudringen vermochte. Kein Mensch kannte dessen Vorhandensein, und folglich war es auch unmöglich, daß ihm jemand hätte zu Hilfe eilen können. Er fiel als das Opfer der unerhörten Konzentration aller Kräfte in seiner Hand, auf die er so großen Wert legte, um allein der Schlüssel seiner ganzen Schöpfung zu sein, dieser Konzentration, die sich zu der von Gott bestimmten Stunde gegen ihn und sein Werk selbst kehrte!«

»Das konnte nicht anders kommen«, antwortete Doktor Sarrasin. »Herr Schultze ging von völlig falschen Voraussetzungen aus. Die beste Regierung ist doch offenbar nur diejenige, deren Leiter nach seinem Tod leicht durch einen an-

deren ersetzt werden kann, und die ungestört fortarbeitet, weil es in deren Räderwerk kein Geheimnis gibt.«

»Sie werden sehen, Herr Doktor«, bemerkte Marcel, »daß das, was in Stahlstadt geschehen ist, den schlagendsten Beweis für diese ihre Worte bilden wird. Ich sah Herrn Schultze oft genug vor seinem Schreibtisch, dem Zentralpunkt, von dem alle Befehle ausgingen, denen Stahlstadt gehorchte, ohne daß dabei je ein anderer Mensch zurate gezogen worden wäre. Auch der Tod überraschte ihn in seiner gewohnten Beschäftigung, so daß er noch alle Kennzeichen des Lebens hatte und ich jeden Augenblick erwartete, das Gespenst mich anreden zu hören! Der Erfinder ist aber als Märtyrer seiner Erfindung gefallen! Vernichtet durch eines jener Geschosse, mit dem er unsere Stadt verderben wollte. Die Waffe zerbrach in seiner Hand, als er beim letzten Wort des Befehls zum Angriff war. Hören Sie!«

Marcel las mit lauter Stimme die von Herrn Schultzes Hand geschriebenen Zeilen vor, von dem er eine Kopie entnommen hatte. Dann fügte er hinzu:

»Außerdem überzeugte mich von dem Ableben des Herrn Schultze aber auch noch die Beobachtung, daß alles Leben rings um ihn erstorben war. In Stahlstadt atmete keine Seele mehr! Wie in Dornröschens Zauberschloß hatte der Schlaf alles überfallen, alle Bewegung gehemmt. Die Lähmung des Herrn lähmte gleichzeitig die Diener und erstreckte sich sogar bis auf die toten Maschinen.«

»Ja wahrhaftig«, rief da Doktor Sarrasin, »es gibt eine göttliche Gerechtigkeit! Gerade als er einen unerhörten An-

griff gegen uns plante, als er die Federn zu sehr anspannte, da mußte Herr Schultze unterliegen!«

»Gewiß«, erwiderte Marcel; »doch nun, Herr Doktor, denken wir nicht an die Vergangenheit, sondern an die Gegenwart. Schultzes Tod bedeutet für uns den Frieden. Er bedeutet auch den Untergang des von ihm geschaffenen, übrigens wunderbaren Werks, aller Voraussicht nach dessen Ende. Unklugheiten so kolossaler Art, wie alles, was der Stahlkönig erdachte, haben es untergraben. Einerseits verblendet durch den Erfolg und andererseits durch seinen Haß gegen Frankreich und gegen Sie, hat er allen, von denen er eine feindliche Gesinnung gegen uns annehmen konnte, ohne ausreichende Sicherstellung ungeheure Waffenvorräte geliefert. Trotzdem aber, und obgleich die Berichtigung dieser Außenstände sehr lange auf sich warten lassen dürfte, glaube ich, daß eine feste Hand imstande sein müßte, Stahlstadt wieder aufzurichten und all jene Kräfte, die jetzt nur der Zerstörung dienten, für bessere Zwecke nutzbar zu machen. Herr Schultze hat nur einen in Betracht kommenden Erben, Doktor, und dieser Erbe sind Sie. Sein Werk darf nicht untergehen. Man glaubt in der Welt nur allzu gern, daß bloß der Untergang einer rivalisierenden Macht von Vorteil sein könne. Das ist doch nicht der Fall, und Sie werden, hoffe ich, mit mir übereinstimmen, daß es Pflicht ist, aus diesem ungeheuren Schiffbruch zu retten, was für das Wohlergehen der Menschheit zu retten ist. Dieser Aufgabe mich zu widmen, bin ich von ganzem Herzen bereit.«

»Marcel hat recht«, fiel hier Octave ein, indem er die Hand des Freundes drückte, »und ich verpflichte mich gern,

unter seiner Leitung zu arbeiten, wenn mein Vater dem zustimmt.«

»Es sei euch gewährt, meine Kinder«, sagte Doktor Sarasin, »ja, Marcel, an Kapital wird es uns nicht fehlen, und mit deiner Hilfe werden wir in dem wiedererstandenen Stahlstadt ein Arsenal von Hilfsmitteln besitzen, das uns für alle Zukunft vor jedem Angriff sicherstellt. Und so wie wir erstreben, die stärksten unter allen zu sein, so wollen wir auch trachten, stets Gerechtigkeit zu üben und die Wohltaten des Friedens und der Gerechtigkeit alle schätzen lehren, die mit uns in Berührung kommen. Oh, Marcel, welche schöne Träume! Und wenn ich mir sage, daß ich einen Teil von ihnen mit dir und durch dich zu erfüllen imstande bin, frage ich mich oft ... ja, ich frage mich, warum ich nicht zwei Söhne habe! Warum du nicht Octaves Bruder bist! Uns dreien würde nichts mehr unmöglich sein!«

19. KAPITEL

Eine Familienangelegenheit

Vielleicht ist im Laufe dieser Erzählung von den persönlichen Angelegenheiten ihrer eigentlichen Helden etwas zu wenig die Rede gewesen. Ein Grund mehr, jetzt um ihrer selbst willen ausführlicher auf sie zurückzukommen.

Der gute Doktor ging nicht so sehr im allgemeinen und in seinem Streben für die Menschheit auf, daß das Individuum für ihn entschwunden wäre, obwohl er hier nur seinen Idealen nachzujagen schien. Er erschrak also etwas

über die Blässe, die Marcells Antlitz bei seinen letzten Worten bedeckte. Seine Augen suchten in denen des jungen Mannes den Sinn dieser plötzlichen Erregung zu lesen. Das Stillschweigen des alten Praktikers hatte etwa die Bedeutung einer Frage an das Schweigen des jungen Ingenieurs, wobei der erstere zu erwarten schien, das jener es brechen würde; Marcel aber, der durch eine ungeheure Willensanstrengung seiner Herr geworden war, fand bald sein kaltes Blut wieder. Sein Teint hatte die natürlichen Farben wieder angenommen und seine Haltung war die eines Menschen, der die Fortsetzung einer Unterhaltung erwartet.

Doktor Sarrasin, der jetzt vielleicht selbst etwas über seine Worte an Marcel erschrak, näherte sich seinem jungen Freund; dann nahm er dessen Arm, wie es ein Arzt zu tun pflegt, wenn er so nebenbei den Puls eines Kranken fühlen will.

Marcel ließ es sich willig gefallen, ohne daran zu denken, was der Doktor tat, und da er auch nicht sprach, begann sein alter Freund aus neue:

»Mein wackerer Freund, unsere Unterhaltung über die spätere Gestaltung Stahlstadts führen wir wohl gelegentlich weiter. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß wir uns nicht mit der Verbesserung des Loses aller beschäftigten, und besonders des Schicksals derjenigen, die man liebt und die unserem Herzen überhaupt am nächsten stehen. So halte ich zum Beispiel den Augenblick für gekommen, dir von einem jungen Mädchen zu erzählen – deren Namen du später erfahren sollst –, was sie schon seit langer Zeit und seit einem Jahr wenigstens zum 21. Mal ihrem Vater und ih-

rer Mutter antwortete, wenn die Rede auf das Heiraten kam. Alle diesbezüglichen Fragen waren übrigens so vorsichtig gestellt, daß wohl jede auf ihre Erörterung hätte eingehen können, und doch antwortete das junge Mädchen ›Nein!‹ und immer nur ›Nein!‹«

Da entzog Marcel, wie durch eine plötzliche Bewegung getrieben, seine Hand rasch der des Doktors. Sei es nun, daß dieser sich von der Gesundheit seines Patienten hinreichend überzeugt, oder daß er es gar nicht bemerkt hatte, wie jener ihm seinen Arm und scheinbar sein Vertrauen entzogen, jedenfalls fuhr er in seiner Erzählung fort, ohne auf diesen kleinen Zwischenfall Rücksicht zu nehmen.

»Nun, so sage uns endlich«, drang die Mutter in die junge Person, von der ich spreche, ›die Gründe deiner fortwährenden Ablehnung. Erziehung, Vermögen, glückliche Verhältnisse, körperliche Vorzüge – du hast ja alles? Warum dies bestimmte, entschlossene rasche Nein auf all jene Fragen, die du nicht einmal der Prüfung für wert zu halten scheinst? Du bist doch sonst nicht so peremptorisch!«

Gegenüber diesem Vorwurf ihrer Mutter sah sich das junge Mädchen gezwungen, zu reden, und einmal entschlossen, das peinliche Schweigen zu brechen, sagte sie folgendes:

›Ich antworte dir, liebe Mutter, mit voller Offenherzigkeit Nein, wie ich dir Ja antworten würde, wenn dieses Ja aus meinem Herzen kommen könnte. Ich stimme darin mit Euch vollkommen überein, daß eine große Anzahl der Partien, die Ihr vorschlagt, nach vielen Seiten annehmbar erscheint; aber außer der Befürchtung, daß sich alle diese

Anfragen vielmehr an die beste, das heißt die reichste Partie der Stadt wenden, als an meine Person, und daß dieser Gedanke mir nicht Lust macht, Ja zu sagen, wage ich, da Ihr es wünscht, auszusprechen, daß darunter der Antrag sich nicht befindet, den ich erwartete, noch erwarte und der leider wohl sehr lange auf sich warten lassen wird oder auch niemals kommt.«

»Was, Kind«, rief die Mutter erstaunt, »du bist ...«

Sie vollendete den Satz nicht, da sie kein rechtes Ende zu finden wußte, sondern warf nur einen zärtlichen Blick auf ihren Gatten, als ob sie auf dieser Seite einen Ausweg und Hilfe suchte.

Ob dieser nun auf die Sache nicht eingehen wollte, oder vielleicht wünschte, daß darüber erst Mutter und Tochter etwas klarer werden möchten, jedenfalls schien er den Blick nicht zu verstehen, obwohl das arme Kind tief errötend und jetzt scheinbar auch etwas erregt, nun plötzlich noch weiterging.

»Ich sagte dir, meine Herzensmutter«, fuhr sie fort, »daß die Anfrage, die ich erwartete, noch sehr lange auf sich warten lassen könnte oder auch niemals erfolgt. Ich gestehe dir, daß diese Verzögerung mich weder verwundern noch kränken wird. Ich habe, sagt man, das Unglück, reich zu sein; der, welcher jene Frage stellen sollte, ist dagegen sehr arm; deshalb hat er bis jetzt geschwiegen und sehr recht getan. Ich muß vielmehr abwarten, ob ...«

»Warum sollen wir ihm aber nichts andeuten«, fiel ihr die Mutter ins Wort, welche die Worte, die sie von der Tochter zu hören fürchtete, von deren Lippen nehmen wollte.

Da mischte sich der Vater des Mädchens ein.

›Meine beste Freundin‹, sagte er, die beiden Hände seiner Gattin liebevoll fassend, ›eine um ihre Tochter so zärtlich besorgte Mutter wie du, rühmt vor dieser, wenn sie in die Welt eintritt oder doch nahe daran ist, nicht ungestraft die Vorzüge eines jungen wackeren Mannes, der fast zu unserer Familie gehört, macht nicht ungehört auf die Achtbarkeit seines Charakters aufmerksam oder stimmt ihrem Gatten mit Eifer zu, wenn dieser Gelegenheit nimmt, dessen Fähigkeiten hervorzuheben, wenn er mit Wärme von den tausend Beweisen rührender Anhänglichkeit spricht, die er von ihm empfangen hat. Wenn diejenige, die diesen jungen Mann vor Augen hat, der von Vater und Mutter allen anderen vorgezogen wird, ihn selbst nicht bemerkt hätte, so hätte sie eben vollkommen gegen Recht und Pflicht gehandelt.‹

›Ach, mein Vater‹, rief das junge Mädchen, während sie sich ihrer Mutter in die Arme warf, um ihre Erregung zu verbergen, ›wenn du mich durchschaust, warum zwingt ihr mich, selbst zu sprechen?‹

›Warum? Ei, um die Freude zu haben, dich zu hören, mein Töchterchen, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche, um dir sagen zu können, und von deiner Mutter sagen zu lassen, daß wir den Weg billigen, den dein Herz betreten hat, daß deine Wahl uns entzückt; und was den armen und stolzen Mann betrifft, der den Antrag machen sollte, dem seine zarte Zurückhaltung widerstrebt, so werde ich diese Frage an ihn stellen. Ja, ja, ich werde es tun, da ich in seinem Herzen gelesen habe wie in dem deini-gen! Beruhige dich also! Bei der ersten sich bietenden Ge-

legenheit werde ich Marcel fragen, ob es ihm recht ist, mein Schwiegersohn zu werden!««

Diese unerwartete Anrede, die ihm plötzlich die Augen öffnete, schnellte Marcel wie eine Feder empor. Octave hatte schweigend seine Hand gedrückt, während Doktor Sarrasin ihn in seine Arme drückte. Der junge Elsässer war bleich wie der Tod. Ist das aber nicht die Farbe, die das Glück stets auf die Wangen treibt, selbst bei den stärksten Seelen, wenn es in das Herz einzieht, ohne Vorsicht! gerufen zu haben?

20. KAPITEL

Schluß

France-Ville ist nun von jeder Unruhe frei, in Frieden mit allen Nachbarn, weise verwaltet, glücklich mit seinen klugen Bewohnern und blüht im eigenen Glück empor. Sein wohlverdientes Gedeihen erregt bei niemandem Neid, seine Stärke schützt es vor ungerechten Angriffen.

Stahlstadt war nichts als eine ungeheure Werkstatt, eine gefürchtete Zerstörungsmaschine in der eisernen Hand des Herrn Schultze, jetzt ist durch Marcel Bruckmanns Bemühen die Liquidation vollendet, ohne daß jemand dabei geschädigt worden wäre, und nun ist es ein Zentralpunkt ohnegleichen geworden, der befruchtend auf alle Zweige der Industrie wirkt.

Seit einem Jahr ist Marcel der glückliche Gatte Jeannes, und die Geburt eines Kindes setzte ihrem Glück noch die Krone auf.



Octave hat sich unter der Leitung seines Schwagers noch weiter trefflich entwickelt und unterstützt ihn mit voller Kraft. Seine Schwester geht jetzt damit um, ihn an eine ihrer Freundinnen zu verheiraten, die neben hübscher Erscheinung auch gesunden Menschenverstand und Willensstärke genug besitzt, ihn vor etwaigen Rückfällen zu bewahren.

Die Wünsche des Doktors und seiner Gattin sind in Erfüllung gegangen, und sie würden sozusagen auf dem Gipfel des Glücks und des Ruhms stehen – wenn der Ruhm in dem Programm ihres edlen Ehrgeizes nur überhaupt eine Stelle gefunden hätte.

Schließlich dürfen wir wohl versichern, daß für die Zukunft, dank den Bemühungen von Doktor Sarrasin und Marcel Bruckmanns, bestens gesorgt ist und daß das Beispiel von France-Ville und Stahlstadt, der Musterstadt und Musterwerkstatt, auch für spätere Generationen nicht verloren sein wird.

INHALT

1. In dem Mr. Sharp sich beim Leser einführt	3
2. Zwei Stubenburschen	20
3. Unter »Vermischtes«	38
4. Jeder seinen Teil	53
5. Die Stahlstadt	71
6. Der Albrechts-Schacht	94
7. Die Zentralanlagen	112
8. Die Höhle des Drachen	126
9. »P. P. C.«	149
10. Ein Artikel aus »Unser Jahrhundert«, dt. Revue	166
11. Ein Abendessen bei Dr. Sarrasin	185
12. Der Kriegsrat	194
13. Marcel Bruckmann an Prof. Schultze, Stahlstadt	210
14. Klar zum Gefecht	213
15. Die Börse von San Francisco	221
16. Zwei Franzosen gegen eine Stadt	234
17. Erklärungen mit Pulver und Blei	247
18. Des Rätsels Lösung	259
19. Eine Familienangelegenheit	269
20. Schluß	274